

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Journal for Gender, Culture and Society

Kessels/Metz-Göckel (Hrsg.) |

Gender in der psychologischen Forschung

Ferstl/Kaiser | Sprache und Geschlecht: Wie quantitative Methoden aus der Experimental- und Neuropsychologie einen Beitrag zur Geschlechterforschung leisten können

Ebert/Steffens | Positionartikel zum Forschungsprogramm *Explizite und implizite geschlechterbezogene Kognitionen heute*

Abele | Berufserfolg von Frauen und Männern im Vergleich. Warum entwickelt sich die „Schere“ immer noch auseinander?

Eckert/Imhof | Was Mädchen schadet, muss für Jungen noch lange nicht schädlich sein: die Leseleistung von Jungen unter *Stereotype Threat*

Moser/Hannover/Becker | Subtile und direkte Mechanismen der sozialen Konstruktion von Geschlecht in Schulbüchern

Motakef/Wöhlke | Ambivalente Praxen der (Re-)Produktion. Fürsorge, Bioökonomie und Geschlecht in der Lebendorganspende

Stückler | Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung

Krasilnikova | Fokus Russland: „Gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter ist eine Utopie“

3 | 13

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 3

5. Jahrgang 2013

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Gender in der psychologischen Forschung**

Ursula Kessels, Sigrid Metz-Göckel	Vorwort	7
---------------------------------------	---------	---

Schwerpunkt

Evelyn C. Ferstl, Anelis Kaiser	Sprache und Geschlecht: Wie quantitative Methoden aus der Experimental- und Neuropsychologie einen Beitrag zur Geschlechterforschung leisten können	9
Irena D. Ebert, Melanie C. Steffens	Positionenartikel zum Forschungsprogramm <i>Explizite und implizite geschlechterbezogene Kognitionen heute</i>	26
Andrea E. Abele	Berufserfolg von Frauen und Männern im Vergleich. Warum entwickelt sich die „Schere“ immer noch auseinander?	41
Christine Eckert, Margarete Imhof	Was Mädchen schadet, muss für Jungen noch lange nicht schädlich sein: die Leseleistung von Jungen unter <i>Stereotype Threat</i>	60
Franziska Moser, Bettina Hannover, Judith Becker	Subtile und direkte Mechanismen der sozialen Konstruktion von Geschlecht in Schulbüchern. Vorstellung eines Kategoriensystems zur Analyse der Geschlechter(un)gerechtigkeit von Texten und Bildern	77

Offener Teil

Mona Motakef, Sabine Wöhlke	Ambivalente Praxen der (Re-)Produktion. Fürsorge, Bioökonomie und Geschlecht in der Lebendorganspende	94
Andreas Stückler	Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung	114

Aus Forschung, Politik & Praxis

Oxana Krasilnikova	Fokus Russland: „Gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter ist eine Utopie“. Interview mit Dr. Oxana Krasilnikova, Dozentin am Lehrstuhl für Politikwissenschaft der Kazan Federal University, zur Situation von Frauen in Russland	131
--------------------	---	-----

Tagungsberichte

Veronika Duma	Intimität. Geschlechterwissenschaftliche Perspektiven. 3. Jahrestagung der Wissenschaftlichen Fachgesellschaft Geschlechterstudien vom 15. bis 16. Februar 2013 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main	139
Barbara Streidl	„Es geht um mehr! Gender und Utopien“. Tagung vom 1. bis 2. März 2013 an der Evangelischen Akademie Tutzing	145
Lydia Jenderek	Transnationale Räume und Geschlecht. Internationale Tagung vom 4. bis 5. April 2013 an der Universität Paderborn	150

Rezensionen

Ulrike Klöppel	Uta Schirmer, 2010: Geschlecht anders gestalten: Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten	155
Jürgen Budde	Markus Theunert (Hrsg.), 2012: Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht	158
Diana Lengersdorf	Sylka Scholz, 2012: Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland	160
Nina Wehner	Diana Baumgarten, 2012: Väter von Teenagern. Sichtweisen von Vätern und ihren jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung	163

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Gender in Psychological Research**

Ursula Kessels, Sigrid Metz-Göckel	Introduction	7
---------------------------------------	--------------	---

Essays

Evelyn C. Ferstl, Anelis Kaiser	Language and gender: How quantitative methods from experimental psychology and neuropsychology can contribute to gender research	9
Irena D. Ebert, Melanie C. Steffens	Explicit and implicit gender-related cognitions today	26
Andrea E. Abele	A comparison of women's and men's professional success. Why is the gender gap still widening?	41
Christine Eckert, Margarete Imhof	What holds girls back does not necessarily put boys at a disadvantage: Reading performance of boys in <i>stereotype threat</i> situations	60
Franziska Moser, Bettina Hannover, Judith Becker	The social construction of gender in school-books. A coding frame for analyzing subtle and blatant forms of gender unfairness in texts and pictures	77

Essays: Open Part

Mona Motakef, Sabine Wöhlke	Ambivalent practices of (re)production. Care, bioeconomy and gender in living organ donation	94
Andreas Stückler	Towards a hegemonic femininity? Gender, competition and the dialectic of gender equality	114

From Research, Politic & Practice

Oxana Krasilnikova	Focus on Russia: "Gender equality is utopian". Interview with Dr Oxana Krasilnikova, lecturer in political science at Kazan Federal University, on women's situation in Russia	131
--------------------	--	-----

Conference Proceedings

Veronika Duma	Intimacy. Gender-Sensitive Perspectives. Third Annual Conference of the Gender Studies Association, 15/16 February 2013, Goethe University Frankfurt am Main	139
Barbara Streidl	"We want more! Gender and Utopias." Conference, 1/2 March 2013, Protestant Academy in Tutzing	145
Lydia Jenderek	Transnational Spaces and Gender. International Conference, 4/5 April 2013, University of Paderborn	150

Book Reviews

Ulrike Klöppel	Uta Schirmer, 2010: Geschlecht anders gestalten: Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten	155
Jürgen Budde	Markus Theunert (Hrsg.), 2012: Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht	158
Diana Lengersdorf	Sylka Scholz, 2012: Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland	160
Nina Wehner	Diana Baumgarten, 2012: Väter von Teenagern. Sichtweisen von Vätern und ihren jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung	163

Gender in der psychologischen Forschung

Ursula Kessels, Sigrid Metz-Göckel

Die wissenschaftliche Psychologie untersucht auf vielfältige Art Fragestellungen, die für die Genderforschung relevant sind. Dabei gehen die Ansätze einer quantitativen, in den meisten (und interessantesten) Fällen auch experimentell arbeitenden psychologischen Forschung weit darüber hinaus, etwaige Unterschiede zwischen Frauen und Männern zu messen, zu berichten – und damit, so könnte kritisiert werden, überhaupt erst zu konstituieren und festzuschreiben. So zeigt diese Forschung nicht nur auf, welche psychologischen Konsequenzen die Zuordnung zu einer Geschlechterkategorie auf der Ebene der Individuen hat, sondern hat auch zahlreiche Befunde vorzuweisen, unter welchen Bedingungen und auf welche Art und Weise Unterschiede zwischen den Geschlechtern salient, verstärkt und handlungswirksam werden. Mit der Untersuchung dieser Konstruktionsmechanismen von Gender sowie der daraus erwachsenden Konsequenzen beschäftigt sich die Psychologie also mit Kernfragen der Genderforschung.

Intention des vorliegenden Heftes ist es, zu verdeutlichen, dass die quantitative und experimentelle Psychologie wichtige Impulse und Erweiterungen zur Geschlechterforschung liefert. Damit hoffen wir, zum inter- und multidisziplinären Dialog innerhalb der Genderforschung beizutragen. In den Schwerpunktbeiträgen aus der experimentellen Psychologie wird über Untersuchungen und Befunde der neuropsychologischen, sozialpsychologischen und pädagogisch-psychologischen Forschung berichtet, die Berührungspunkte mit der sozialwissenschaftlichen Genderforschung aufweisen.

Der Beitrag von *Evelyn C. Ferstl* und *Anelis Kaiser* erörtert einleitend, inwiefern sich die Gender Studies und die wissenschaftliche Psychologie fremd geblieben sind und welche Unterschiede in den grundsätzlichen wissenschaftlichen Paradigmen für diese Distanz verantwortlich zeichnen. In einem Überblick stellen die Autorinnen dar, wie die Erkenntnisse experimentalpsychologischer Grundlagenforschung zum Verständnis von Themen beitragen, mit denen sich die üblicherweise qualitativ forschenden Gender Studies beschäftigen. Exemplarisch wird an Beispielen aus der neurowissenschaftlichen Sprachpsychologie nachvollziehbar gemacht, wie non-reaktive Messverfahren (z. B. anhand der Pupillenkontraktion oder mittels funktioneller Bildgebung) solche unwillkürlichen Prozesse und Mechanismen abbilden können, die der Selbstbeobachtung der Untersuchungsteilnehmenden nicht zugänglich sind und daher nicht durch deren eigene explizite Beschreibungen erforscht werden können.

Irena D. Ebert und *Melanie C. Steffens* beschreiben, wie die in der experimentellen Psychologie entwickelten Methoden einen substanziellen Beitrag zur Forschung über Geschlechterstereotype leisten. Sie verdeutlichen, inwiefern sozialpsychologische Studien zum Verständnis von Klischees und Vorurteilen sowie diskriminierendem Verhalten beitragen können. Und wie Ferstl und Kaiser können sie zeigen, dass die non-reaktiven Messverfahren die „expliziten“ Messverfahren in sehr wertvoller Weise ergänzen. Die Autorinnen fassen die dadurch erzielten Ergebnisse dahingehend zusammen, dass Frauen zwar die unter „Agency“ subsumierten „typisch männlichen“ Eigenschaften inzwischen mehr zugesprochen werden als früher, Männern hingegen nicht in gleichem Maße auch

„Communion“, die „typisch weibliche“ kooperative Fokussierung auf andere Menschen, zugeschrieben wird.

Wie diese Stereotype über Eigenschaften der Geschlechter sowie andere psychologische Faktoren wie das Selbstkonzept oder eigene Ziele die beruflichen Laufbahnen von Männern und Frauen mit beeinflussen, beschreibt der Überblicksartikel von *Andrea E. Abele*. Die Autorin entwickelt ein Modell, mit dem sie die Einflüsse des biologischen Geschlechts auf die Außenperspektive (als soziales Geschlecht) und die Innenperspektive (als psychologisches Geschlecht) untersucht. Außerdem integriert sie Befunde über die unterschiedlichen beruflichen Auswirkungen von Elternschaft bei Frauen und Männern und zeigt damit die Bedeutung sozialpsychologischer Forschung auch für Fragen der Geschlechtergerechtigkeit von Erwerbsarbeit auf.

Die experimentelle Untersuchung von *Christine Eckert* und *Margarete Imhof* zum sogenannten „stereotype threat“ fokussiert anhand der stereotypen Annahme, dass Jungen im Vergleich zu Mädchen zu den schlechter Lesenden gehören, die Auswirkungen von Stereotypen auf schulisches Lernen. Sie geht der Frage nach, ob sich Jungen durch dieses Stereotyp „bedroht“ fühlen und bei Konfrontation mit diesem eine Leistungsminderung zeigen; analog zu vorliegenden Studien, die für Mädchen einen leistungsmindernden Effekt auf ihre Mathematikleistung erkennen ließen. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass bei Jungen die Bedrohung durch ein negatives Stereotyp nicht in gleicher Weise wirkt, wie es die vieldiskutierten Untersuchungen mit weiblichen Versuchspersonen zeigten.

Wie und in welchem Ausmaß heutzutage Klischees über Geschlechter und Geschlechterrollen über ein zentrales Medium, das Schulbuch, transportiert werden, ist Thema des Beitrags von *Franziska Moser*, *Bettina Hannover* und *Judith Becker*. Die sorgfältige Konstruktion eines Kategoriensystems zur Untersuchung von Geschlechtergerechtigkeit in Schulbüchern verdeutlicht, wie vielfältig und zum Teil subtil die Vermittlung von Rollenvorstellungen in Text- und Bild Darstellungen abläuft. Mit diesem Kategoriensystem können verdeckte Mechanismen der Herstellung von Geschlechterdifferenzen aufgezeigt werden, die sich beispielsweise in nicht geschlechtergerechter Sprache, Beschreibung geschlechtsstereotyper Aktivitäten und räumlichen Anordnungen auf Abbildungen äußern.

Im Offenen Teil beschäftigen sich *Mona Motakef* und *Sabine Wöhlke* mit dem Geschlechterverhältnis in der Lebendorganspende. Sie entwickeln nicht nur eine Genderperspektive auf diese, sondern machen gleichzeitig deutlich, dass die Lebendorganspende mehr als den singulären Akt der Transplantation umfasst. Sie stellt vielmehr eine Herausforderung für das Verhältnis von Körper, Arbeit und Leben dar. In seinem Beitrag über hegemoniale Weiblichkeit setzt sich *Andreas Stückler* mit dem von Sylka Scholz entwickelten Ansatz auseinander und nimmt dazu auch vor dem Hintergrund von Gleichstellungsfragen kritisch Stellung.

Die Rubrik „Aus Forschung, Politik und Praxis“ enthält ein Interview mit der russischen Politikwissenschaftlerin *Oxana Krasilnikova*, die einen Einblick in die aktuelle Situation von Frauen in Russland gibt. Sie erläutert Gründe für anhaltende Benachteiligungen und benennt mögliche Veränderungsansätze.

Den Abschluss dieser GENDER-Ausgabe bilden drei Berichte zu Tagungen in Paderborn, Tutzing und Frankfurt sowie vier Rezensionen zu aktuellen Neuerscheinungen aus der Frauen- und Geschlechterforschung, diesmal mit einem Fokus auf Männlichkeiten.

Schwerpunkt

Evelyn C. Ferstl*, Anelis Kaiser*

* gleichberechtigte Erstautorinnen

Sprache und Geschlecht: Wie quantitative Methoden aus der Experimental- und Neuropsychologie einen Beitrag zur Geschlechterforschung leisten können¹

Zusammenfassung

Wer die auf Geistes- und Sozialwissenschaftler basierende Literatur aus dem Kanon der Geschlechtertheorie betrachtet, erhält den Eindruck, dass die Psychologie innerhalb dieses Forschungsbereichs keine tragende Rolle spielt. Ein möglicher Grund für die fehlende Integration psychologischer Forschung scheint ihr Zugriff auf quantitative empirische Methoden zu sein, ein Ansatz, der für die naturwissenschaftlich orientierte psychologische Forschung zentral ist. In diesem Artikel wollen wir eine Lanze brechen für eine geschlechtertheoretisch informierte quantitative Experimentalpsychologie. Anhand unseres Forschungsgebietes Psychologie der Sprache illustrieren wir, an welchen Punkten die neueren behavioralen und neurowissenschaftlichen Methoden einen Beitrag leisten können und wie sie Erkenntnisse aus der qualitativen Genderforschung komplementieren. Der erste Teil befasst sich mit aktuellen Studien, die unter anderem mit Reaktionszeitmessungen und evozierten Potenzialen zeigen, wie stark Genderstereotypen in der Semantik verankert sind. Der zweite Teil thematisiert neuere Befunde aus der Neurobildgebung, die Geschlechtsunterschiede in der Lateralisierung von Sprachverarbeitung infrage stellen. Abschließend skizzieren wir neuere Forschungsansätze und plädieren für eine transdisziplinäre Kombination von qualitativen und quantitativen Methoden.

Schlüsselwörter

Sprache, Geschlechterforschung, Neurowissenschaft, Psycholinguistik, Gender Studies

Summary

Language and gender: How quantitative methods from experimental psychology and neuropsychology can contribute to gender research

On closer examination of the canon of gender theories that are based on the social sciences and humanities, the impression arises that psychology does not play a central role in this field of research. One possible reason for the lack of psychological research may be their use of quantitative and empirical methods – an indispensable approach in scientifically oriented psychological research, however. In this article, we advocate quantitative experimental psychology enriched by gender theory. Based on our field of research, the psychology of language, we illustrate which aspects of gender research can be complemented through behavioural and neuroscientific methods. The first section presents recent studies which, based on measurements of reaction time and ERPs, describe how strongly gender stereotypes are rooted in semantics. The second section introduces recent results from neuro-imaging studies and calls a sex-based lateralization of language processing into question. Finally, we sketch the latest research approaches and recommend a transdisciplinary combination of qualitative and quantitative methods.

Keywords

language, sex/gender research, neuroscience, psycholinguistics, gender studies

1 Wir bedanken uns bei den anonymen GutachterInnen für die sorgfältigen und konstruktiven Korrekturvorschläge.

1 Psychologie und Gender Studies

Geschlecht durchdringt alle Teilbereiche der Psychologie. Die Wahrnehmung geschlechtsrelevanter Information, die Formation von Vorurteilen oder Stereotypen, die Einstellung zu Rollen, die Genuswahl, die Verschränkung von Geschlecht mit anderen Merkmalen wie Ethnizität oder Klasse oder der Einfluss von Geschlecht auf die Neurobiologie des menschlichen Gehirns, dies sind nur wenige Beispiele für Fragestellungen, bei denen Geschlecht implizit oder explizit von Bedeutung ist (vgl. Brannon 2011; Fine 2010; Halpern 2000; Stahlberg/Sczesny/Braun 2001; Steins 2010). Trotz dieser zahlreichen psychologischen Forschungsrichtungen erhält man beim Einblick in den Literaturkanon der akademischen Geschlechtertheorie den Eindruck, dass die Psychologie darin (noch) keine tragende Rolle spielt. Wenn man etwa Lehrbücher oder Sammelbände über Sprache und Geschlecht betrachtet, steht die Gender- und Soziolinguistik im Vordergrund (Ayaß 2008; Coates/Pichler 2011; Holmes/Meyerhoff 2005), aber sprachpsychologische Ansätze oder Daten werden nur wenig rezipiert (vgl. Klann-Delius 2005 als Gegenbeispiel).

Im Wesentlichen liegen die Ursachen hierfür in der Tatsache, dass die institutionalisierte Geschlechterforschung in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften fußt und sich daraus automatisch ein gewisser Ausschluss der Psychologie ergibt. In diesem Sinne äußern sich auch Steffens und Ebert (2010):

„Zwischen dem internationalen Establishment in der heutigen akademischen Psychologie und den Gender Studies, die von Soziologie und Geisteswissenschaften geprägt sind, sehen wir einen tiefen Graben, den es zu überwinden gilt“ (Steffens/Ebert 2010: 194).

Diese Autorinnen haben kürzlich das Verhältnis zwischen den Gender Studies und der wissenschaftlichen Psychologie im Rahmen von Tungs „Stufenmodell der interkulturellen Kommunikation“ tiefergehend analysiert (Tung 2009; zitiert in Steffens/Ebert 2010: 193). So befinden sich ihrer Ansicht nach die Bemühungen der Disziplinen irgendwo zwischen „Bewusster Inkompetenz“, bei der wegen inkompatibler Ansätze ein Austausch erst gar nicht versucht wird, und „Bewusster Kompetenz“, bei der mühsam darum gerungen wird, sich die jeweiligen Theorien, Methoden und Terminologien gegenseitig verständlich zu machen.

Ein wichtiger Grund für das Fehlen psychologischer Forschung im akademischen Kanon der Gender Studies – und man muss auch umgekehrt sagen, für das Fehlen Gender-Studies-orientierter Forschung innerhalb der Psychologie – ist die scheinbar unüberbrückbare Kommunikationsschwierigkeit zwischen einer auf naturwissenschaftlichen Prinzipien basierenden Experimentalpsychologie und einer auf konstruktivistischen Merkmalen aufbauenden Geschlechterforschung. Wer je in diesem interdisziplinären Feld forschend involviert war, weiß, dass sich diese Verständnisschwierigkeit in verschiedenen konkreten Herausforderungen manifestieren kann.

So gilt es seitens der Experimentalpsychologie als wichtigste Errungenschaft, die Wissenschaft vom Verhalten des Menschen als Naturwissenschaft zu definieren. Mit der Übertragung der empirischen Methoden auf Fragestellungen aus dem Bereich der psychischen Welt kann das menschliche Erleben auf diese Weise in messbare, quantifizierbare Größen übersetzt werden. Während der letzten hundert Jahre haben sich

methodische Standards etabliert, die sowohl das Studiendesign als auch die statistische Auswertung der Experimentalpsychologie betreffen. Ein wesentliches Ziel dieser Standards ist es, über jeweils individuell-subjektive Introspektion hinauszugehen und damit die Replizierbarkeit und Verallgemeinerbarkeit von Erkenntnissen zu gewährleisten. Im Kern dieses Ansatzes steht der theoretisch geleitete Hypothesentest. Auch in anderen, nahen Wissenschaftsbereichen wie z. B. der experimentellen Linguistik wird dieser Zugang zunehmend verwendet. Die quantitativ-experimentelle Methodik ist aus naturwissenschaftlicher Sicht nicht verhandelbar, sondern stellt vielmehr ein definierendes Charakteristikum der Psychologie als Wissenschaft dar.

Seitens der feministischen Naturwissenschaftstheorie, einer Forschungsrichtung innerhalb der Gender Studies, wird Kritik an diesen naturwissenschaftlichen Methoden vorgenommen: Die Sichtbarmachung von anthropozentrischer Forschung, das Aufzeigen der Illusion von Objektivität oder der Objektivierbarkeit von Ergebnissen, die Ausweitung von unidimensionalen Faktoren, insbesondere einer dichotomen Kategorisierung von Geschlecht und Sexualität (vgl. Intersektionalität) – diese und ähnliche Postulate aus naturwissenschaftskritischer Forschung wurden bereits vor Jahrzehnten formuliert und später auf neurowissenschaftliche Methoden ausgeweitet (Schmitz 2002; Schinzel 2010). Bis auf wenige Ausnahmen (z. B. Burman 2007) werden sie jedoch zum großen Teil als unvereinbar mit den methodischen Grundvoraussetzungen experimenteller Psychologie betrachtet.

Dass die unterschiedliche methodische – und auch theoretische – Schwerpunktbildung dazu führt, die Genderforschung in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften zu verankern und damit naturwissenschaftliche Erkenntnisse in den Hintergrund zu drängen, ist und bleibt ein Problem (Palm 2003). Beispielsweise hat Anne Fausto-Sterling (2002) beschrieben, wie sie in unterschiedlichen *Communities* drei verschiedene Wissenschaftlerinnen-Leben führt: als Molekularbiologin beschäftigt sie sich mit einer zellulär definierten Mikrowelt; als interdisziplinäre Sexualitätsforscherin diskutiert sie zusammen mit Psychologie, Verhaltensforschung, Anthropologie und vielen anderen Fachbereichen systemische Phänomene des menschlichen Sexualverhaltens und als feministische Genderforscherin beschäftigt sie sich mit Wissenschaftskritik, politischen Machtverhältnissen und philosophischen Grundlagen eines konstruktivistischen Feminismus. Nach Fausto-Sterling scheinen diese *Communities* nicht neugierig voneinander lernen zu wollen, sondern konzentrieren sich auf Kritik und werfen sich gegenseitig Unwissenschaftlichkeit vor (Fausto-Sterling 2002: 23f.).

Fausto-Sterling selbst ist seit den 1970er Jahren eine der VorreiterInnen im interdisziplinären Bemühen, die Kommunikationsschwierigkeit zwischen Geschlechterforschung und den naturwissenschaftlichen, biomedizinischen und auch technischen Disziplinen zu überbrücken. Zwischen Naturwissenschaftskritik und Geschlechterforschung besteht mittlerweile eine langjährige Tradition und trotz des ambivalenten Verhältnisses ein produktiver wissenschaftlicher Austausch (vgl. Palm 2010; Schmitz 2011). Die Psychologie allerdings hat mit der akademischen und insbesondere konstruktivistischen Geschlechterforschung im deutschsprachigen Raum bisher kaum Berührungspunkte entwickeln können. Dass es ein Bedürfnis zur Veränderung dieses Status quo gibt, zeigen jüngere Publikationen (Bischof-Köhler 2006; Steins 2010; Strasser/Birbaumer 2010; Scholz 2010; Sieben/Scholz 2012) – auch wenn diese Bemühungen nicht immer

erfolgreich sind (vgl. z. B. die kritische Rezension von Birbaumer (2010) des Handbuchs von Steins 2010).

Auch dieser Artikel soll der Überbrückung der Verständnisschwierigkeiten zwischen Psychologie und Gender Studies dienen. Mit Beispielen aus unserer eigenen psychologischen Forschungsrichtung, der Sprachpsychologie, möchten wir dazu beitragen, die interdisziplinäre Kommunikation zwischen Psychologie und Gender Studies zu erleichtern. In zwei Abschnitten wollen wir exemplarisch aufzeigen, dass neuere quantitativ-empirische Studien zu geschlechtsrelevanten Fragestellungen interessante Forschungsergebnisse beisteuern können. Das Ziel dieses eklektischen Reviews ist, dafür zu argumentieren, dass solche Studien nicht trotz, sondern dank ihrer quantitativen Ausrichtung von Interesse für die Geschlechterforschung und -theorie sind. Es ist uns wichtig hervorzuheben, dass quantitative Methoden nicht imstande sind, alle geschlechts- oder geschlechterbezogenen Fragen in der Psychologie ganzheitlich oder umfassend zu beantworten. Welchen Beitrag sie leisten, das möchten wir zum einen am Beispiel der Verarbeitung von Geschlechterstereotypen in der Sprache und zum anderen anhand von neurolinguistischer Forschung zeigen.

2 Experimentelle Methoden: Prinzipien und Kritik

Bevor die beiden Abschnitte zu behavioralen und neurowissenschaftlichen Studien folgen, fügen wir einen kurzen methodischen Exkurs ein (vgl. Brannon 2011; Halpern 2000).

Experimentelle Untersuchungen folgen einem in der Theorie begründeten, hypothesengeleiteten Versuchsplan. Dieses Design beinhaltet sogenannte unabhängige Variablen – also Faktoren, deren Einfluss untersucht werden soll und deren Kontrolle der Experimentatorin unterliegt – sowie sogenannte abhängige Variablen – also die (quantifizierte) Messung von beobachtbarem Verhalten. Wenn nun unterschiedliche Ausprägungen der unabhängigen Variablen einen signifikanten Unterschied im Verhalten bedingen, wird von einem kausalen Zusammenhang ausgegangen. Ein statistisch signifikanter Unterschied bedeutet, dass er mit einer großen Wahrscheinlichkeit nicht zufällig gefunden wurde, sondern durch die im Experiment untersuchten Faktoren bedingt ist. Wohlgemerkt sagt der Begriff *signifikant* nichts darüber aus, ob die gefundene Differenz groß oder gar wichtig ist (Brannon 2011). Beim Ableiten von kausalen Zusammenhängen ist von Bedeutung, andere Einflüsse möglichst zu minimieren; z. B. werden Störvariablen vermieden, Versuchspersonen zufällig Gruppen zugeordnet u. v. m. Nur wenn der Versuchsplan Standards genügt, die in Jahrzehnten empirischer Forschung entwickelt worden sind, können die Ergebnisse als aussagekräftig gelten.

Nun sind viele „Experimente“, die im Bereich der kognitiven Genderforschung berichtet werden, eigentlich keine. Eine Mehrzahl der Studien untersucht Geschlechtsunterschiede, vergleicht also direkt das Verhalten von Frauen und Männern während einer bestimmten Aufgabe. Da die Zuordnung von Versuchspersonen zur Gruppe (d. h. zu Geschlecht) jedoch nicht zufällig erfolgen kann, handelt es sich lediglich um ein „Quasi-Experiment“ (vgl. Brannon 2011), für das die gewünschte kausale Schlussfolgerung im strengen Sinne ungültig ist. In jeder dieser Studien können Störvariablen wirken, die

mit dem Geschlecht konfundiert sind (z. B. sozio-kulturelles Umfeld, Erziehung, Metakognition, Körpergröße). Geschlechtervergleichende Studien sind deshalb nicht per se unzulässig, aber es ist wichtig, die Schlussfolgerungen entsprechend vorsichtig zu formulieren.

In diesem Zusammenhang lohnt es sich zu vergegenwärtigen, dass Geschlecht als unabhängige Variable meist nur different, nämlich dichotom markiert bzw. konstituiert ist, was dazu führt, dass bei der Erfassung der Teilnehmenden in gemischtgeschlechtlichen Studien die Personen ausschließlich in „weiblich“ oder „männlich“ klassifiziert werden (Strasser/Birbaumer 2010). Ist diese Klassifizierung erst einmal vorgenommen, so begünstigt sie, unabhängig von der Fragestellung, die Verifizierung einer Geschlechterdifferenz. Streng genommen erlaubt die Inferenzstatistik nämlich nur, die Null-Hypothese abzulehnen (d. h. einen Unterschied zu zeigen), nicht aber die Null-Hypothese zu bestätigen (d. h. zu folgern, dass es keinen Unterschied gibt). Eine Negierung, also die Ablehnung der Differenz, ist damit also prinzipiell statistisch unzulässig und wird zudem durch den *publication bias* (Dickersin/Min 1993) erschwert, der die Veröffentlichung von Null-Ergebnissen in der Regel nicht vorsieht. Daher liegt eine Gewichtung zugunsten des Unterschieds methodeninherent vor, die es schwierig macht, die Ähnlichkeit zu betonen (vgl. Hyde 2005). Kaiser et al. (2009) weisen – unter einer Reihe anderer Kritikpunkte – außerdem darauf hin, dass viele Ergebnisse zu Geschlechtsunterschieden nicht einmal auf A-priori-Hypothesen basieren, sondern möglicherweise zufällige Nebeneffekte in explorativen A-posteriori-Analysen waren. Auf diese Prädisposition zur Differenz weist die konstruktivistische Geschlechterforschung immer wieder hin. Aus experimentalpsychologischer Sicht wichtig ist hierbei jedoch, dass zwar die Schwierigkeit der Interpretation von Nicht-Ergebnissen im Hypothesentest angelegt ist, nicht jedoch die Definition von Geschlecht als zweigestufter, dichotomer, unabhängiger Variable.

Neben der grundsätzlichen Fragestellung, ob und wie sich Frauen und Männer in ihrem Verhalten unterscheiden, ist genauso wichtig zu untersuchen, welche Faktoren die Konstruktion von Geschlechterwissen oder Geschlechtsrollen beeinflussen oder bedingen bzw. ob in vermeintlich geschlechtsneutralen sozialen Zusammenhängen gegenderte Wahrnehmungen, Urteile oder Vorurteile eine Rolle spielen. Hierbei wird nicht primär der Unterschied zwischen weiblichem und männlichem Verhalten untersucht, sondern der Einfluss von Geschlechtinformation auf kognitive Prozesse (vgl. Brannon 2011). Ein Beispiel wäre zu untersuchen, ob fiktive Bewerbungen unterschiedlich beurteilt werden, wenn sie Frauen oder Männern zugeordnet sind. Die unabhängige Variable in solchen – nun „echten“ Experimenten – basiert auf einer geschlechtsrelevanten Definition von Stimuli oder Instruktionen und umgeht das obige Differenzproblem.

Experimentelle Untersuchungen müssen, nebst der Definition der unabhängigen Variablen, auch eine Operationalisierung des Verhaltens wählen, das heißt eine geeignete Definition der abhängigen Variablen vornehmen. Bei der Auswahl einer geeigneten Aufgabe steht das zu messende Konstrukt im Vordergrund (Kaiser 2012b), wie zum Beispiel das Wissen über Geschlechterstereotypen, -rollen oder -identität. In diesem Bereich wird es besonders wichtig, sich Messungen zunutze zu machen, die nicht auf den bewussten Verbalisierungen von Teilnehmenden basieren. Während qualitative Forschung Interviews, Befragungen und Fokusgruppen nutzt, geht die sozial-kognitive

Experimentalpsychologie davon aus, dass explizite Aussagen oft durch Reflexionsfähigkeit, politische Korrektheit u. ä. beeinflusst werden und somit nicht geeignet sind, das Wirken von subtilen Vorurteilen nachzuweisen.

Das Ziel quantitativer Methoden ist, implizite Einstellungen und unbewusstes Wissen zu Geschlecht messbar zu machen. Eine Vielzahl von Methoden steht dafür zur Verfügung. Es können Reaktionszeiten auf Millisekunden genau gemessen, physiologische Parameter (wie z. B. Hautwiderstand, Pupillenkontraktion) erfasst oder Ableitungen der Hirnfunktion vorgenommen werden (z. B. mittels EEG-Messungen oder funktioneller Bildgebung). Ein unschätzbare Vorteil dieser Messmethoden ist, dass sie schnelle, unwillkürliche, implizite Prozesse abbilden helfen, statt auf die individuelle, explizite Introspektion der Teilnehmenden abzielen. Da die subtilen Effekte dieser Messungen abgesichert werden müssen, werden entsprechend viele Versuchsdurchgänge einer größeren Anzahl von Versuchspersonen erhoben, um Variabilität, Messfehler und Messungenauigkeiten statistisch auszugleichen.

Es gibt also vielfältige Methoden aus der experimentalpsychologischen Forschung, um quantitativ das zu erfassen, was man auf einer individuellen, bewussten Ebene nicht so prägnant hätte zeigen können. Wie diese Methoden im Bereich der Sprachpsychologie auf geschlechtsrelevante Fragestellungen angewandt werden, zeigt der folgende Abschnitt.

3 Geschlechterstereotypen in der Sprache

Wie sieht dies für eine konkrete Fragestellung im Bereich der Sprachpsychologie aus? Betrachten wir als Beispiel die semantische Repräsentation von Geschlechtsstereotypen und die Verarbeitung von generischem Maskulinum (vgl. Klann-Delius 2005). Vielfach werden Bestrebungen, geschlechtergerechte Sprache einzuführen, mit dem Argument zurückgewiesen, dass generische Ausdrücke durchaus auch Frauen einschließen. Auch der Hinweis darauf, dass Frauen „mitgemeint“ sind, wird häufig als ausreichend betrachtet. Wenn Versuchspersonen direkt befragt werden, ob zum Beispiel eine Berufsbezeichnung („Arzt“, „Kindergärtner“) für Frauen und Männer gleichermaßen gilt, wird dies häufig bejaht. Die durch die feministische Linguistik angestoßene Forschung zur generischen Verwendung von maskulinen Personenbezeichnungen zeigt jedoch, dass das Genus von Personenbezeichnungen als Hinweis auf den Sexus interpretiert wird, selbst in allgemeinen/neutralen Kontexten (Irmen/Linner 2005; Heise 2000; Stahlberg/Sczesny 2001). Da in unserer Gesellschaft inzwischen viele Berufsfelder weniger stereotyp besetzt sind, sollte sich dies auch im Sprachgebrauch niederschlagen. Noch deutlicher lassen sich entsprechende Effekte im Englischen zeigen, das keine grammatische Genusmarkierung besitzt. Und in der Tat: Wenn Studierende gefragt werden, ob ein „Doctor“ männlich oder weiblich sein muss, gibt es kaum mehr stereotype Einschätzungen. White und White (2006) zeigten, dass sich die Einschätzung von *accountant* (BuchhalterIn) in den USA in dreißig Jahren der tatsächlichen Verteilung angepasst hat. Während dieser Beruf 1975 noch als eher männlich eingeschätzt wurde, hatte sich das schon 1989 ausbalanciert. Misst man jedoch Reaktionszeiten, sieht das Ergebnis anders

aus. Oakhill, Garnham und Reynolds (2005) verwendeten eine einfache Aufgabe. Zwei Wörter wurden nebeneinander auf dem Computerbildschirm gezeigt (z. B. *aunt* – *doctor*). Die Aufgabe war zu entscheiden, ob beide Wörter die gleiche Person bezeichnen können (*ja* im obigen Beispiel; *nein* für *queen* – *uncle*). Ja-Antworten waren dabei um so langsamer, je stärker die Stereotypie im Gedächtnis der Personen verankert ist. Interessanterweise lässt sich dieser Effekt auch durch explizite Instruktion nicht ganz eliminieren. Ein ähnliches Ergebnis wurde von Most, Verbeck Sorber und Cunningham (2007) schon bei Kindern nachgewiesen. Die Kinder hörten Wörter, die mehr oder weniger stark mit Geschlechtsrollen assoziiert waren (z. B. Fußball, Puppe, Rosi). Die Aufgabe war, unabhängig vom Inhalt zu entscheiden, ob eine Frau oder ein Mann das Wort gesprochen hatte. Auch hier bedingten die inkongruenten Durchgänge (z. B. „Fußball“ in einer weiblichen Stimme) längere Reaktionszeiten.

Der Implizite Assoziationstest (IAT) ist ein wichtiges Paradigma zur Untersuchung von Stereotypen, das sich ebenfalls auf Interferenzeffekte stützt (Rudman/Greenwald/McGhee 2001). Auch bei diesem Test ist die Aufgabe der Versuchspersonen, einfache Entscheidungen zu treffen. Hier werden jedoch zwei unterschiedliche Kriterien definiert. So soll zum Beispiel für Vornamen angegeben werden, ob sie weiblich oder männlich sind. Wird ein Gegenstand präsentiert (z. B. „Tafel“) soll dagegen entschieden werden, ob er eher von IngenieurInnen oder LehrerInnen benutzt wird. Interferenz oder Fazilitation wird nun durch verschiedene Tastenbelegungen erzeugt: Haben stereotype Einschätzung und Geschlechtszuordnung die gleiche Antworttaste (z. B. rechts: männlich/Ingenieur, links: weiblich/Lehrerin), sind die Reaktionszeiten kürzer, als wenn die Zuordnung gekreuzt wird (z. B. rechts: männlich/LehrerIn, links: weiblich/IngenieurIn). Der relative Anstieg der Reaktionszeiten wird als Maß der Stärke des impliziten Vorurteils betrachtet. Auf den ersten Blick erscheint dieser Test etwas kompliziert. Sein Vorteil liegt jedoch in der Tatsache, dass die Hauptaufgabe (d. h. *Tafel* mit *Schule* zu assoziieren) neutral in Bezug auf Geschlechtszuordnungen ist. White und White (2006) wiesen in der bereits zitierten Studie mittels des IATs eine Diskrepanz zwischen der expliziten Beurteilung und den implizit noch immer vorhandenen Stereotypen nach. Der IAT zeigte nur kleine Interferenzeffekte zwischen *accountant* und *engineer*, jedoch große zwischen *accountant* und *elementary school teacher*. BuchhalterIn wird also noch immer als eher männlicher Beruf betrachtet.

Dieser Test wurde vielfach auf Geschlechtsstereotypen angewandt – und die Ergebnisse bestätigen, dass auch irrelevante und „politisch unkorrekte“ Geschlechtsinformation automatisch aktiviert wird. Dass diese subtilen Repräsentationen durchaus gesellschaftliche Gegebenheiten reflektieren, wurde in einer groß angelegten kulturvergleichenden Studie eindrucksvoll gezeigt (Nosek et al. 2009). Basierend auf einem standardisierten Mathematik- und Wissenschaftstest für SchülerInnen der achten Klassen wurden für eine Vielzahl von Ländern die Leistungsunterschiede zwischen Mädchen und Jungen bestimmt. Gleichzeitig nahmen Tausende von – völlig unselektierten – Freiwilligen an einem Internet-basierten IAT teil, der die implizite Assoziation von Geschlecht mit Naturwissenschaft („Science“) bzw. Geisteswissenschaft („Liberal Arts“) untersuchte. Stärker noch als explizite Einschätzungen korrelierten die IAT-Werte mit der Geschlechtsasymmetrie in der Testperformanz, ein deutliches Zeichen dafür, dass die im IAT gemessenen Stereotypen in kulturell bedingten Verhältnissen verankert sind.

Während diese behavioralen Messungen deutliche Hinweise auf die Art und die Stärke der Stereotypen geben, sagen sie nichts über die neuronalen Prozesse aus, die während der Verarbeitung von geschlechtsrelevanter Information ablaufen. Eine Möglichkeit ist, dass die Stereotypen lexikalisch gespeichert sind. Ähnlich wie bei eindeutig gender-markierten Wörtern (z. B. „Königin“) könnte auch für stereotype Ausdrücke die Geschlechtsinformation im Gedächtnis verankert sein. Alternativ wäre möglich, dass bei jeder Nutzung dieser Wörter erneut ein Beurteilungsprozess stattfindet oder dass ad hoc Beispiele aus dem Erfahrungsschatz abgerufen werden („Kenne ich denn einen Kindergärtner?“). Neben einer genauen Beschreibung des Zeitverlaufs der Aktivierung (z. B. Kreiner et al. 2009) können neurowissenschaftliche Studien hilfreich sein, um eine solche Prozesszuordnung zu versuchen (z. B. Cattaneo et al. 2011). Erste Ergebnisse aus Läsionsstudien weisen auf eine Rolle des ventro-lateralen und anterior temporalen Kortex hin, lassen also darauf schließen, dass Geschlechtsstereotypen ähnlich verarbeitet werden wie Wissen über Soziales und andere Personen (Gozzi et al. 2009). Ferstl, Manouilidou und Garnham (2010) präsentierten Sätze mit stereotypen Berufsbezeichnungen, während die Versuchspersonen mittels funktioneller Magnetresonanztomographie (fMRT) gescannt wurden. Diese Methode erlaubt die Darstellung derjenigen neuroanatomischen Regionen, die während der Sprachverarbeitung beteiligt sind. In konsistenten Sätzen passte ein Pronomen zur stereotypen Geschlechtszuordnung (z. B. *The nurse fed Thomas, because she...*), in inkonsistenten Sätzen musste das Geschlecht uminterpretiert werden, damit der Satz grammatikalisch richtig wurde (z. B. *The nurse fed Theresa, because he...*). Untypische Protagonisten (z. B. ein männlicher Kosmetiker) lösten Aktivierungen in Arealen aus, die auch bei semantischen Verletzungen aktiv werden. Dieser Befund legt nahe, dass die Stereotypen so stark waren, dass das Pronomen lieber als fehlerhaft interpretiert wurde, statt einfach die Geschlechtszuordnung des Nomens zu revidieren – was den Satz „gerettet“ hätte.

Zusammenfassend zeigen diese Studien exemplarisch, dass quantitative Forschung nützlich sein kann, um die zugrunde liegenden kognitiven Prozesse von Stereotypen aufzuzeigen und damit zu beleuchten, wie Gender in unseren Denk- und Sprachprozessen konstruiert wird bzw. dekonstruiert werden kann. Jenseits des wissenschaftlichen Diskurses stehen dabei die Vorstellungen und Repräsentationen von Menschen im Vordergrund, die die gesellschaftlichen Gegebenheiten einer Kultur widerspiegeln. Explizite und damit auch qualitative Befragungen könnten die subtilen Effekte nicht nachweisen, die sich in behavioralen und neurowissenschaftlichen Studien herauskristallisieren.

4 Geschlecht und Neuroanatomie der Sprache

Im dritten Abschnitt wurden einige kognitions- und neurowissenschaftliche Befunde zu Geschlechtsstereotypen in der Sprache zusammengefasst. Die Literatur zu Gender (oder „Sex“ – vgl. Kaiser 2012a für eine ausführlichere Betrachtung der konzeptuellen Unterscheidung) und Neurolinguistik beschäftigt sich jedoch traditionell mit einer anderen Fragestellung, nämlich mit der nach den sprachrelevanten Geschlechterunterschieden im Gehirn. Darum soll im Folgenden die Forschung hierzu ausgeführt werden.

Die hypothetisierte Differenz zwischen Frauen und Männern wird primär am Kriterium der Asymmetrie/Symmetrie der Sprachfunktion abgehandelt, das besagt, dass Frauen Sprache hemisphärisch bilateral und Männer hemisphärisch linkslateral verarbeiten. Diese Hypothese basiert auf klinischen Beobachtungen, wonach Aphasien als Folge von Läsionen in der linken Hemisphäre häufiger bei Männern auftreten als bei Frauen (McGlone 1977). Systematische Untersuchungen konnten dies später jedoch nicht bestätigen (Pedersen et al. 1995).

Studien zu strukturellen, also neuroanatomischen Unterschieden in hirngesunden Personen gehen beispielsweise der Frage nach, ob vor allem bei Frauen sprachassoziierte kortikale Regionen der linken Hemisphäre größer sind als die homologen Areale in der rechten. Eine solche Asymmetrie wird mit der bei Frauen oft berichteten Überlegenheit in verbalen Aufgaben (Hyde/Linn 1988; Halpern 2000) in Verbindung gebracht – obwohl zahlreiche Studien aus der Psycholinguistik keine geschlechtsspezifischen Vorteile zeigen konnten (z. B. Tombaugh/Kozak/Rees 1999; Mehl et al. 2007). Während einige Studien in der Tat geschlechtsspezifische Lateralitätsunterschiede nachwiesen (Harasty et al. 1997), erklärt der Faktor Geschlecht in anderen nur 0.05 % der Varianz hinsichtlich der Lateralität (Voyer 2011). Unabhängig von der uneinheitlichen Befundlage ist strittig, ob bzw. wie sich neuroanatomische Unterschiede auf die Funktion auswirken könnten. Theorien zur Sprachverarbeitung in der linken, dominanten Hemisphäre sind inzwischen sehr differenziert (z. B. Ferstl et al. 2008; Friederici 2012), die Rolle der rechten Hemisphäre ist jedoch weniger gut verstanden (Jung-Beeman 2005; Ferstl 2007). Mit der Entwicklung funktioneller bildgebender Verfahren entstanden neue Möglichkeiten, die neuronale Aktivität des Gehirns abzubilden und direkt mit Verhalten in Beziehung zu setzen. Nachdem anfänglich in Bildgebungsstudien über einen Geschlechtsunterschied (d. h. die „weibliche“ Symmetrie und „männliche“ Asymmetrie) meist in den frontalen und posterioren Sprachzentren berichtet wurde (z. B. Phillips et al. 2001; Baxter et al. 2003), haben spätere Metastudien und Reviews dies relativiert (Sommer et al. 2008; Kaiser et al. 2009).

Jenseits der Frage „Geschlechterdifferenz in den neurobiologischen Korrelaten der Sprache: Ja oder Nein?“ und besonders interessant für den vorliegenden Artikel ist die derzeit stattfindende Ausweitung weg von „simplen“ Asymmetriefragen hin zu differenzierten neurolinguistischen Fragestellungen.

Elaborierte Designs der neuroexperimentellen Sprachwissenschaft, die feministische Naturwissenschaftskritik integrieren, führen heute zu wissenswerten Resultaten für die Geschlechterforschung. Die Naturwissenschaftstheorie hat beispielsweise auf die fehlende Berücksichtigung von Sozialisationsfaktoren in der neurowissenschaftlichen Forschung hingewiesen, etwas, das heute durch Bezugnahme auf neuronale Plastizität zumindest teilweise aufgehoben wird. Sprachlateralisierung ist nicht konstant, sondern kann sich über die Zeit verändern, beispielsweise im Lauf des Lebens oder sogar als Folge von kurzzeitig induzierten transienten Stimmungen. Kürzlich erschienene Sprachstudien widmen sich entweder der Kindheit, dem Alter oder der ganzen Lebensspanne und zeigen, wie sich hemisphärische A-/Symmetrien bei Frauen und Männern im Verlauf des Lebens aufgrund des neuronalen Plastizitätspotenzials ändern. Über eine U-förmige Kurve der Lateralisierung im Laufe der Lebensspanne berichten beispielsweise Szaflarski et al. (2006). Diese Kurve ist jedoch nicht geschlechtsabhängig. Neuroexperimentelle

Sprachstudien mit Jugendlichen und Kindern demonstrieren ausgeprägtere und eher bilaterale Aktivierungsmuster bei Kindern verglichen mit Erwachsenen (Gaillard et al. 2000) und auch eine zunehmende Lateralisierung bei älteren im Vergleich zu jüngeren Kindern (Holland et al. 2007). Diese beiden Studien berichten zwar keine Geschlechtereffekte, doch drängt sich die Frage auf, wie diese bilaterale Tendenz bei Kindern und älteren Menschen zur noch vor einigen Jahren unbestrittenen Bilateralität bei Frauen in Relation zu setzen gewesen wäre.

Eine weitere Ausdifferenzierung in der neurolinguistischen Fragestellung beinhaltet linguistisch detailliertere Paradigmen, bestehend aus verschiedenen Aufgaben wie z. B. Wortidentifikation, Verbgenerierung, Wiedererkennung prosodischer Information und Textverständnis. Statt einfacher Geschlechtsunterschiede oder Alterseffekte berichten Plante et al. (2006) bei Kindern Interaktionseffekte zwischen diesen Variablen. Kurz zusammengefasst: Geschlechterdifferenzen sind altersabhängig, aber nur bei manchen Aufgaben. Ein durchgängiger Geschlechtseffekt auf Verhaltensebene zeigte sich nur in der Prosodieaufgabe (Mädchen sind besser), wird aber nicht durch einen Haupteffekt gestützt – was bedeutet, dass es in den neurobiologischen Messungen keinen durchgängigen Geschlechtsunterschied gibt. Diese Resultate verdeutlichen sowohl die Verwobenheit von Geschlecht mit Aufgabenspezifität wie auch die Schwierigkeit, neuroanatomische und -physiologische Maße mit Verhaltensmaßen in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Um die Bedeutung dieser Aufgabeneffekte besser verstehen zu können, ist darum eine stärkere Berücksichtigung der Performanz vonnöten.

Schon lange galt es als eine Herausforderung, die richtigen Paradigmen für fMRT-Untersuchungen zu wählen. Falls schon auf Performanzebene Geschlechtsunterschiede erkennbar sind (wie z. B. bei verbaler Flüssigkeit), sind damit einhergehende neuronale Unterschiede nicht verwunderlich, können aber auch als Korrelat der Leistung interpretiert werden. Falls jedoch die Performanz gleich gehalten wird (z. B. durch Auswahl geeigneter Versuchspersonen), wären Geschlechtsunterschiede auf neuronaler Ebene eher überraschend. Und tatsächlich zeigen neuere Arbeiten aus der Bildgebung, dass zumindest manche Geschlechtsunterschiede in Sprachaufgaben durch Performanzunterschiede erklärbar sind (Gauthier/Zanca/Capron 2009). Auch Allendorfer et al. (2012) demonstrieren in ihrer Verbgenerierungsaufgabe, dass „controlling for intra-scanner performance reduces or even abolishes sex differences in language-related activation“ (Allendorfer et al. 2012: 1219). Auch Burman, Bitan und Booth (2008) heben die Rolle der Performanz hervor, die jedoch bei diesen Autoren und Autorinnen weiter ausdifferenziert wird: Die Korrelationen zwischen neurobiologischer Aktivierung und Performanz sind bei Jungen abhängig von der Modalität des präsentierten Stimulus (visuell vs. auditorisch). Bei Mädchen ist dies nicht der Fall. Dies lässt darauf schließen, dass Jungen eher modalitätsspezifische Prozesse nutzen, während Mädchen Sprache in einem modalitätsübergeordneten Sprachnetzwerk verarbeiten. Indem die jüngste neurolinguistische Forschung zum Thema Geschlecht möglichen Performanzunterschieden mehr Gewicht beimisst als zuvor und damit zusammenhängend bisher gefundene neurofunktionelle Geschlechterunterschiede anders interpretiert werden müssen, zeigt sich abermals, dass die funktionelle Beschreibung eine grundsätzliche Unterschiedlichkeit der Geschlechter nicht stützt. Zudem wird durch die detailliertere Berücksichtigung der Performanz auch offensichtlich, dass es zwischen den Geschlechtern verhaltensmäßig

unterschiedliche Verarbeitungsstrategien gibt. Dies führt von einem biologischen, ontologisierenden Ansatz weg, wonach Frauen und Männer bei der Verarbeitung von Sprache im Gehirn „nun einmal anders sind“. Stattdessen müssen wir erklären, wodurch die Performanzunterschiede entstehen, und insbesondere, ob sie durch unterschiedliche kognitive Strategien bedingt sind.

Wie solche Forschung aussehen kann, verdeutlicht ein Beispiel aus dem Bereich der visuell-räumlichen Fähigkeiten. Wraga et al. (2006) konnten zeigen, dass die Umkehrung des *Stereotype Threats* bei Frauen durch positive Erwartungen („Frauen sind in dieser Aufgabe meist besser als Männer!“) gelang. Nicht nur die Performanz in mentalen Rotationsaufgaben verbesserte sich, sondern dies war mit vermehrter Aktivierung in visuellen und gedächtnis-relatierten Arealen verbunden. Frauen, die mit negativer Erwartung an die gleichen Aufgaben gingen, zeigten dagegen mehr Aktivierung im limbischen System, das für emotionale Prozesse wichtig ist. Dieser Befund geht über behaviorale Effekte hinaus, indem er eine Interaktion zwischen Emotion und Kognition als Ursache des *Stereotype Threats* offenlegt. Negative Rollenerwartungen erzeugen eine Blockierung der kognitiven Effizienz durch negativen Affekt.

Diese differenzierte Dissoziation von kognitiven und affektiven Aspekten der Aufgabenbewältigung kann von Interesse sein, wenn man beispielsweise den *Stereotype Threat* in der Gesellschaft beseitigen oder verändern möchte. Wichtiger als das Training von kognitiven Strategien scheint die spezifische Verstärkung von positiven Erwartungen als Gegengewicht zu gesellschaftlich verankerten negativen Rollenbildern. Es wird klar, wie hier der zentrale Einfluss der geschlechtsspezifischen Sozialisation ins Spiel der Neuropsychologie tritt – und wie sich beide Bereiche komplementieren.

Am Anfang dieses Abschnitts wurde gezeigt, dass neuroanatomische und funktionelle Unterschiede zwischen Frauen und Männern alles andere als gesichert sind und man also nicht davon ausgehen kann, dass Differenzen generell existieren. Für die Geschlechtertheorie ist dies ein wichtiges Ergebnis, da ein oft essentialistisch oder deterministisch verstandener Geschlechterunterschied zumindest für die Sprachverarbeitung ausgeschlossen wird. Des Weiteren stellten wir neuere Entwicklungen in der quantitativ ausgerichteten psycho- und neurolinguistischen Forschung vor. Studien zur neuronalen Plastizität oder zur Bedeutung des Verhältnisses zwischen Aufgabenperformanz und neuronaler Realisierung deuten auf die Verflochtenheit von Verhalten, Denken und Sozialisation hin.

5 Fazit und Ausblick

Die Schwierigkeit inter- oder transdisziplinärer Geschlechterforschung wird immer wieder beklagt (vgl. Schinzel 2008). Besonders verblüffend ist, dass in diesem Bereich die Kluft zwischen sozial- und kulturwissenschaftlich orientierter Theoriebildung auf der einen Seite und naturwissenschaftlich orientierter quantitativer Forschung auf der anderen oft unüberbrückbar erscheint. In diesem Artikel versuchten wir – wie schon andere vor uns (Steffens/Ebert 2010) –, statt einer erneuten Methodendiskussion durch die Beschreibung spezifischer Ergebnisse deutlich zu machen, welchen Beitrag die experimentelle Psychologie und Neurowissenschaft zur Genderforschung leisten können.

Als Domäne wählten wir Sprache, unseren eigenen Forschungsbereich.

Die zentrale Fragestellung innerhalb der konstruktivistischen Geschlechterforschung lautet, wie Geschlecht sowohl gesellschaftlich als auch individuell konstruiert wird. Eine Diskursanalyse kann beispielsweise dazu insoweit Aufschlüsse bieten, als sie differenziert die Prozesse dieser Konstruktion und die Relevanz der Kategorie Geschlecht beschreibt (vgl. auch Palm 2010). Auch qualitative Erhebungen, die etwa die Einstellungen von Personen zu geschlechtsrelevanten Themen erfassen, geben wichtige Impulse. Wie jedoch indirekte und implizite Mechanismen aussehen, die im Individuum dazu beitragen, Geschlechtskonstruktionen oder -stereotypen schnell und automatisch wirksam werden zu lassen, kann die quantitative Experimentalpsychologie am effizientesten untersuchen. Die Ergebnisse dieser Forschung können schlagkräftige Argumente liefern, die Bemühungen um Geschlechtergleichstellung voranzutreiben.

Explizite Verbalisierungen, wie sie oft in qualitativer Forschung eliziert werden, sind durch die individuelle Reflexionsfähigkeit beeinflusst. Interviews beispielsweise geben Information darüber, was die Befragten verbal ausdrücken. Gefühle, Assoziationen oder unbewusste Prägungen sind jedoch oft nicht leicht zu verbalisieren. Im direkten Gespräch reflektieren Aussagen oft politisch gewünschte Einstellungen, gesellschaftliche Machtverhältnisse – oder auch scheinbar überkommene Vorurteile. Implizite Maße, wie in Abschnitt 3 gezeigt, können dagegen Aufschluss über zugrunde liegende mentale Repräsentationen geben. Wichtig dabei ist, dass die Kenntnis der kognitiven Mechanismen auch dazu nützlich sein kann, gesellschaftliche Veränderungen argumentativ zu unterstützen bzw. voranzutreiben.

Die Ergebnisse psychologisch-empirischer Studien können unter Umständen völlig kontra-intuitiv ausfallen. Wenn Daten zum Beispiel zeigen, dass gendergerechte Formulierungen die Verständlichkeit nicht beeinträchtigen, gleichzeitig aber die Sichtbarkeit von Frauen messbar erhöhen, dann sollte die Forderung nach weitreichender Anwendung leichter durchzusetzen sein (z. B. Irmen/Steiger 2007). Warum dies trotz einer Fülle von eindeutigen Daten nicht umgesetzt wird, entzieht sich wiederum einer experimentalpsychologischen Analyse und bedarf soziologischer oder kulturwissenschaftlicher Untersuchungen – einmal mehr wird die Notwendigkeit interdisziplinärer Geschlechterforschung deutlich.

Während sich die behavioralen Ansätze aus einer verstärkten Interaktion zwischen kognitiver und Sozialpsychologie entwickelten, war das Ziel früher Bildgebungsstudien eine dezidiert biologistische Differenzforschung. In Abschnitt 4 versuchten wir zu zeigen, dass mithilfe neuerer Methoden und einem sensiblen Umgang mit genderwissenschaftlicher Kritik auch aus dieser Forschung interessante Impulse für die Geschlechterforschung entnommen werden können. Umgekehrt erreichen Ansätze aus der Geschlechterforschung allmählich auch die Kognitions- und Neuropsychologie.

Im Gegensatz zu behavioralen Daten bieten neurowissenschaftliche Methoden oft eine qualitative Dissoziation von Teilprozessen und somit eine funktionelle Zuordnung. Besonders im Bereich von Genderunterschieden in der Kognition kann daraus ein Erkenntnisgewinn entstehen, da kognitive von affektiven Komponenten unterschieden werden können (z. B. Wraga et al. 2006). Über eine Beschreibung der Daten hinaus kann somit versucht werden, Prozessmodelle für die Interaktion zwischen emotionalen und kognitiven Aspekten von Verhalten zu entwickeln.

Jenseits einer dichotomisierten Differenzforschung, bei der biologisch-anatomische Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Mittelpunkt stehen, gibt es bereits Ansätze zu einer differenzierteren Sichtweise. Statt einer Klassifikation gemäß Geschlecht oder „Sex“ werden Attribute zu Femininität oder Maskulinität empirisch erhoben (z. B. Gillespie/Eisler 1992) oder es wird die Performanz in einer Aufgabe (die wiederum mit Geschlecht variieren kann) als individuelles Maß einbezogen. Auch demografische Faktoren wie Alter, kultureller Hintergrund oder Bildungsstand können eine Rolle spielen (vgl. Intersektionalität in der Genderforschung). Die Berücksichtigung mehrerer solcher individueller Variablen in multiplen Regressionsanalysen wird mit ausreichenden Teilnehmendenzahlen möglich. Gerade die Statistik, also quantitative Methoden, bietet hier eine Möglichkeit, multivariate Daten konzis und differenziert auszuwerten.

Zusätzlich zu dieser differenziellen Sichtweise, bei der Verhalten als Folge individueller Faktoren verschiedenster Facetten gesehen wird, werden inter-individuelle Unterschiede betrachtet. So macht Wood (2008) in einer Studie zur Morphologie des ventralen frontalen Cortex deutlich, wie wichtig es ist, „Femininität“ und „Maskulinität“ auf einem Spektrum zu betrachten. Diese Arbeit zeigt Korrelationen zwischen kortikaler Morphologie, sozialer Wahrnehmung und dem Grad an Femininität, nicht nur bei Frauen, sondern auch bei Männern. Allgemeiner beschreibt Joel (2011), wie geschlechtsbezogene Faktoren ab *in utero* durch das ganze Leben hindurch miteinander interagieren und nicht etwa in einem dimorphen Gehirn, sondern in einem „multimorphen“ Gehirn resultieren. Was Joel (2011) neurobiologisch tatsächlich beobachtet, ist ein individuell unterschiedliches, wechselndes, heterogenes Mosaik geschlechtlicher Charakteristiken auf einem Kontinuum, und nicht etwa ein simples Frauen- oder ein Männergehirn.

Solche und andere neuere Ansätze stecken teilweise noch in den Anfängen. Unseres Erachtens zeigen sie jedoch, dass viele der Kritikpunkte der Genderforschung an psychologischer und neurowissenschaftlicher Empirie sich bereits in interdisziplinärer Entwicklung befinden. Eine feministische oder gendersensible quantitative Forschung ist nicht nur möglich, sondern wünschenswert. Wir sollten versuchen, die Kommunikation zu verbessern und von der „bewussten Inkompetenz“ über die „bewusste Kompetenz“ zur „unbewussten Kompetenz“ (vgl. Steffens/Ebert 2010) zu gelangen. Falls dies gelingt, wären Kooperationsprojekte denkbar, bei denen in transdisziplinärer Zusammenarbeit die jeweiligen Stärken der Fächer fruchtbar kombiniert werden.

Literaturverzeichnis

- Allendorfer, Jane; Lindsell, Christopher; Siegel, Miriam; Banks, Christl; Vannest, Jennifer; Holland, Scott & Szafarski, Jerzy P. (2012). Females and males are highly similar in language performance and cortical activation patterns during verb generation. *Cortex*, 48, 1218–1233.
- Ayaß, Ruth. (2008). *Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Baxter, Leslie; Saykin, Andrew; Flashman, Laura; Johnson, Sterling; Guerin, Stephen; Babcock, Dean & Wishart, Heather. (2003). Sex differences in semantic language processing: a functional MRI study. *Brain & Language*, 84, 264–272.

- Birbaumer, Andrea. (2010). Buchbesprechung Gisela Steins. (Hrsg.). (2010). Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. *Journal für Psychologie*, 18(3). Zugriff am 31. März 2013 unter www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/35/182.
- Bischof-Köhler, Doris. (2006). *Von Naturausandern: Die Psychologieder Geschlechterunterschiede* (3. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- Brannon, Linda. (2011). *Gender: Psychological perspectives* (6. Auflage). Boston, MA: Pearson.
- Burman, Douglas D.; Bitan, Tali & Booth, James R. (2008). Sex differences in neural processing of language among children. *Neuropsychologia*, 46(5), 1349–1362.
- Burman, Erica. (2007). *Deconstructing Developmental Psychology*. London, New York: Routledge.
- Cattaneo, Zaira; Mattavelli, Giulia; Platania, Elisa & Papagno, Costanza. (2011). The role of the prefrontal cortex in controlling gender-stereotypical associations: A TMS investigation. *NeuroImage*, 56, 1839–1846.
- Coates, Jennifer & Pichler, Pia. (2011). *Language & Gender: A reader* (2. Aufl.). Chichester, UK: Wiley-Blackwell.
- Dickersin, Kay & Min, Yuan-I. (1993). Publication bias: the problem that won't go away. *Annals of the New York Academy of Sciences*, 703, 135–146.
- Fausto-Sterling, Anne. (2002). Sich mit Dualismen duellieren. In Ursula Pasero & Anja Gottburgsen (Hrsg.), *Wie natürlich ist Geschlecht?* (S. 17–64). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Ferstl, Evelyn C. (2007). The functional neuroanatomy of text comprehension: What's the story so far? In Franz Schmalhofer & Charles A. Perfetti (Hrsg.), *Higher level language processes in the brain: inference and comprehension processes* (S. 53–102). Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Ferstl, Evelyn C.; Manouilidou, Cristina & Garnham, Alan. (2010, April). Gender stereotypes and implicit verb causality in language comprehension: An fMRI study. Poster Presented at the Cognitive Neuroscience Annual Meeting, Montreal, Canada.
- Ferstl, Evelyn C.; Neumann, Jane; Bogler, Carsten & von Cramon, D. Yves. (2008). The extended language network: A metaanalysis of neuroimaging studies on text comprehension. *Human Brain Mapping*, 29, 581–593.
- Fine, Cordelia. (2010). From scanner to soundbite: Issues in interpreting and reporting sex differences in the brain. *Current Directions in Psychological Science*, 19, 280–283.
- Fine, Cordelia. (2012). Explaining, or sustaining, the status quo? The potentially self-fulfilling effects of 'hardwired' accounts of sex differences. *Neuroethics*, 5(3), 285–294.
- Friederici, Angela F. (2012). The cortical language circuit: from auditory perception to sentence comprehension. *Trends in Cognitive Science*, 16(5), 262–268.
- Gaillard, William D.; Hertz-Pannier, Lucie; Mott, Stephen H.; Barnett, A. Steven; LeBihan, Denis & Theodore, William H. (2000). Functional anatomy of cognitive development: fMRI of verbal fluency in children and adults. *Neurology*, 54(1), 180–185.
- Gauthier, Michel Duyme; Zanca, Michel & Capron, Christiane. (2009). Sex and performance level effects on brain activation during a verbal fluency task: a functional magnetic resonance imaging study. *Cortex; a Journal Devoted to the Study of the Nervous System and Behavior*, 45(2), 164–176.
- Gillespie, Betty & Eisler, Richard. (1992). Development of the Feminine Gender Role Stress Scale. *Behavior Modification*, 16(3), 426–438.
- Gozzi, Marta; Raymont, Vanessa; Solomon, Jeffrey; Koenigs, Michael & Grafman, Jordan. (2009). Dissociable effects of prefrontal and anterior temporal cortical lesions on stereotypical gender attitudes. *Neuropsychologia*, 47, 2125–2132.

- Halpern, Diane F. (2000). *Sex differences in cognitive abilities* (3. Aufl.). Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Harasty, Jenny; Double, Kay; Halliday, Gary; Kril, Jillian & McRitchie, Donna. (1997). Language-Associated Cortical Regions Are Proportionally Larger in the Female Brain. *Archives of Neurology*, 54(2), 171–176.
- Heise, Elke. (2000). Sind Frauen mitgemeint? Eine empirische Untersuchung zum Verständnis des generischen Maskulinums und seiner Alternativen. *Sprache & Kognition*, 19, 3–13.
- Holland, Scott K.; Vannest, Jennifer; Mecoli, Marc; Jacola, Lisa M.; Tillema, Jan-Mendelt; Karunanayaka, Prasanna R.; Schmithorst, Vincent J.; Yuan, Weihong; Plante, Elena & Byars, Anna W. (2007). Functional MRI of language lateralization during development in children. *International Journal of Audiology*, 46, 533–551.
- Holmes, Janet & Meyerhoff, Miriam. (Hrsg.). (2005). *Language and Gender*. Oxford, UK: Blackwell.
- Hyde, Janet Shibley. (2005). The gender similarities hypothesis. *American Scientist*, 60, 581–592.
- Hyde, Janet & Linn, Marcia. (1988). Gender differences in verbal ability: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 104(1), 53–69.
- Irmen, Lisa & Linner, Ute. (2005). Die Repräsentation generisch maskuliner Personenbezeichnungen: Eine theoretische Integration bisheriger Befunde. *Zeitschrift für Psychologie*, 213, 167–175.
- Irmen, Lisa & Steiger, Vera. (2007). Zur Akzeptanz und psychologischen Wirkung generisch maskuliner Personenbezeichnungen und deren Alternativen in juristischen Texten. *Psychologische Rundschau*, 58(3), 190–200.
- Joel, Daphna. (2011). Male or Female? Brains are Intersex. *Frontiers in Integrative Neuroscience*, 5, Article 57.
- Jung-Beeman, Mark. (2005). Bilateral brain processes for comprehending natural language. *Trends in Cognitive Science*, 9, 512–518.
- Kaiser, Anelis. (2012a). Re-conceptualizing „Sex“ and „Gender“ in the Human Brain. *Zeitschrift für Psychologie*, 220, 130–136.
- Kaiser, Anelis. (2012b, September). *On the (Im)possibility of a Feminist and Queer Neuro-experiment*. Paper presented at the Conference NeuroCultures – NeuroGenderings, Vienna.
- Kaiser, Anelis; Haller, Sven; Schmitz, Sigrid & Nitsch, Cordula. (2009). On sex/gender related similarities and differences in fMRI language research. *Brain Research Reviews*, 61, 49–59.
- Klann-Delius, Gisela. (2005). *Sprache und Geschlecht*. Stuttgart: Metzler.
- Kreiner, Hamutal; Mohr, Sibylle; Kessler, Klaus & Garrod, Simon. (2009). Can context affect gender processing? ERP differences between definitional and stereotypical gender. In Kai Alter, Merle Horne, Magnus Lindgren, Mikael Roll & Janne von Koss Torkildsen (Hrsg.), *Brain Talk: Discourse with and in the brain* (S. 107–119). Lund: University of Lund.
- McGlone, Jeannette. (1977). Sex differences in the cerebral organization of verbal functions in patients with unilateral brain lesions. *Brain*, 100(4), 775–793.
- Mehl, Matthias; Vazire, Simine; Ramirez-Esparza, Nairán; Slatcher, Richard & Pennebaker, James. (2007). Are women really more talkative than men? *Science*, 317(5834), 82.
- Most, Steven B.; Verbeck Sorber, Anne & Cunningham, Joseph G. (2007). Auditory Stroop reveals implicit gender associations in adults and children. *Journal of Experimental Social Psychology*, 43, 287–294.

- Nosek, Brian A. et al. (2009). National differences in gender-science stereotypes predict national sex differences in science and math achievement. *Proceedings of the National Academy of Sciences*, 106(26), 10593–10597.
- Oakhill, Jane; Garnham, Alan & Reynolds, David. (2005). Immediate activation of stereotypical gender information. *Memory & Cognition*, 33, 972–983.
- Palm, Kerstin. (2003). Transdiszipliniert und doppelt versiert – Feministische Naturwissenschaftsforschung im Spannungsfeld verschiedener Wissenschaftskulturen. In Kathrin Heinz & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Feministische Forschung – Nachhaltige Einsprüche* (S. 61–74). Opladen: Leske + Budrich.
- Palm, Kerstin. (2010). Material Girl – Neue postbutlersche Körper- und Materietheorien in der Debatte. *Freiburger Geschlechterstudien*, 24, 145–160.
- Pedersen, Palle M.; Jørgensen, Henrik S.; Nakayama, Hirofumi; Raaschou, Hans O. & Olsen, Tom S. (1995). Aphasia in acute stroke: Incidence, determinants, and recovery. *Annals of Neurology*, 38, 659–666.
- Phillips, Michael; Lowe, Mark; Lurito, Joseph; Dziedzic, Mario & Mathews, Vincent. (2001). Temporal lobe activation demonstrates sex-based differences during passive listening. *Radiology*, 220, 202–207.
- Plante, Elena; Schmithorst, Vince J.; Holland, Scott K. & Byars, Anna W. (2006). Sex differences in the activation of language cortex during childhood. *Neuropsychologia*, 44(7), 1210–1221.
- Rudman, Laurie A.; Greenwald, Anthony G. & McGhee, Debbie E. (2001). Implicit self-concept and evaluative implicit gender stereotypes: Self and ingroup share desirable traits. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 27, 1164–1178.
- Schinzel, Britta. (2008). Transdisziplinäre Fragestellungen der Genderforschung in Technik- und Naturwissenschaften. In Ilse Modelmog, Diana Lengersdorf & Mona Motakef (Hrsg.), *Annäherung und Grenzüberschreitung: Konvergenzen Gesten Verortungen* [Sonderband 1 der Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung]. Essen: Univ. Duisburg-Essen. Zugriff am 31. März 2013 unter www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/sb_schinzel.pdf.
- Schinzel, Britta. (2010). Visualisierungstrends in der Informationstechnologie – Zur Retraditionalisierung von Geschlechtskonstruktionen. In Mechthild Koreuber (Hrsg.), *Geschlechterforschung in Mathematik und Informatik* (S. 171–185). Baden-Baden: Nomos.
- Schmitz, Sigrid. (2002). Hirnforschung und Geschlecht: Eine kritische Analyse im Rahmen der Genderforschung in den Naturwissenschaften. In Ingrid Bauer & Julia Neissl (Hrsg.), *Gender Studies – Denksachsen und Perspektiven der Geschlechterforschung* (S. 109–125). Innsbruck, Wien, München: StudienVerlag.
- Schmitz, Sigrid. (2012). The neurotechnological cerebral subject: Persistence of implicit and explicit gender norms in a network of change. *Neuroethics* 5(3). Zugriff am 31. März 2013 unter <http://link.springer.com/article/10.1007/s12152-011-9129-1>.
- Scholz, Julia. (2010). Psychologischer Essentialismus als relevantes Konzept für die Genderforschung. *Journal für Psychologie*, 18(3), 1–12. Zugriff am 31. März 2013 unter www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/34.
- Sieben, Anna & Scholz, Julia. (2012). *(Queer-)Feministische Psychologien. Eine Einführung*. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Sommer, Iris E. C.; Aleman, André; Somers, Metten; Boks, Marco P. & Kahn, René S. (2008). Sex differences in handedness, asymmetry of the Planum Temporale and functional language lateralization. *Brain Research*, 1206, 76–88.

- Stahlberg, Dagmar & Sczesny, Sabine. (2001). Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. *Psychologische Rundschau*, 52(3), 131–140.
- Stahlberg, Dagmar; Sczesny, Sabine & Braun, Friederike. (2001). Name your favorite musician: Effects of masculine generics and of their alternatives in German. *Journal of Language and Social Psychology*, 20, 464–469.
- Steffens, Melanie C. & Ebert, Irena D. (2010). Sozialpsychologische Geschlechterforschung. *Freiburger Geschlechterstudien*, 24, 193–206.
- Steins, Gisela. (Hrsg.). (2010). *Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Strasser, Irene & Birbaumer, Andrea. (2010). Frauen- und Genderforschung in der Psychologie. *Journal für Psychologie*, 18(3), 1–5. Zugriff am 31. März 2013 unter www.journal-fuerpsychologie.de/index.php/jfp/article/view/31/189.
- Szaflarski, Jerzy P.; Holland, Scott. K.; Schmithorst, Vincent J. & Byars, Anna W. (2006). An fMRI study of language lateralization in children and adults. *Human Brain Mapping*, 27(3), 202–212.
- Tombaugh, Tom N.; Kozak, Jean & Rees, Laura. (1999). Normative data stratified by age and education for two measures of verbal fluency: FAS and animal naming. *Archives of Clinical Neuropsychology*, 14(2), 167–177.
- Voyer, Daniel. (2011). Sex differences in dichotic listening. *Brain and Cognition*, 76, 245–255.
- White, Michael J. & White, Gwendolen B. (2006). Implicit and explicit occupational gender stereotypes. *Sex Roles*, 55(3–4), 259–266.
- Wood, Jessica L.; Heitmiller, Dwayne; Andreasen, Nancy C. & Nopoulos, Peg. (2008). Morphology of the ventral frontal cortex: Relationship to femininity and social cognition. *Cerebral Cortex*, 18(3), 534–540.
- Wraga, Maryjane; Helt, Molly; Jacobs, Emily & Sullivan, Kerry. (2006). Neural basis of stereotype-induced shifts in women's mental rotation performance. *Social, Cognitive and Affective Neuroscience*, 2, 12–19.

Zu den Personen

Evelyn C. Ferstl, Prof. Dr., Professorin für Kognitionswissenschaft und Genderforschung. Arbeitsschwerpunkte: Neurokognition des Text- und Diskursverstehens, Psycholinguistik, Geschlecht und Sprache.

Kontakt: Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Institut für Informatik und Gesellschaft, Abteilung Kognitionswissenschaft, Friedrichstr. 50, 79098 Freiburg i. Br.

E-Mail: evelyn.ferstl@cognition.uni-freiburg.de

Anelis Kaiser, Dr., Habilitandin. Arbeitsschwerpunkte: Geschlecht und Sprache in der neuropsychologischen Forschung.

Kontakt: Universität Bern, Institut für Psychologie, Abteilung für Sozialpsychologie, Fabrikstrasse 8, 3012 Bern

E-Mail: anelis.kaiser@psy.unibe.ch

Positionenartikel zum Forschungsprogramm *Explizite und implizite geschlechterbezogene Kognitionen heute*

Zusammenfassung

„Frauen kümmern sich gern um andere.“ „Männer streben nach Wettbewerb mit anderen.“ „Frauen sind emotional.“ „Männer sind rational.“ – Geschlechterklischees prägen oft Denken und Handeln. Doch wie ist es tatsächlich um unser Denken in Bezug auf Frauen und Männer bestellt? Wie hat sich dieses Denken über die letzten Jahrzehnte hinweg entwickelt und worauf ist zurückzuführen, dass manche stereotypen Vorstellungen im Wandel begriffen sind, andere hingegen in unveränderter Weise vorherrschen? Und: Wie hängt unser Denken über die Geschlechter mit den in einer Gesellschaft geltenden Geschlechterrollenstrukturen zusammen? Unter Berücksichtigung einschlägiger psychologischer Modelle sowie aktueller Erkenntnisse aus eigenen Forschungsarbeiten werden Antworten gegeben und mit Blick auf theoretische und praktische Implikationen diskutiert.

Schlüsselwörter

Geschlecht, Einstellungen, Stereotype, Selbststereotypisierung, Rollen, implizite Kognition

Summary

Explicit and implicit gender-related cognitions today

“Women like caring for other people.” “Men like engaging in competition with other people.” “Women are emotional.” “Men are rational.” – Gender stereotypes often determine our thinking and acting. But which explicit and implicit stereotypes of men and women still exist today? How has such thinking about gender changed over the last decades and how can we explain the fact that some stereotypical content is in a state of flux while some prevails unaltered? And, how do cognitions of gender relate to gender-role structures in a given society? These questions are addressed below. By considering relevant psychological models and latest findings from the authors’ research, answers will be provided and discussed with respect to theoretical and practical implications.

Keywords

gender, attitudes, stereotypes, self-stereotyping, roles, implicit cognition

Explizite und implizite geschlechterbezogene Kognitionen heute

Wissen Menschen von einer Person lediglich, dass sie Krankenschwester ist, so haben sie bereits andere Erwartungen an die für diese Person typischen Eigenschaften und Verhaltensweisen als an die eines Spitzenpolitikers. Wie jedoch steht es um die Erwartungen im Falle eines Krankenpflegers oder einer Spitzenpolitikerin? – Zentrale Gegenstände psychologischer Forschung sind Stereotype von Angehörigen bestimmter sozialer Gruppen (z. B. hilfsbereit, rücksichtslos) sowie die daraus resultierenden Voreinstellungen gegenüber den Gruppen (im Folgenden: Einstellungen). Schon früh haben sich psychologische Forscher_innen mit geschlechterbezogenen Stereotypen und

Einstellungen befasst, so zum Beispiel mit der Frage, welche Eigenschaften Frauen und Männern zugeschrieben werden und worauf sich diese Geschlechterklischees zurückführen lassen. Im Folgenden geben wir einen Überblick über den aktuellen Wissensstand.

1 *Warm, but maybe not so competent?* – Stereotype über Frauen und Männer

1.1 Das Stereotype Content Model

Vereinfacht ausgedrückt interessieren sich sozialpsychologische Stereotypforscher_innen sowohl für die Prozesse als auch für die Inhalte stereotypen Denkens. Eines der bedeutendsten Modelle zur Beschreibung und Erklärung stereotyper Inhalte ist das *Stereotype Content Model* (Fiske et al. 2002). Ausgangspunkt ist die Annahme, dass im Rahmen interpersonaler und intergruppaler Interaktionen zwei grundlegende Aspekte entscheidend sind: die Absicht des jeweiligen Gegenübers (gut oder schlecht) sowie dessen Fähigkeit, diese Absicht umzusetzen (hoch oder niedrig). Positive Absichten korrespondieren mit der Zuschreibung von Wärme, hohe Fähigkeiten mit der Zuschreibung von Kompetenz. Damit sind die beiden universalen Dimensionen genannt, anhand derer sich gemäß des *Stereotype Content Models* Stereotype gegenüber einer Vielzahl gesellschaftlicher Gruppen beschreiben lassen (Fiske et al. 2002; Fiske/Cuddy/Glick 2007). Stereotype sind kognitive Strukturen, die sozial geteiltes Wissen über die charakteristischen Merkmale von sozialen Gruppen enthalten (vgl. Ashmore/Del Boca/Wohlens 1986). Eine weitere Annahme des *Stereotype Content Models* besagt, dass diese beiden Dimensionen sozialen Gruppen oft komplementär zugeschrieben werden, das heißt, wird einer Gruppe ein hohes Maß an Wärme zugeschrieben, so wird sie zugleich als wenig kompetent eingeschätzt, und umgekehrt. Beispielsweise umfasst das Stereotyp von älteren Menschen hohe Wärme bei geringer Kompetenz und das Stereotyp von Managern geringe Wärme bei hoher Kompetenz. Dieses Muster findet sich auch in Bezug auf Geschlechterstereotype. Verschiedene Arbeiten zeigten, dass Frauen im Vergleich zu Männern als wärmer, Männer im Vergleich zu Frauen als kompetenter wahrgenommen werden (Asbrock 2010; Fiske et al. 2002). Werden Subgruppen innerhalb der beiden Geschlechtergruppen berücksichtigt, so finden sich große Unterschiede: Während beispielsweise Hausfrauen ein hohes Maß an Wärme und ein geringes Maß an Kompetenz zugeschrieben wird, werden Karrierefrauen als kälter, aber wesentlich kompetenter wahrgenommen (Fiske et al. 2002). In ähnlicher Weise unterscheiden Glick und Fiske (1996) zwischen benevolenten (wohlwollenden) Einstellungen gegenüber traditionellen Frauen, denen Wärme zugeschrieben wird, zugleich jedoch (außerhäusliche) Kompetenzen abgesprochen werden, und feindseligen Einstellungen gegenüber nicht-traditionellen Frauen, die als kompetent, aber kalt wahrgenommen werden (Fiske et al. 2002; siehe auch Becker 2010). Bereits Mitte der 1960er Jahre schlug Bakan (1966) eine eng verwandte Dichotomie zur Beschreibung der menschlichen Persönlichkeit vor: *Agency* und *Communion*. *Agency* bezieht sich auf eine Fokussierung auf das Selbst und

umschließt „typisch männliche“ Eigenschaften wie Selbstbestimmtheit und Unabhängigkeit. *Communion* bezeichnet eine Fokussierung auf andere Menschen und meint somit das „typisch weibliche“ Bestreben, sich mit anderen zu verbinden und zu kooperieren (vgl. Helgeson 1994). Kompetenz wird als ein wesentlicher Aspekt von *Agency* angesehen, wohingegen Wärme und *Communion* als gleichbedeutend betrachtet werden (Abele/Wojciszke 2007).

1.2 Explizite Geschlechterstereotype

Im Laufe des vergangenen Jahrzehnts hat die Frage nach der Veränderbarkeit von Stereotypen zunehmende Bedeutung erlangt. Die Beforschung der Frage, ob und unter welchen Bedingungen stereotypes Denken veränderbar ist, ist nicht nur theoretisch hochinteressant, sondern kann wertvolle Ansatzpunkte für Interventionen zum Abbau benachteiligender Stereotype liefern. Diekman und Eagly (2000) fanden einen Hinweis darauf, dass Geschlechterstereotype nicht als starre Denkinhalte verstanden werden sollten, sondern sich vielmehr dynamisch über die Zeit verändern (für den deutschen Kontext: vgl. Wilde/Diekman 2005). Die Forscherinnen baten ihre Untersuchungsteilnehmer_innen, sich den typischen Mann/die typische Frau im Jahre 1950, in der Gegenwart sowie im Jahre 2050 vorzustellen und hinsichtlich verschiedener Attribute einzuschätzen. Diekman und Eagly fanden, dass sich die Vorstellungen der typischen Frau und des typischen Mannes über die Zeit zunehmend aneinander angleichen. Dieser Trend konnte auf das für den jeweiligen Zeitpunkt eingeschätzte Ausmaß an Geschlechterrollen-traditionalität zurückgeführt werden. Interessanterweise fanden die Autorinnen, dass die beobachtete Angleichung insbesondere auf eine Veränderung in der Vorstellung von der typischen Frau zurückzuführen war: Dieser wurden über die untersuchten Zeitpunkte hinweg zunehmend *Agency*-Attribute zugeschrieben. Demgegenüber zeigte sich ein vergleichsweise schwacher Zuwachs an der Zuschreibung von *Communion*-Attributen zum typischen Mann. Diese Befunde stehen in Einklang mit Arbeiten, in denen das Selbstkonzept von Frauen und Männern untersucht wurde (z. B. Sczeczny et al. 2004). In einer Meta-Analyse über 63 Studien aus den zurückliegenden 20 Jahren zeigte sich ein Zuwachs an selbst zugeschriebenen *Agency*-Attributen bei Frauen, wohingegen ein Zuwachs an selbst zugeschriebenen *Communion*-Attributen bei Männern nicht zu verzeichnen war (Twenge 1997). In Selbstberichten über „typisch männliche“ und „typisch weibliche“ Verhaltensweisen („Das Fleisch auf den Grill legen“, „Den Arbeitsplatz mit Blumen schmücken“) bestehen allerdings weiterhin deutliche Geschlechterunterschiede (z. B. Athenstaedt 2003). Daneben gibt es auch Hinweise darauf, dass Frauen sich im Vergleich zu Männern insgesamt unterschätzen (Sieverding 2003).

1.3 Implizite Geschlechterstereotype

Wie aber verhält es sich mit impliziten geschlechterstereotypen Denkinhalten, die sich wesentlich schwerer kontrollieren lassen? Ist die Zunahme von – gleichstellungsrelevanten – *Agency*-Merkmalen zur Gruppe der Frauen tatsächlich Ausdruck einer zugrunde liegenden Veränderung im Denken oder lediglich Folge sozialer Erwünschtheitsprozesse?

Soziale Erwünschtheitsprozesse spielen eine zentrale Rolle bei der Erforschung sozial heikler Fragestellungen, zu denen geschlechterbezogene Forschungsthemen zählen können. Weiterhin ist zu beachten, dass es selbst dann zu Antwortverzerrungen kommen kann, wenn die Untersuchungsteilnehmer_innen bereit sind, ehrlich zu antworten. Dies ist der Fall, wenn Menschen aufgrund mangelnder Introspektionsfähigkeit nicht in der Lage sind, korrekte Angaben über intrapersonale Gedanken- und Gefühlsvorgänge zu machen. Eine besondere Bedeutung spielen in diesem Zusammenhang implizite Kognitionen, also solche Denkinhalte, die der Person selbst nicht bewusst sind. Aus diesen Gründen haben sogenannte implizite Messmethoden für psychologische Forscher_innen in den vergangenen Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen (Greenwald/Banaji 1995; Greenwald et al. 2002). Anhand impliziter Maße ist es zum einen möglich, soziale Erwünschtheitsprozesse zu umgehen, zum anderen können auch nicht bewusst zugängliche Kognitionen erfasst werden. In den letzten Jahren wurden Reichweite und Grenzen impliziter Techniken intensiv beforscht, wobei das Interesse besonders solchen Maßen gilt, welche die Erfassung impliziter Kognitionen anhand von reaktionszeitbasierten computergestützten Verfahren vorsehen. Eines der wichtigsten impliziten Maße ist der Implizite Assoziationstest (IAT, Greenwald/McGhee/Schwartz 1998). In einem IAT werden Wortstimuli auf dem Computerbildschirm präsentiert, die via Tastendruck bestimmten Wortkategorien zugeordnet werden sollen. Bei einem IAT zur Erfassung von Geschlechterstereotypen wird aus der Geschwindigkeit, mit der Wörter unter unterschiedlichen Bedingungen zu den Kategorien *Männer*, *Frauen*, *kompetent*, *inkompetent* zugeordnet werden können geschlussfolgert, ob eine Person eine stärkere implizite Assoziation zwischen Frauen-kompetent/Männer-inkompetent im Vergleich zu Männer-kompetent/Frauen-inkompetent hat und sie somit implizit Frauen mehr Kompetenz zuschreibt als Männern oder umgekehrt.

Lange vor Einführung des IATs führte Goldberg (1968) eine klassische Studie zur Erforschung von impliziten Geschlechter-Kompetenz-Wahrnehmungen durch. Er legte Probandinnen schriftliche Arbeiten vor, die – angeblich – entweder der Feder einer Autorin oder eines Autors entstammten. Es zeigte sich, dass identische Arbeiten dann als qualitativ hochwertiger eingeschätzt wurden, wenn die Untersuchungsteilnehmerinnen davon ausgingen, diese seien von einem Mann geschrieben worden. Diese Arbeit gilt als ein früher Hinweis auf das Vorliegen eines impliziten Männer-Kompetenz-/Frauen-Inkompetenz-Stereotyps. Eine Metaanalyse dieser und vieler Nachfolgestudien zeigte jedoch, dass die Befundlage hierzu mehrdeutig ist. Zum einen wurde dieses Ergebnis häufig nicht repliziert, zum anderen war der Unterschied in der Bewertung von Frauen und Männern im Allgemeinen eher gering (Swim et al. 1989). Im Einklang damit wurde in verschiedenen in Deutschland durchgeführten Studien kein Einfluss des Geschlechts von Bewerber_innen auf die Kompetenzeinschätzung gefunden – weder aus der Sicht Studierender noch aus der Sicht Personalverantwortlicher (Steffens/Schult/Ebert 2009; Steffens/Mehl 2003). Auch in den Vereinigten Staaten durchgeführte Studien lieferten ähnliche Befunde. Richeson und Ambady (2001) baten beispielsweise ihre Versuchsteilnehmer_innen, einen Geschlechter-Kompetenz-IAT durchzuführen, und fanden für Männer *und* Frauen implizite Kompetenzzuschreibungen zur eigenen Geschlechtergruppe; das heißt, in Abkehr von traditionellen Geschlechterstereotypen wurde Kompetenz nicht einseitig der Gruppe der Männer zugeschrieben. Betrachtet man Arbeiten

zur Erforschung impliziter Geschlechter-Wärme-Stereotype, so findet sich hingegen im Allgemeinen auch heute noch eine einseitige Zuschreibung von Wärme zur Gruppe der Frauen (z. B. Rudman/Goodwin 2004; siehe aber Rudman/Greenwald/McGhee 2001). Um die Inkonsistenzen bisheriger Forschungsergebnisse aufzuklären, führten Ebert, Steffens und Kroth (2013a) Studien zur Untersuchung gegenwärtiger impliziter Geschlechterstereotype durch. Unter Verwendung verschiedener impliziter Maße sowie unter Berücksichtigung studentischer und nicht-studentischer Stichproben fanden die Autorinnen durchgängig eine Abkehr von einseitigen Männer-Kompetenz-Stereotypen. In Analogie zu Richeson und Ambady (2001) zeigten sich stattdessen in allen IAT-Studien für Männer *und* Frauen implizite Kompetenzzuschreibungen zur eigenen Geschlechtergruppe. Interessanterweise wurde unter Anwendung einer impliziten Messmethode, die die getrennte Betrachtung der Kategorien *Frauen* und *Männer* ermöglicht (anders als im IAT, in dem immer eine relative Messung durch die Gegenüberstellung zweier Konzepte, z. B. *Frauen* und *Männer*, erfolgt), gefunden, dass männliche Probanden der Gruppe der Männer zwar mehr Kompetenz zugeschrieben als der Gruppe der Frauen, jedoch auch deutliche Frauen-Kompetenzwahrnehmungen aufwiesen. Dasselbe wurde umgekehrt für Probandinnen gefunden. Dieser Befund ist eine wichtige Ergänzung zu bisherigen Studien, denn er zeigt, dass sowohl Frauen als auch Männer das andere Geschlecht implizit nicht als inkompetent wahrnehmen, wie es insbesondere für männliche Probanden aufgrund von noch bestehenden traditionellen geschlechterstereotypen Vorstellungen hätte möglich sein können. Bezüglich der Kompetenz-Dimension findet sich somit auf impliziter Ebene eine Diskrepanz zu Arbeiten zum *Stereotype Content Model* (Fiske et al. 2002; Asbrock 2010): Die traditionell stereotype Dimension Kompetenz wird von beiden Geschlechtern mit den allgemeinen Geschlechtergruppen Männer *und* Frauen assoziiert. Bezüglich der Wärme-Dimension fanden Ebert und Kolleginnen hingegen ein anderes Muster: Hier zeigte sich eine allgemeine Zuschreibung von Wärme zu Frauen, wie es im Sinne des *Stereotype Content Models* (Fiske et al. 2002) unter der Voraussetzung traditioneller Rollenverhältnisse zu erwarten ist. Das gefundene Muster impliziter Geschlechterstereotype gestaltet sich somit analog zu der oben beschriebenen Entwicklung expliziter Geschlechterstereotype: Während *Agency*-Kompetenz-Zuschreibungen zunehmend auch zur Gruppe der Frauen erfolgen, herrscht nach wie vor die Sichtweise vor, dass Frauen das wärmere Geschlecht sind.

Auf einer der allgemeinen Kompetenzebene untergeordneten Ebene gibt es jedoch spezifischere Stereotype, die bestimmte Kompetenzen Männern und andere Kompetenzen Frauen zuschreiben. Zu den stereotyp männlichen Kompetenzen zählen mathematisch-technische Fähigkeiten; die sogenannten MINT-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik) gelten immer noch als Männerdomäne (Ramm/Bargel 2005). Betrachtet man die Entwicklung von mathematikbezogenen Geschlechterstereotypen bei Kindern und Jugendlichen, findet man ein interessantes Befundmuster (z. B. Steffens/Jelenec/Noack 2010): In einem Alter, in dem es (noch) keine Geschlechterunterschiede in den Mathematik-Schulleistungen gibt (in der 4. Klasse), herrschen bereits explizite Geschlechterstereotype vor, Jungen seien besser in Mathematik als Mädchen. Im Einklang mit ihrem Geschlechterstereotyp haben Jungen ein höheres fähigkeitsbezogenes Selbstkonzept in Mathematik – sie schätzen sich in Mathematik also besser ein als es Mädchen mit objektiv derselben Schulleistung tun. Mädchen haben da-

gegen durchschnittlich ein höheres fähigkeitsbezogenes Selbstkonzept in Deutsch/Sprachen als Jungen – und im Einklang damit und mit dem entsprechenden Geschlechterstereotyp haben sie auch bessere Schulleistungen im sprachlichen Bereich.

In derselben Studie wurden implizite Stereotype bezüglich Mathematik und Sprachen gemessen. Den expliziten Stereotypen entsprechend zeigten Mädchen Assoziationen von Jungen-Mathe/Mädchen-Deutsch. Jungen hingegen zeigten keine impliziten Geschlechterstereotype, weil sie sowohl Mathematik als auch Deutsch/Sprachen mit ihrer eigenen Geschlechtergruppe assoziierten (Steffens/Jelenec 2011). Mit anderen Worten: Jungen zeigten durchweg selbstwertdienliche Zuschreibungen („Wir können alles!“), Mädchen hingegen nicht. Im Einklang damit haben andere Studien gezeigt, dass Mädchen auch im Hinblick auf Physik stärkere implizite Geschlechterstereotype besitzen als Jungen (Kessels/Rau/Hannover 2006). Angesichts der unterschiedlichen Karrierewege von Frauen und Männern wird häufig argumentiert, es solle doch Frauen und Männern nicht verwehrt werden, unterschiedliche Interessen zu entwickeln, falls sie das wünschen. Der oben dargestellte Befund, dass Geschlechterunterschiede in Schulleistungen erst auftreten, *nachdem* entsprechende stereotypkonforme Unterschiede im Selbstkonzept beobachtbar sind, kann als erster Hinweis darauf verstanden werden, dass die Interessenentwicklung nicht frei von bestehenden Rollen und Stereotypen erfolgt. Die zitierten Studien geben einen weiteren Hinweis in dieselbe Richtung (Steffens/Jelenec/Noack 2010; Steffens/Jelenec 2011): Diejenigen Mädchen, die die stärksten impliziten Geschlechterstereotype in Bezug auf Mathematik aufwiesen, hatten gleichzeitig die geringsten fähigkeitsbezogenen Selbstkonzepte in Mathematik, die relativ schlechtesten Mathematikleistungen und die ausgeprägteste Absicht, mathematikintensive Schulfächer abzuwählen und mathematische Studienfächer zu vermeiden. Für Jungen gab es kaum Zusammenhänge zwischen Geschlechterstereotypen und entsprechenden fähigkeitsbezogenen Kognitionen.

Zu beachten ist, dass diese Befunde keine eindeutigen Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge zeigen. Es ist beispielsweise durchaus möglich, dass Mädchen, denen Mathematik zunächst nicht liegt, später ein ausgeprägteres Geschlechterstereotyp entwickeln („Als Mädchen muss ich das nicht können“), was wiederum zu einem verstärkten Rückzug aus entsprechenden Fächern führen könnte. Experimentelle Befunde zeigen jedoch eindeutig, dass die situative Aktivierung negativer Stereotype über Gruppen, mit denen Menschen sich identifizieren, dazu führt, dass sie schlechtere Leistungen im Einklang mit dem Stereotyp zeigen. Dieses Phänomen hat als *Stereotype Threat* (zu Deutsch: Bedrohung durch Stereotype) Eingang in die Literatur gefunden (Steele/Aronson 1995; Martiny et al. 2012). Menschen bleiben also häufig hinter ihren Fähigkeiten zurück, wenn sie befürchten, ein Stereotyp zu bestätigen. Wenn beispielsweise vor einem Mathematiktest darauf hingewiesen wird, in diesem Test würden Geschlechterunterschiede auftreten, zeigen Mädchen schlechtere Leistungen im Vergleich zu einer Situation, in der vor Testbeginn keine Stereotypaktivierung stattfand (z. B. Spencer/Steele/Quinn 1999; Steffens/Dasgupta/Jelenec 2013). Dasgupta (2011) konnte zeigen, dass *Stereotype Threat* entgegengewirkt werden kann, indem vorab eine hinreichende „Impfung“ durch weibliche Rollenmodelle erfolgt.

Zusammengefasst findet man heutzutage keine allgemein höhere Kompetenzbeschreibung zu Männern als zu Frauen mehr. Aber bestimmte, wichtige Kompetenzbe-

reiche – wie MINT-Fächer – sind nach wie vor stark stereotypbehaftet, und mit diesen Stereotypen hängt der innere und später beobachtbare Abschied von Mädchen aus diesen Fächern zusammen.

2 Geschlechterrollen

2.1 Die Soziale Rollentheorie

Wie lässt es sich erklären, dass bestimmte Inhalte geschlechterstereotypen Denkens (z. B. Kompetenz im Allgemeinen) einem Wandel unterworfen, andere (wie Mathematikleistungen) hingegen durch Stabilität gekennzeichnet sind? Eine schlüssige Antwort auf diese Frage liefert die Soziale Rollentheorie (Eagly 1987; Eagly/Wood/Diekman 2000), welche die in einer Gesellschaft vorherrschenden Geschlechterrollen als ursächlich für die Entstehung und Veränderung von Geschlechterstereotypen ansieht. Geschlechterrollen sind sozial geteilte Verhaltenserwartungen, die sich auf Individuen aufgrund ihres sozial zugeschriebenen Geschlechts richten (Eckes 2008). In ihrer ursprünglichen Formulierung (Eagly 1987) fasst die Soziale Rollentheorie Stereotype über Männer und Frauen also nicht etwa als Ausdruck inhärenter Geschlechterunterschiede auf, sondern als Folge der in einer Gesellschaft vorherrschenden Geschlechterrollenstrukturen. Eine Weiterentwicklung der Theorie ergänzt diesen soziostrukturellen Ansatz um eine bio-soziale Perspektive, welche die Ursachen von Geschlechterrollenverhältnissen (z. B. physische Unterschiede zwischen Männern und Frauen) sowie verschiedene Effekte von Geschlechterstereotypen auf geschlechterstereotype Verhaltensweisen spezifiziert (Eagly/Wood 2011). Als zentrale Determinante für die Entstehung und Veränderung von Geschlechterstereotypen werden in beiden Fassungen Geschlechterrollen angesehen. Betrachtet man nun vergangene und gegenwärtige Geschlechterrollenstrukturen, so stellt man fest, dass Frauen zum einen wesentlich häufiger in der Rolle der Hausfrau und zum anderen in solchen Berufen anzutreffen sind, die der häuslichen Rolle ähneln (Kindergärtnerin, Krankenschwester; Cejka/Eagly 1999), wohingegen Männer typischerweise die Rolle des Ernährers innehaben und weitaus häufiger prestigeträchtige Karrierewege einschlagen als Frauen. Gemäß der Sozialen Rollentheorie passen sich Frauen und Männer an ihre geschlechterspezifischen Rollen an, indem sie die dafür erforderlichen Eigenschaften und Fähigkeiten weiterentwickeln (Eagly/Wood/Diekman 2000). – Am Beispiel des vorherigen Abschnitts: Jungen bauen ihre mathematischen Fähigkeiten aus, Mädchen ihre sprachlichen. – Weiterhin kommt zum Tragen, dass Menschen bei der Interpretation des Verhaltens anderer dazu tendieren, den Einfluss der Persönlichkeit zu überschätzen (Ross 1977): Menschen neigen also dazu, geschlechterrollenspezifisches Verhalten auf die Persönlichkeit von Frauen und Männern zurückzuführen und den Einfluss von Rollenzwängen außer Acht zu lassen. Wie von Eagly und Steffen (1984) gezeigt werden konnte, korrespondieren die Eigenschaften, die als charakteristisch für die (typisch weibliche) häusliche Rolle angesehen werden, mit *Communio*, die Eigenschaften, die hingegen als charakteristisch für die (typisch männliche) Rolle des Ernährers angesehen werden, mit *Agency*. Folglich hat sich über die Zeit ein

Geschlechterstereotyp gebildet, nach welchem Frauen mehr *Communion* zugeschrieben wird als Männern und Männern mehr *Agency* als Frauen. Wenn Geschlechterstereotype auf die in einer Gesellschaft vorherrschenden Geschlechterrollenstrukturen zurückgeführt werden können, dann sollte sich geschlechterstereotypes Denken immer dann verändern, wenn Geschlechterrollen im Wandel begriffen sind.

2.2 Geschlechterrollen – Wandel und Stabilität

In den letzten Jahrzehnten unterlagen Geschlechterrollen einer steten Veränderung. Besonders der stetig wachsende Eintritt von Frauen ins Berufsleben führte zu einer zunehmenden Annäherung von Frauen und Männern in *Agency*-Kompetenz-assoziierten Rollen. So stieg der Anteil von Frauen an der arbeitenden Bevölkerung von 38 Prozent im Jahr 1980 auf 46 Prozent im Jahr 2011 (Statistisches Bundesamt 2011). Im Gegensatz zu diesen Entwicklungen konnten keine vergleichbaren Veränderungen hinsichtlich Wärme-assoziierten Rollen verzeichnet werden: Frauen bringen auch heute noch nahezu doppelt so viel Zeit mit Hausarbeit und Kinderbetreuung zu wie Männer (Kuenzler et al. 2001). Entsprechend nahmen 96 Prozent der berufstätigen Mütter, aber nur 26 Prozent der Väter, deren Kinder zwischen Januar und März 2010 geboren wurden, Elternzeit in Anspruch (Statistisches Bundesamt 2011). Kurz gesagt: Während Frauen zunehmend in *Agency*-Kompetenz-assoziierten Rollen zu finden sind, sind sie zeitgleich nach wie vor primär für Wärme-assoziierte Tätigkeiten zuständig (Shelton 1992). Eine ähnliche Asymmetrie wurde innerhalb beruflicher Rollen beobachtet: Frauen sind zunehmend in Männer-dominierten, Männer weiterhin nur selten in Frauen-dominierten Berufsfeldern zu finden (England 2003).

Führt man sich noch einmal die Inhalte gegenwärtiger Geschlechterstereotype vor Augen, wird deutlich, dass diese mit den beschriebenen Geschlechterrollenentwicklungen übereinstimmen: Die wesentlichen Veränderungen hinsichtlich *Agency*-Kompetenz-assoziierten Rollen, vorwiegend auf eine Abkehr von der traditionellen Frauenrolle zurückzuführen, stehen im Einklang mit einer Zunahme an *Agency*-Kompetenz-Zuschreibungen zur Gruppe der Frauen. Dies erklärt auch den oben erwähnten Befund, dass männlichen Bewerbern heutzutage nicht mehr automatisch eine höhere Kompetenz zugesprochen wird als Bewerberinnen (Steffens/Mehl 2003; Steffens/Schult/Ebert 2009). Der Fortbestand weiblicher Verantwortlichkeit für Wärme-assoziierte Rollen hingegen korrespondiert mit einem nach wie vor bestehenden Frauen-Wärme-Stereotyp. Die von der Sozialen Rollentheorie (Eagly 1987) postulierte Rückführung von geschlechterstereotypen Denkinhalten auf die gegebenen Geschlechterrollenstrukturen wurde unter Verwendung expliziter Messmethoden gezeigt (Diekman/Eagly 2000; Wilde/Diekman 2005). Ebert et al. (2013b) ist der Nachweis gelungen, dass sich implizite Wärme- und Kompetenz-Geschlechterstereotype ebenfalls durch die zugrunde liegende Geschlechterrollenwahrnehmung erklären lassen: Wurde in einem Geschlechter-Wärme-IAT eine moderne im Gegensatz zu einer traditionellen Geschlechterrollenwahrnehmung erzeugt, zeigten sich verringerte Frauen-Wärme-Assoziationen. Wurde in einem Geschlechter-Kompetenz-IAT eine moderne im Gegensatz zu einer traditionellen Geschlechterrollenwahrnehmung erzeugt, zeigten sich verringerte Männer-Kompetenz-Assoziationen (siehe auch Dasgupta/Asgari 2004).

Im folgenden Abschnitt stellen wir eine weitere zentrale Dimension geschlechterbezogener Kognitionen vor: Geschlechter Einstellungen, also die Bewertung von Frauen und Männern durch andere (vgl. Olson/Zanna 1993). In einem Überblick über die Entwicklung dieses Forschungsbereichs stellen wir aktuelle Befunde zu expliziten und impliziten Einstellungen gegenüber Frauen und Männern vor.

3 *Women are wonderful!* – Einstellungen gegenüber Frauen und Männern

3.1 Explizite Geschlechter Einstellungen

In älteren Arbeiten zur Beforschung von Geschlechter Einstellungen und Geschlechterstereotypen findet sich eine Übereinstimmung dahingehend, dass Stereotype über Männer eine positivere Wertigkeit aufweisen als Stereotype über Frauen (Broverman et al. 1970; Broverman et al. 1972; Goldberg 1968; McKee/Sherriffs 1957; Rosenkrantz et al. 1968). Schon wenig später erschienene Studien präsentierten jedoch ein anderes Ergebnismuster. So replizierten beispielsweise Werner und LaRussa eine frühe Studie zu Geschlechterstereotypen (McKee/Sherriffs 1957) und zeigten, dass Stereotype über Frauen erheblich positiver, Stereotype über Männer hingegen negativer ausfielen (Werner/LaRussa 1985). Zudem wurde das methodische Vorgehen einiger der „frühen“ Studien als unzulänglich kritisiert (Ashmore/Del Boca/Wholers 1986). Betrachtet man beispielsweise die Arbeiten von Brovermann et al. (1972; 1970), die als Hinweis auf ein positiveres Männerstereotyp angeführt wurden, zeigt sich, dass dieser Befund auf der Basis von Attributlisten gewonnen wurde, die eine höhere Anzahl an positiven typisch männlichen im Vergleich zu positiven typisch weiblichen Eigenschaften enthielten. Entsprechend konnten Widiger und Settle (1987) zeigen, dass die evaluative Überlegenheit männlicher Stereotype verschwindet, wenn ein ausgewogenes Verhältnis an positiven typisch weiblichen und männlichen Eigenschaften vorliegt. Den bedeutendsten Beitrag zur Hinterfragung früherer Arbeiten leisteten Eagly und Mladinic (1989). Sie untersuchten Geschlechter Einstellungen und -stereotype unter Anwendung von Messmethoden, welche die methodischen Probleme bisheriger Arbeiten umgingen. Sowohl weibliche als auch männliche Versuchsteilnehmende dieser Studie zeigten positivere Einstellungen und Stereotype gegenüber Frauen als gegenüber Männern. Die positivere Bewertung des weiblichen Geschlechts war auf eine Zuschreibung kommunaler Eigenschaften (vgl. Bakan 1966) zurückzuführen; hierzu zählen Attribute wie hilfsbereit, warmherzig, nett und verständnisvoll (vgl. Abschnitt 1.1). Dieser Befund ging als *Women-are-wonderful*-Effekt in die Literatur ein.

3.2 Implizite Geschlechter Einstellungen

3.2.1 Der *Women-are-wonderful*-Effekt

Als einen Grund für den *Women-are-wonderful*-Effekt diskutierten Eagly und Mladinic (1989) Prozesse sozialer Erwünschtheit: Möglicherweise tendierten die Untersuchungs-

teilnehmer_innen zu besonders positiven Einschätzungen von Frauen, um nicht Gefahr zu laufen, vorurteilsbehaftet zu erscheinen. In diesem Fall dürfte ein Geschlechtereinstellungs-IAT keine Bevorzugung der Gruppe der Frauen hervorbringen. In einem umfangreichen Forschungsprogramm konnten Rudman und Goodwin (2004) zeigen, dass auch unter Anwendung eines Geschlechtereinstellungs-IATs der *Women-are-wonderful*-Effekt zu finden ist. Somit ist davon auszugehen, dass die allgemeine Bevorzugung des weiblichen Geschlechts nicht Ausdruck des Bestrebens ist, gesellschaftlich erwünscht zu antworten. Weitere Studien brachten analoge Ergebnisse (Ebert 2010; Nosek/Banaji 2001; Richeson/Ambady 2001; Skowronski/Lawrence 2001).

Dieses sehr robuste Befundmuster ist vor dem Hintergrund sozialpsychologischer Intergruppenforschung überraschend. Typischerweise zeigt sich nämlich, dass Status-höhere Gruppen positiver bewertet werden als Status-niedrigere Gruppen, und zwar sowohl von Mitgliedern der Status-höheren als auch von Mitgliedern der Status-niedrigeren Gruppe (Rudman/Feinberg/Fairchild 2002; Sidanius/Pratto 1999). Die *System Justification Theory* (Jost/Banaji 1994) liefert eine Erklärung für dieses Muster: Einstellungen gegenüber sozialen Gruppen haben die Funktion, die bestehenden Hierarchien innerhalb eines sozialen Gefüges zu rechtfertigen. Dies gelingt, indem dominante Gruppen im Vergleich zu untergeordneten Gruppen in einem positiveren Licht wahrgenommen werden. Im Falle der Geschlechtereinstellungen würde man folglich das umgekehrte Muster erwarten, nämlich eine positivere Bewertung der nach wie vor Status-höheren Gruppe der Männer. Rudman und Goodwin (2004) identifizierten in einer Serie von Studien mehrere Faktoren, die mit der allgemeinen Bevorzugung des weiblichen Geschlechts zusammenhängen. Beispielsweise fielen implizite Geschlechtereinstellungen umso mehr zugunsten von Frauen aus, je positiver die implizite Einstellung der Untersuchungsteilnehmer_innen zur eigenen Mutter im Vergleich zum Vater war, und (sexuell erfahrene) Männer schätzten Frauen implizit umso positiver ein, je höher ihr sexuelles Interesse war.

3.2.2 Der Men-are-valuable-Effekt

Um ein tieferes Verständnis des *Women-are-wonderful*-Effekts zu erzielen, ist es neben der Betrachtung potenzieller Korrelate sinnvoll, ihn auf seine Generalisierbarkeit hin zu überprüfen. Wie im ersten Teil dieser Arbeit dargestellt, werden Frauen auch heutzutage noch als wärmer wahrgenommen als Männer, wohingegen ihnen zunehmend *Agency*/Kompetenz zugeschrieben wird. Obwohl beide Stereotypdimensionen positive Attribute umfassen (einfühlsam, liebevoll, warmherzig vs. durchsetzungsstark, unabhängig, qualifiziert), unterscheiden sie sich hinsichtlich ihrer evaluativen Färbung: Während Personen, denen *Communion*/Wärme zugeschrieben wird, Sympathie bei anderen auslösen, bewirken Personen, denen *Agency*/Kompetenz zugeschrieben wird, Respekt bei ihren Mitmenschen (Fiske et al. 2002; Wojciszke 2005; siehe auch Rudman/Glick 2008). Ebert (2010) überprüfte erstmals die unbewusste Zuschreibung von Respekt zu Männern und Frauen. In einem Geschlechtereinstellungs-IAT wurde die allgemein-evaluative Dimension *positiv* versus *negativ* durch die Dimension *Respekt* ersetzt. Diese Veränderung bewirkte eine Umkehr des *Women-are-wonderful*-Effekts, das heißt, die allgemeine Präferenz für die Gruppe der Frauen wich nun einer allgemeinen Zuschreibung der positiven Dimension Respekt zur Gruppe der Männer, also einem *Men-are-*

valuable-Effekt (Ebert, 2010). Das bedeutet: Frauen sind im Rahmen von Sympathieeinschätzungen zwar das favorisierte Geschlecht, sobald jedoch gleichstellungskritische Dimensionen (denen die Dimension Respekt sicherlich zuzuordnen ist) in den Fokus rücken, werden sie auch heute noch ungünstiger eingeschätzt.

4 Fazit

Die aktuelle Befundlage zu expliziten und impliziten geschlechterbezogenen Kognitionen lässt sich wie folgt zusammenfassen. Aktuelle Untersuchungen finden übereinstimmend einen *Women-are-wonderful*-Effekt: Frauen werden explizit wie implizit positiver bewertet als Männer. Während Frauen im Rahmen von Sympathieeinschätzungen das favorisierte Geschlecht sind, werden sie ungünstiger eingeschätzt, sobald gleichstellungskritische Dimensionen wie Respekt betrachtet werden. Erfreulicherweise findet sich aber, dass der Gruppe der Frauen zunehmend *Agency*-/Kompetenz-Attribute zugeschrieben werden. Im Einklang damit werden, bei gleicher objektiv vorliegender Information, Bewerberinnen nicht mehr für weniger kompetent gehalten als Bewerber. Nur bestimmte Kompetenzbereiche wie MINT-Fächer sind weiterhin stark stereotypisiert. Demgegenüber findet sich ein nur schwacher Zuwachs an der Zuschreibung von Wärme-Attributen zur Gruppe der Männer. Sowohl explizit als auch implizit existiert also auch heute noch ein Stereotyp, nach dem Frauen wärmer sind als Männer.

Diese Befunde lassen sich mithilfe der Sozialen Rollentheorie gut erklären: Während Frauen zunehmend in *Agency*-/Kompetenz-assozierten Rollen zu finden sind, sind sie gleichzeitig nach wie vor primär für Wärme-assozierte Tätigkeiten zuständig. Wie neuere Studien zeigen, hängen die beschriebenen Geschlechterstereotype von (aktuell aktivierten) Geschlechterrollenwahrnehmungen ab. Diese Befunde sind in verschiedener Hinsicht interessant: Zunächst stützen sie das Hauptpostulat der Sozialen Rollentheorie (Eagly 1987), dass stereotype Denkweisen nicht Abbild inhärenter Gruppenunterschiede sind, sondern das Produkt sozio-struktureller Gegebenheiten. Darüber hinaus bieten diese Befunde eine wertvolle Basis für die Entwicklung von Interventionen und politischen Maßnahmen. Wollen wir eine Veränderung im Denken der Menschen erzielen, so müssen zunächst Maßnahmen ergriffen werden, die einen Wandel in den gesellschaftlichen Strukturen ermöglichen. Um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass junge, begabte Studentinnen eine Karriere in Wissenschaft, Wirtschaft oder Politik in Erwägung ziehen, brauchen sie weibliche Vorbilder (Dasgupta/Asgari 2004). Zusammenfassend zeigen zahlreiche wissenschaftliche Studien: Die Veränderung in den Köpfen wird der Veränderung gesellschaftlicher Strukturen folgen.

Literaturverzeichnis

Abele, Andrea E. & Wojciszke, Bodgan. (2007). Agency and communion from the perspective of self versus others. *Journal of Personality and Social Psychology*, 93(5), 751–763.

- Asbrock, Frank. (2010). Stereotypes of social groups in Germany in terms of warmth and competence. *Social Psychology, 41*(2), 76–81.
- Ashmore, Richard D.; Del Boca, Frances K. & Wohlers, Arthur J. (1986). Gender stereotypes. In Richard D. Ashmore & Frances K. Del Boca (Hrsg.), *The social psychology of male-female relations: A critical analysis of central concepts* (S. 69–120). New York: Academic Press.
- Athenstaedt, Ursula. (2003). On the content and structure of the gender role self-concept: Including gender-stereotypical behaviors in addition to traits. *Psychology of Women Quarterly, 27*(4), 309–318.
- Bakan, David. (1966). *The duality of human existence: An essay on psychology and religion*. Oxford: Rand McNally.
- Becker, Julia C. (2010). Why do women endorse hostile and benevolent sexism? The role of salient female subtypes and internalization of sexist contents. *Sex Roles, 62*(7–8), 453–467.
- Blair, Irene V. (2002). The malleability of automatic stereotypes and prejudice. *Personality and Social Psychology Review, 6*(3), 242–261.
- Broverman, Inge K.; Broverman, Donald M.; Clarkson, Frank E.; Rosenkrantz, Paul S. & Vogel, Susan R. (1970). Sex-role stereotypes and clinical judgements of mental health. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 34*(1), 1–7.
- Broverman, Inge K.; Vogel, Susan R.; Broverman, Donald K.; Clarkson, Frank E. & Rosenkrantz, Paul S. (1972). Sex role stereotypes: A current appraisal. *Journal of Social Issues, 28*(2), 379–394.
- Cejka, Mary A. & Eagly, Alice J. H. (1999). Gender-stereotypic images of occupations correspond to the sex segregation of employment. *Personality and Social Psychology Bulletin, 25*(4), 413–423.
- Dasgupta, Nilanjana. (2011). Ingroup experts and peers as social vaccines who inoculate the self-concept: The stereotype inoculation model. *Psychological Inquiry, 22*(4), 231–246.
- Dasgupta, Nilanjana & Asgari, Shaki. (2004). Seeing is believing: Exposure to counterstereotypic women leaders and its effect on the malleability of automatic gender stereotyping. *Journal of Experimental Social Psychology, 40*(5), 642–658.
- Diekman, Amanda B. & Eagly, Alice J. H. (2000). Stereotypes as dynamic constructs: Women and men of the past, present, and future. *Personality and Social Psychology Bulletin, 26*(10), 1171–1188.
- Eagly, Alice J. H. (1987). *Sex differences in social behavior: A social-role interpretation*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Eagly, Alice J. H. & Mladinic, Antonio. (1989). Gender stereotypes and attitudes toward women and men. *Personality and Social Psychology Bulletin, 15*(4), 543–558.
- Eagly, Alice J. H. & Steffen, Valerie J. (1984). Gender stereotypes stem from the distribution of women and men into social roles. *Journal of Personality and Social Psychology, 46*(4), 735–754.
- Eagly, Alice J. H. & Wood, Wendy. (2011). Social role theory. A biosocial analysis of sex differences and similarities. In Paul A. M. Van Lange, Arie W. Kruglanski & E. Tory Higgins (Hrsg.), *Handbook of theories in social psychology* (S. 458–476). London: Sage.
- Eagly, Alice J. H.; Wood, Wendy & Diekman, Amanda B. (2000). Social role theory of sex differences and similarities: A current appraisal. In Thomas Eckes & Hanns M. Trautner (Hrsg.), *The developmental psychology of gender* (S. 123–174). Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Ebert, Irena D. (2010). *Don't be afraid! Competent women are great. – Implicit gender attitudes and stereotypes of today* (Unveröffentl. Dissertation). Jena.
- Ebert, Irena D.; Steffens, Melanie C. & Kroth, Alexandra. (2013a). *Warm, but maybe not so competent? Contemporary implicit stereotypes of women and men*. Eingereichtes Manuskript. Jena.

- Ebert, Irena D.; von Stülpnagel, Rul; Hartung, Jessica & Steffens, Melanie C. (2013b). *It's all about roles! – On the impact of gender role perceptions on implicit gender stereotypes*. Manuskript in Vorbereitung. Jena.
- Eckes, Thomas. (2008). Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vourteilen. In: Ruth Becker & Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (S. 178–189). Wiesbaden: VS Verlag.
- England, Paula. (2003). *Toward gender equality: Progress and bottlenecks*. Zugriff am 13. Oktober 2008 unter www.northwestern.edu/ipr/publications/papers/2003/WP-03-13.pdf.
- Fiske, Susan T.; Cuddy, Amy J. C.; Glick, Peter & Xu, Jun. (2002). A model of (often mixed) stereotype content: Competence and warmth respectively follow from perceived status and competition. *Journal of Personality and Social Psychology*, 82(6), 878–902.
- Fiske, Susan T.; Cuddy, Amy J. C. & Glick, Peter. (2007). Universal dimensions of social cognition: warmth and competence. *Trends in Cognitive Sciences*, 11(2), 77–83.
- Glick, Peter & Fiske, Susan T. (1996). The ambivalent sexism inventory: Differentiating benevolent and hostile sexism. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70(3), 491–512.
- Goldberg, Philip A. (1968). Are women prejudiced against women? *Transaction*, 5, 28–30.
- Greenwald, Anthony G. & Banaji, Mahrazin R. (1995). Implicit social cognition: Attitudes, self-esteem, and stereotypes. *Psychological Review*, 102(1), 4–27.
- Greenwald, Anthony G.; Banaji, Mahrazin R.; Rudman, Laurie A.; Farnham, Shelly D.; Nosek, Brian A. & Mellott, Deborah S. (2002). A unified theory of implicit attitudes, stereotypes, self-esteem, and self-concept. *Psychological Review*, 109(1), 3–25.
- Greenwald, Anthony G.; McGhee, Debbie E. & Schwartz, Jordan L. K. (1998). Measuring individual differences in implicit cognition: The implicit association test. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74(6), 1464–1480.
- Helgeson, Vicky S. (1994). Relation of agency and communion to well-being: evidence and potential explanations. *Psychological Bulletin*, 116(3), 412–428.
- Jost, John T. & Banaji, Mahrazin R. (1994). The role of stereotyping in system-justification and the production of false consciousness. *British Journal of Social Psychology*, 33(1), 1–27.
- Kessels, Ursula; Rau, Melanie & Hannover, Bettina. (2006). What goes well with physics? Measuring and altering the image of science. *British Journal of Educational Psychology*, 76(4), 761–780.
- Kuenzler, Jan; Walter, Wolfgang; Reichart, Elisabeth & Pfister, Gerd. (2001). *Gender division of labour in unified Germany*. Zugriff am 9. September 2013 unter www.politikwissenschaft.uni-wuerzburg.de/fileadmin/06060101/na_rep.pdf.
- Martiny, Sarah E.; Roth, Jenny; Jelenec, Petra; Steffens, Melanie C. & Croizet, Jean-Claude. (2012). When a new group identity does harm on the spot: Stereotype threat in newly created groups. *European Journal of Social Psychology*, 42(1), 65–71.
- McKee, John P. & Sherrioffs, Alex C. (1957). The differential evaluation of males and females. *Journal of Personality*, 25(3), 356–371.
- Newport, Frank. (2008). *Wives still do laundry, men do yard work*. Zugriff am 7. November 2008 unter www.gallup.com/poll/106249/Wives-Still-Laundry-Men-Yard-Work.aspx.
- Nosek, Brian A. & Banaji, Mahrazin R. (2001). The go/no-go association task. *Social Cognition*, 19(6), 625–666.
- Olson, James M. & Zanna, Mark P. (1993). Attitudes and attitude change. *Annual Review of Psychology*, 44, 117–154.

- Ramm, Michael & Bargel, Tino. (2005). *Frauen im Studium: Langzeitstudie 1983–2004*. Bonn, Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF).
- Richeson, Jennifer A. & Ambady, Nalini. (2001). Who's in charge? Effects of situational roles on automatic gender bias. *Sex Roles, 44*(9–10), 493–512.
- Rosenkrantz, Paul S.; Vogel, Susan R.; Bee, Helen; Broverman, Inge K. & Broverman, Donald K. (1968). Sex role stereotypes and self-concepts in college students. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 32*(3), 287–295.
- Ross, Lee. (1977). The intuitive psychologist and his shortcomings: Distortion in the attribution process. In Leonard Berkowitz (Hrsg.), *Advances in experimental social psychology* (Vol. 10, S. 173–220). Orlando, FL: Academic Press.
- Rudman, Laurie A.; Feinberg, Joshua & Fairchild, Kimberly. (2002). Minority members' implicit attitudes: Automatic ingroup bias as a function of group status. *Social Cognition, 20*(4), 294–320.
- Rudman, Laurie A. & Glick, Peter. (2008). *The social psychology of gender. How power and intimacy shape power relations*. New York: Guilford.
- Rudman, Laurie A. & Goodwin, Stephanie A. (2004). Gender differences in automatic ingroup bias: Why do women like women more than men like men? *Journal of Personality and Social Psychology, 87*(4), 494–509.
- Rudman, Laurie A.; Greenwald, Anthony G. & McGhee, Debbie E. (2001). Implicit self-concept and evaluative implicit gender stereotypes: Self and ingroup share desirable traits. *Personality and Social Psychology Bulletin, 27*(9), 1164–1178.
- Szesny, Sabine; Bosak, Janine; Neff, Daniel & Schyns, Birgit. (2004). Gender stereotypes and the attribution of leadership traits: A cross-cultural comparison. *Sex Roles, 51*(11–12), 631–645.
- Shelton, Beth A. (1992). *Women, men and time: Gender differences in paid work, housework, and leisure* (No. 127). New York: Greenwood Pub Group.
- Sidanius, Jim & Pratto, Felicia. (1999). *Social dominance: An intergroup theory of social hierarchy and oppression*. New York: Cambridge University Press.
- Sieverding, Monika. (2003). Frauen unterschätzen sich: Selbstbeurteilungs-Biases in einer simulierten Bewerbungssituation. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 34*(3), 147–160.
- Skowronski, John J. & Lawrence, Melissa A. (2001). A comparative study of the implicit and explicit gender attitudes of children and college students. *Psychology of Women Quarterly, 25*(2), 155–165.
- Spencer, Steven J.; Steele, Claude M. & Quinn, Diane. (1999). Stereotype threat and women's math performance. *Journal of Experimental Social Psychology, 35*(1), 4–28.
- Statistisches Bundesamt. (2011). *Deutscher Mikrozensus 2011*. Zugriff am 21. Juli 2012 unter www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/ZensusMikrozensus.html.
- Statistisches Bundesamt. (2012). *Frauen in Führungspositionen*. Zugriff am 13. Januar 2013 unter www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/Indikatoren/QualitaetArbeit/Dimension1/1_4_Frauen_Fuehrungspositionen.html.
- Steele, C. M. & Aronson, J. (1995). Stereotype threat and the intellectual test performance of African-Americans. *Journal of Personality and Social Psychology, 69*, 797–811.
- Steffens, Melanie C.; Dasgupta, Nilanjana & Jelenec, Petra. (2013). *Stereotype challenge versus stereotype threat: The effect of stereotype salient situations on test performance in women who are math vanguards or not*. Eingereichtes Manuskript. Jena.

- Steffens, Melanie C. & Jelenec, Petra. (2011). Separating implicit gender stereotypes regarding math and language: Implicit stereotypes are self-serving for boys and men, but not for girls and women. *Sex Roles, 64*(5–6), 324–335.
- Steffens, Melanie C.; Jelenec, Petra & Noack, Peter. (2010). On the leaky math pipeline: Comparing implicit math-gender stereotypes and math withdrawal in female and male children and adolescents. *Journal of Educational Psychology, 102*(4), 947–963.
- Steffens, Melanie C. & Mehl, Bettina. (2003). Erscheinen „Karrierefrauen“ weniger sozial kompetent als „Karrieremänner“? – Geschlechterstereotype und Kompetenzzuschreibung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 34*(3), 173–185.
- Steffens, Melanie C.; Schult, Janette C. & Ebert, Irena D. (2009). Feminization of management leads to backlash against agentic applicants: Lack of social skills, not gender, determines low hireability judgments in student samples. *Psychology Science Quarterly, 51*(1), 16–46.
- Swim, Janet; Borgida, Eugene; Maruyama, Geoffrey & Myers, David G. (1989). Joan McKay versus John McKay: Do gender stereotypes bias evaluations? *Psychological Bulletin, 105*(3), 409–429.
- Twenge, Jean M. (1997). Changes in masculine and feminine traits over time: A meta-analysis. *Sex Roles, 36*(5–6), 305–325.
- U.S. Department of Labor. (2012). *Labor force statistics from the current population survey*. Zugriff am 21. August 2012 unter <http://data.bls.gov/timeseries/LNS11300002>.
- Werner, Paul D. & LaRussa, Georgina W. (1985). Persistence and change in sex-role stereotypes. *Sex Roles, 12*(9–10), 1089–1100.
- Widiger, Thomas A. & Settle, Shirley A. (1987). Broverman et al. revisited: An artifactual sex bias. *Journal of Personality and Social Psychology, 53*(3), 463–469.
- Wilde, Annett & Diekmann, Amanda B. (2005). Cross-cultural similarities and differences in dynamic stereotypes: A comparison between Germany and the United States. *Psychology of Women Quarterly, 29*(2), 188–196.
- Wojciszke, Bogdan. (2005). Affective concomitants of information on morality and competence. *European Psychologist, 10*(1), 60–71.

Zu den Personen

Irena Dorothee Ebert, Dr. phil., Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, Fachbereich Psychologie, Arbeitseinheit „Sozial- und Wirtschaftspsychologie“. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterstereotype, Geschlechterrollen, Faktoren, die der „Gläsernen Decke“ zugrunde liegen. Kontakt: FB 8-Psychologie, Universität Koblenz-Landau, Fortstraße 7, 76829 Landau in der Pfalz E-Mail: ebert@uni-landau.de

Melanie Caroline Steffens, Prof. Dr. rer. nat., Universität Koblenz-Landau, Campus Landau, Fachbereich Psychologie, Arbeitseinheit „Sozial- und Wirtschaftspsychologie“. Arbeitsschwerpunkte: Explizite und implizite Stereotype und Einstellungen, Gender-Queer-Diversity, soziale Kategorisierung, Intergruppenkonflikte, Gedächtnisphänomene. Kontakt: FB 8-Psychologie, Universität Koblenz-Landau, Fortstraße 7, 76829 Landau in der Pfalz E-Mail: steffens@uni-landau.de

Berufserfolg von Frauen und Männern im Vergleich. Warum entwickelt sich die „Schere“ immer noch auseinander?

Zusammenfassung

Der Beitrag beschäftigt sich mit dem geringeren Berufserfolg von Frauen als von Männern und mit Faktoren, die diesen geringeren Berufserfolg erklären könnten. Einführend werden prozess- und strukturtheoretische Ansätze der Berufsverlaufsorschung erläutert und mit Ansätzen aus der Genderforschung verknüpft. Für das Konstrukt Gender wird ein Modell vorgestellt, das zwischen biologischem Geschlecht, Geschlecht als Innenperspektive (Selbstkonzept, Ziele) und Geschlecht als Außenperspektive (Geschlechterstereotype, Geschlecht als soziale Kategorie) unterscheidet. Sodann werden Befunde zur Außenperspektive (Geschlechterstereotype und ihre Auswirkungen), zur Innenperspektive (Bedeutung des Selbstkonzepts und von Zielen) sowie insbesondere zur Wechselwirkung zwischen individuellen und Umweltparametern in ihrer Bedeutung für berufliche Entwicklung referiert.

Für eine erfolgreiche berufliche Entwicklung sind ein agentisches Selbstkonzept und hohe Karriereziele bedeutsam, beide sind bei Frauen etwas niedriger ausgeprägt als bei Männern. Darüber hinaus reduziert sich das berufliche Selbstvertrauen von Frauen (hier speziell: Ärztinnen) in der Berufseintrittsphase, während dies bei Männern nicht der Fall ist. Besonders bedeutsam für geschlechtsdifferente Berufsverläufe sind die häufigeren und längeren Berufsunterbrechungen, die bei Frauen mit einer Mutterschaft einhergehen. Bei Frauen ist Elternschaft – vermittelt über reduzierte Arbeitszeiten – karrierefördernd, bei Männern ist Vaterschaft dagegen karrierefördernd. Abschließend werden Möglichkeiten für eine adäquatere Teilhabe von Frauen an beruflichen Führungspositionen angesprochen.

Schlüsselwörter

Karriere, Geschlechtsunterschiede, Berufsverlauf, Elternschaft

Summary

A comparison of women's and men's professional success. Why is the gender gap still widening?

The article focusses on the lower career success of women compared to men and on factors which might explain this phenomenon. First, theoretical approaches to career development are outlined and linked to approaches from gender research. Then a theoretical model on the construct of gender is outlined. It distinguishes between (biological) sex, gender from an internal perspective (self-concept, goals) and gender from an external perspective (gender stereotypes, gender as a social category). Subsequently, findings on the external perspective (gender stereotypes and their impact on women's career development), the internal perspective (impact of the gender self-concept and of goals) and, in particular, the interaction between individual and environmental parameters that influence career development are presented. An agentic self-concept and ambitious professional goals are important for successful professional development; both factors are slightly less pronounced in women than in men. In addition, women's – but not men's – professional self-confidence (here specifically female doctors) drops when they enter their profession. Most importantly, women have more breaks in the careers than men and breaks negatively influence career success. Parenthood – being linked to career breaks and reduced working times in women but not in men – is a barrier to career advancement of women, while parenthood tends to boost men's careers. Finally, we discuss outlooks for a more adequate participation of women in high ranking career positions.

Keywords

career, gender differences, professional career, parenthood

Ausgangslage¹

Das weibliche Humankapital „Bildung“ hat sich seit etwa 100 Jahren in westlichen Gesellschaften enorm entwickelt. Frauen haben in Deutschland heute häufiger Abitur als Männer, sie brechen seltener die Schule ab, sie haben bessere Noten und sie sind unter Studierenden an Universitäten etwas stärker vertreten als Männer. Die weibliche Erwerbsbeteiligung in Deutschland war noch nie so hoch wie heute, Frauen verdienen ihr eigenes Geld.

Auf der anderen Seite verdienen Frauen aktuell immer noch weniger als Männer. Selbst in vergleichbaren Berufen gibt es einen Einkommensunterschied von teilweise über 20 Prozent (vgl. Heidenreich 2013). Außerdem sind Frauen trotz unbestreitbarer Fortschritte in beruflichen Führungspositionen nach wie vor unterrepräsentiert. Nach Analysen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) stagniert der Anteil von Frauen in Führungspositionen in der Privatwirtschaft in den letzten Jahren bei 27 Prozent. Diese Stagnation widerspricht dem steigenden Frauenanteil bei Hochschulabschlüssen. 2010 waren in den 200 größten Unternehmen knapp 11 Prozent der Aufsichtsratspositionen und etwa 3 Prozent der Vorstandpositionen mit Frauen besetzt. Auch im Bereich der öffentlichen Hand ist das Ziel einer gleichberechtigten Teilhabe von Frauen an Führungspositionen noch nicht erreicht (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2013). International sieht es ähnlich aus: So waren zum Beispiel 2012 85 Prozent der Vorstandsposten der Top-100-Unternehmen an der Londoner Börse mit Männern besetzt (Sealy/Vinnicombe 2012; für andere europäische Länder vgl. European Commission 2010; für die USA Catalyst 2009).

Frauen sind also in der Bildung höchst erfolgreich, im Beruf dagegen weniger. Der Begriff der „gläsernen Decke“ (vgl. Frenkiel 1984) beschreibt die unsichtbaren (gläsernen) Hürden, die Frauen daran hindern, über eine bestimmte Führungsebene hinaus aufzusteigen, und die Männer nicht überwinden müssen.

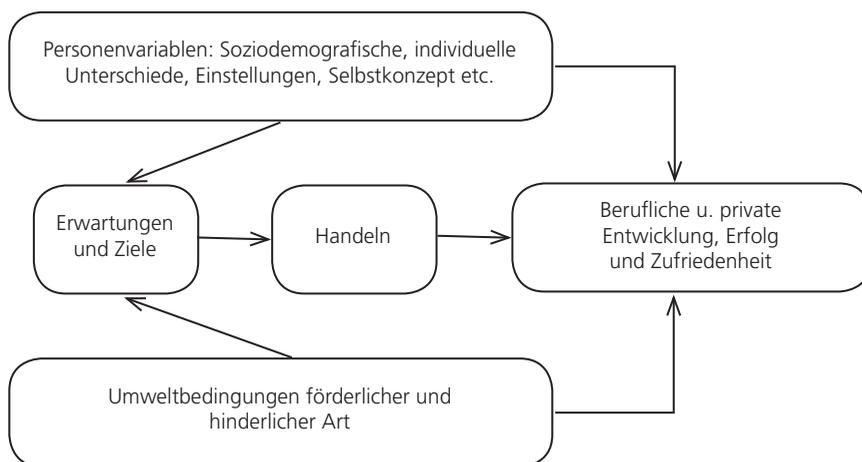
Theoretischer Hintergrund

Allgemein können Theorien zu Berufserfolg und beruflicher Entwicklung nach Prozess- versus Strukturtheorien unterschieden werden. Prozesstheorien (z. B. Super 1957) beschäftigen sich mit Berufsverläufen und thematisieren die Bedeutung von Kontinuität beruflicher Tätigkeit für den Berufserfolg. Berufsverläufe von Frauen sind jedoch häufig durch Diskontinuitäten, also Unterbrechungen und Arbeitszeitreduzierungen infolge von Kindererziehung und/oder Altenpflege, gekennzeichnet (Abele/Spurk 2009a; Gattiker/Larwood 1990; Melamed 1995, 1996; Tharenou/Latimer/Conroy 1994). Strukturtheorien unterscheiden verschiedene Faktoren bzw. Faktorengruppen, die Berufsverläufe beeinflussen können. Dies sind Variablen des Humankapitals (Bildung, soziale Herkunft, Geschlecht, sozio-ökonomischer Status), individuelle Unterschiede (z. B. Persönlichkeit, Ziele, Motive, Selbstkonzept) und Umweltbedingungen (förderliche vs. hinderliche Bedingungen) (vgl. Lent/Brown/Hackett 1994; Ng et al. 2005).

1 Die hier berichteten Forschungen wurden durch die DFG unterstützt (AB 45/8-1/2/4/6).

Psychologische Theorien, die sich speziell mit der Geschlechterperspektive beschäftigen, thematisieren, wie sich die Tatsache, Frau oder Mann zu sein, generell und in komplexer Weise auf den gesamten Lebens- und Berufsverlauf auswirkt (z. B. Abele 2000, 2003a, 2003b; Abele/Spurk 2011; Betz/Fitzgerald 1987; Bussey/Bandura 1999; Eby et al. 2005; Kirchmeyer 1998; Lyness/Thompson 1997; Melamed 1995; Ng et al. 2005; Philips/Imhoff 1997; Reitman/Schneer 2003, 2005; Taniguchi 1999; Watts/Eccles 2008). Das den eigenen Forschungen zugrunde liegende Modell ist in Abbildung 1 wiedergegeben (vgl. Abele 2002).

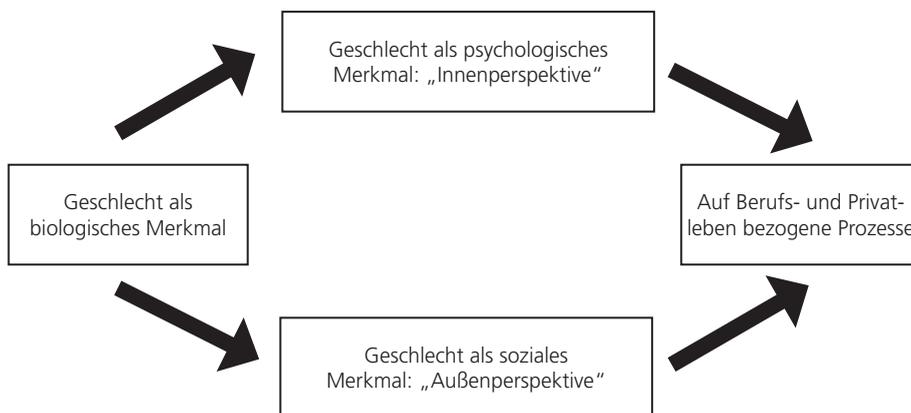
Abbildung 1: Theoretisches Rahmenmodell (nach Abele 2002)



Das Modell unterscheidet grob zwischen personalen Faktoren (Eigenschaften, Motive, Fähigkeiten/Fertigkeiten, Interessen/Einstellungen, Selbstkonzept) und umweltbezogenen Faktoren (förderliche und hinderliche Bedingungen), die sowohl direkten Einfluss auf berufliche Ergebnisse haben als auch indirekt über Erwartungen und Ziele sowie das Handeln der Person die berufliche Entwicklung beeinflussen. Die Rückkopplungspfeile sollen veranschaulichen, dass es sich hier zwar um ein Strukturmodell handelt, das jedoch prozesshaft angelegt ist, das heißt, die betrachteten Faktoren verändern sich über die Zeit.

Eine wichtige Differenzierung in Forschungen, die sich mit dem Vergleich von Frauen und Männern beschäftigen, ist die zwischen „Sex“ als biologischem Geschlecht und „Gender“ als einem dynamischen Konstrukt, das individuelle, interpersonelle, gruppale, institutionelle und kulturelle Aspekte umfasst (Deaux/LaFrance 1998; Eagly 1987). Für unsere Forschung wurde deshalb ein weiteres Modell speziell für die Genderthematik entwickelt, das Modell des doppelten Einflusses von Geschlecht (vgl. Abele 2000, 2002; Abb. 2).

Abbildung 2: Modell des doppelten Einflusses von Geschlecht (nach Abele 2000, 2002)



Hiernach hat das biologische Geschlecht Einfluss auf Gender zum einen als psychologisches Geschlecht. Damit ist die sogenannte Innenperspektive gemeint, also das Selbstkonzept, Ziele, Wünsche, Erwartungen etc. von Frauen und Männern im Vergleich.

Zum anderen hat das biologische Geschlecht Einfluss auf Gender als soziales Geschlecht. Das Geschlecht einer Person ist eine „soziale Kategorie“, die die Wahrnehmung anderer Personen stark prägt, die sogenannte Außenperspektive. Das Geschlecht ist eines der ersten Merkmale, das man bei einer anderen Person wahrnimmt. Mit diesem Merkmal assoziiert man eine Reihe weiterer Merkmale, die mit den Kategorien „weiblich“ oder „männlich“ verbunden sind wie beispielsweise Rollen- und Eigenschaftserwartungen. Diese Erwartungen beeinflussen die Interaktion zwischen den betroffenen Personen und die Bewertungen, die man über das Verhalten der als „Frau“ oder „Mann“ erkannten Person abgibt. Solche Erwartungen können förderliche oder hinderliche Umweltbedingungen (vgl. Abb. 1) darstellen.

Im Folgenden wird ein Überblick über Forschungsergebnisse hauptsächlich aus unserer Arbeitsgruppe zur Außenperspektive von Geschlecht, zur Innenperspektive von Geschlecht sowie zu sozialen Dynamiken im Berufsverlauf gegeben, die alle zur Beantwortung der Frage, warum es immer noch den Schereneffekt in der beruflichen Entwicklung und im Berufserfolg von Frauen und Männern gibt, einen Beitrag leisten können. Unter Berufserfolg werden hierbei sowohl objektive Parameter wie Status, Einkommen oder Beförderungen verstanden als auch stärker subjektive Bewertungen wie Karrierezufriedenheit oder subjektive Erfolgseinschätzungen (genauer hierzu vgl. Abele/Spurk/Volmer 2011; Heslin 2005).

Die Außenperspektive

Offene Diskriminierung von Frauen im Berufsleben ist gesetzlich verboten, trotzdem gibt es subtile Benachteiligungen. Heidenreich gibt in seinem Beitrag in der *Süddeutschen Zeitung* (Heidenreich 2013; 21.03.2013) Beispiele zum „kleinen Unterschied“:

Bei Personalbeurteilungen im Öffentlichen Dienst in Bayern wird ehrenamtliches Engagement, nicht aber Familienarbeit berücksichtigt – eine eindeutige Benachteiligung von Frauen. Bei Beschäftigten bei der Müllabfuhr (Männer) wirkt sich das Heben schwerer Lasten positiv auf den Verdienst aus, bei Beschäftigten in der Pflege (Frauen) wird die körperliche Belastung beim Verdienst nicht berücksichtigt.

In der psychologischen Forschung wurden insbesondere zwei Bereiche genauer untersucht: Geschlechterstereotype und Stereotype von Führung.

Geschlechterstereotype sind kulturübergreifend relativ ähnlich (vgl. Williams/Best 1990): Frauen werden stärker sogenannte kommunale Eigenschaften (emotional, einfühlsam, freundlich, hilfsbereit) und Männern stärker sogenannte agentische Eigenschaften (durchsetzungsfähig, selbstsicher, entscheidungsfreudig, kompetitiv) zugeschrieben. Eagly (1987) vermutet, dass diese stereotypen Zuschreibungen mit den Rollen, die Männer und Frauen ausüben, zu tun haben. Wenn Frauen mehrheitlich in Rollen beobachtet werden, in denen Einfühlsamkeit gefordert ist (z. B. Kinderbetreuung), und Männer mehrheitlich in Rollen, in denen Durchsetzungsstärke gefordert ist (z. B. Auftreten als Chef), dann, so die soziale Rollentheorie von Eagly (1987), assoziiert man sie mit Eigenschaften, die in den jeweiligen Rollen gezeigt werden. Wenn nun die „Familienerbeits-Rolle“ in erster Linie Frauen und die „Erwerbsarbeitsrolle“ in erster Linie Männern zukommt bzw. zugeschrieben wird, dann entwickeln sich die oben genannten Stereotype von der „einfühlsamen“ Frau und dem „durchsetzungsfähigen“ Mann. Eagly (1987) hat ihre Theorie unter anderem dadurch gestützt, dass sie geschlechterstereotype Rollenzuschreibungen experimentell veränderte (z. B. der „Hausmann“ vs. die „Karrierfrau“) und dann zeigen konnte, dass unter diesen Bedingungen Eigenschaftszuschreibungen weniger geschlechterstereotyp erfolgten. Selbst wenn die Stereotype nicht der Realität entsprechen, da Frauen mittlerweile genauso agentisch sind wie Männer und sowohl Frauen als auch Männer sich selbst in stärkerem Maße kommunale als agentische Eigenschaften zuschreiben (vgl. Twenge 1997, 2001; Abele 1997, 2003a, 2003b), beeinflussen diese Stereotype doch immer noch Wahrnehmungs- und Urteilsbildungsprozesse.

So gibt es beispielsweise eine Verknüpfung von männlichem Geschlechterstereotyp und „Führungs-Stereotyp“: Stereotype von Führung beinhalten, dass Führungskräfte hoch agentisch und nur mäßig kommunal sein sollen. Entsprechend assoziiert man mit „Führungskraft“ sehr viel stärker einen Mann als eine Frau, das sogenannte „think manager – think male“-Phänomen (Schein/Davidson 1993). Koenig et al. (2011) führten eine Metaanalyse von etwa 80 einschlägigen Studien durch und fanden, dass über verschiedene Länder hinweg „Führung“ nach wie vor mit „männlich“ sowie mit stereotyp „maskulinen“ Eigenschaften verknüpft ist. Sie zeigten außerdem, dass Männer dieses Stereotyp stärker äußern als Frauen. Latu et al. (2011) untersuchten darüber hinaus implizite versus explizite Geschlechterstereotype von „Führung“. Explizite Stereotype sind Aussagen, die offen und bewusst geäußert werden, hier gaben alle Befragten positive Einschätzungen von weiblichen Führungskräften ab. Implizite Stereotype wurden mittels eines Assoziationstests erfasst, bei dem die Verbindung (gemessen über Reaktionsgeschwindigkeit) von erfolgreichen Führungseigenschaften mit dem männlichen bzw. dem weiblichen Geschlecht gemessen wurde. Das Ergebnis: Männliche – nicht weibliche – Beurteilende wiesen stärkere Assoziationen zwischen „Mann“ und „erfolg-

reiche Führungseigenschaften“ als zwischen „Frau“ und entsprechenden Eigenschaften auf.

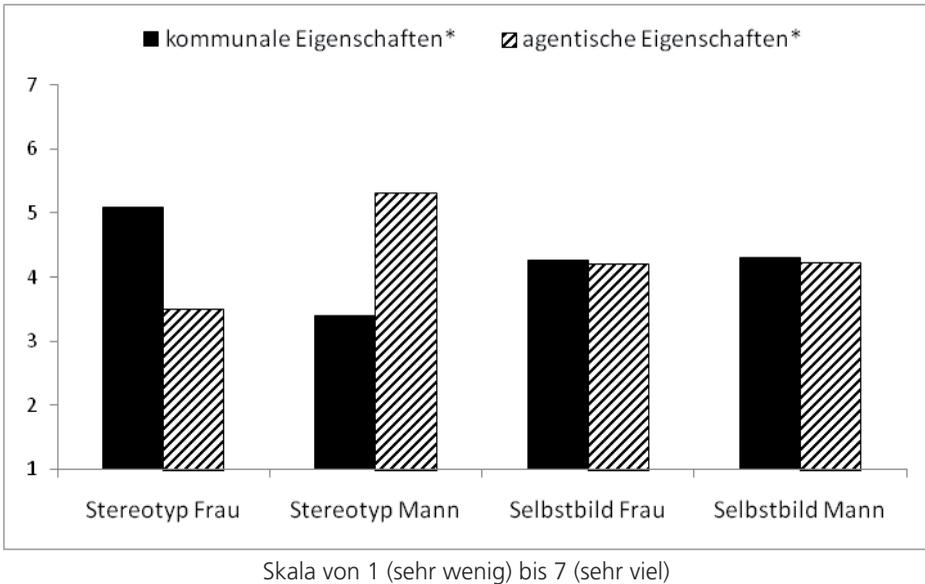
Eagly und Karau (2002) haben zudem darauf verwiesen, dass Stereotype nicht nur beschreiben, sondern auch werten. Wenn also Frauen vom Stereotyp her schlechter zu einer Führungsrolle passen als Männer, dann werden ihnen entsprechende – agentische – Eigenschaften auch eher aberkannt, man hält sie für Führungspositionen weniger geeignet. Umgekehrt werden Frauen, die agentische Eigenschaften zeigen und sich als führungsstark erweisen, hinsichtlich stereotyp weiblicher kommunaler Eigenschaften negativer bewertet als entsprechende Männer. So könnte eine männliche Führungskraft, die in einer ausufernden Diskussionsrunde zu Disziplin anhält, als durchsetzungsfähig wahrgenommen werden, eine weibliche Führungskraft, die ein entsprechendes Verhalten zeigt, dagegen als aggressiv.

Eine neue Studie von Latu et al. (2013) zeigt die subtile Wirkung von Geschlechterstereotypen auf das Verhalten der Akteurinnen und Akteure. Die Autorinnen ließen Frauen und Männer vor einem virtuellen Auditorium eine Rede halten. An der Wand dieses Auditoriums hing entweder das Bild eines erfolgreichen Mannes (Bill Clinton) oder einer erfolgreichen Frau (Hillary Clinton oder Angela Merkel). War Bill Clinton im Blickfeld, dann sprachen die Frauen kürzer als die Männer; waren dagegen Hillary Clinton oder Angela Merkel im Blickfeld, gab es keinen Unterschied in der Sprechdauer. Die Autorinnen interpretieren diese Befunde dahingehend, dass weibliche Rollenmodelle Frauen motivieren, umgekehrt könnte man auch vermuten, dass das Vorhandensein eines erfolgreichen Mannes – und damit das Stereotyp „think manager – think male“ – das weibliche Selbstkonzept unterminiert. Außenperspektive und Innenperspektive bedingen sich gegenseitig.

Die Innenperspektive

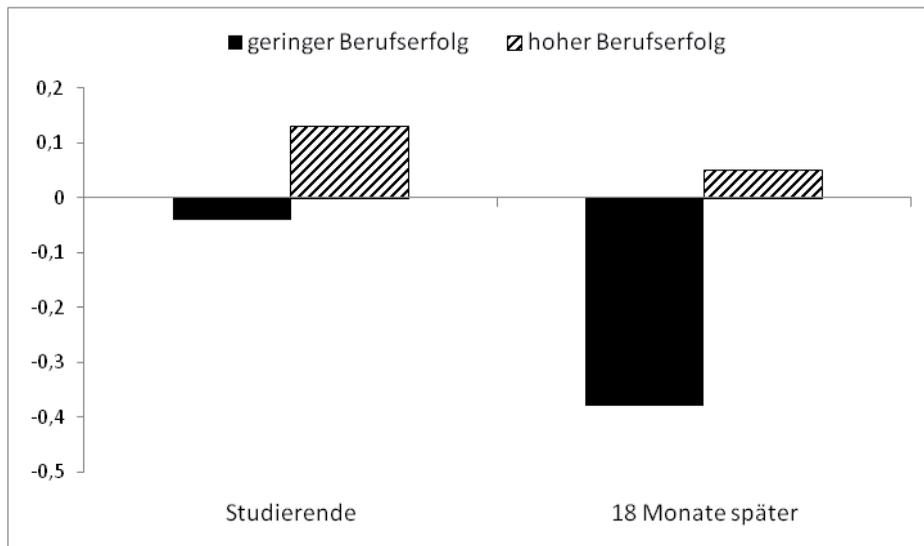
Selbstkonzept. Traditionell beschreiben Männer sich mehr mit agentischen Eigenschaften als Frauen und Frauen sich mehr mit kommunalen Eigenschaften als Männer (vgl. Twenge 1997). Allerdings sind diese Unterschiede über die Zeit hinweg kleiner geworden, Frauen beschreiben sich heute ähnlich agentisch wie Männer (vgl. Twenge 1997, 2001). Insbesondere in Gruppen mit akademischem Abschluss gibt es häufig keine bzw. nur sehr geringe Geschlechtsunterschiede bei der Selbstzuschreibung agentischer Eigenschaften (vgl. Abele 2003a, 2003b; Abele/Spurk 2011). In einer Studie von Abele (1997) sollten die befragten Frauen und Männer sowohl sich selbst als auch eine „typische Frau“ bzw. einen „typischen Mann“ beschreiben. Wie Abbildung 3 zeigt, war das Stereotyp durchaus vorhanden, das heißt, „typische“ Frauen wurden als kommunaler als Männer und „typische“ Männer als agentischer als Frauen beschrieben. Wurden die Teilnehmenden nach der Selbsteinschätzung gefragt, dann gab es nahezu keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern.

Abbildung 3: Stereotype von Mann und Frau hinsichtlich agentischer und kommunaler Eigenschaften versus Selbstwahrnehmung (nach Abele 1997)



Langzeitbefunde zu Selbstkonzept und Berufserfolg. In zwei großen Langzeitstudien konnten wir zeigen, dass agentische Eigenschaften – unabhängig vom biologischen Geschlecht – Berufserfolg vorhersagen. Abele (2003a) befragte knapp 2.000 Personen unmittelbar nach ihrem Universitätsexamen (alle Fächer, Geschlechterverteilung auf die Fächer repräsentativ) unter anderem zu ihrem Selbstkonzept von *agency* und *communion* (PAQ; Spence/Helmreich/Stapp 1974; deutsche Version Runge et al. 1981). *Agency* wird über Eigenschaften wie beispielsweise „durchsetzungsfähig“, „führungsstark“, „aktiv“, „entscheidungsfreudig“ erfasst; *communion* wird über Eigenschaften wie „einfühlsam“, „hilfsbereit“, „freundlich“ und „verständnisvoll“ erhoben. Eineinhalb Jahre später wurde der Berufserfolg dieser Personen erfasst. Als Resultat zeigte sich, dass höher agentische Personen beruflich erfolgreicher waren. Interessanterweise gab es auch den umgekehrten Effekt: Personen, die wenig erfolgreich waren, verringerten ihr Selbstkonzept hinsichtlich agentischer Eigenschaften (vgl. Abb. 4). *Communion* hatte keinen Einfluss auf den Berufserfolg.

Abbildung 4: Veränderung agentischer Eigenschaften mit dem Berufserfolg (nach Abele 2003a)



Y-Achse: z-Werte der Veränderung von agentischen Eigenschaften (0: keine Veränderung; positive Werte: Erhöhung; negative Werte: Verminderung)

Diese Daten belegen, dass das Selbstkonzept, also wie „geschlechtstypisch“ eine Person sich hinsichtlich agentischer Eigenschaften wahrnimmt, einen bedeutsamen Einfluss auf den Berufserfolg hat, sie zeigen aber auch, dass Berufserfolg entsprechende Eigenschaften erhöht, es besteht also ein dynamischer Zusammenhang.

Langzeitbefunde zu beruflichen Zielen und Berufserfolg. Bei derselben Langzeitstudie wurden zum ersten Messzeitpunkt auch berufliche Ziele erhoben und ebenfalls zum Berufserfolg – nun sieben Jahre nach dem Examen – in Beziehung gesetzt (Abele/Spurk 2009a). Frauen setzten sich bereits zu Beginn ihrer beruflichen Laufbahn niedrigere Karriereziele als Männer. Karriereziele wiederum hatten einen positiven Einfluss auf späteren Berufserfolg, das heißt, ein – kleiner – Teil des geringeren Berufserfolgs von Frauen mag auf ihre niedrigeren Karriereziele zurückzuführen sein.

Querschnittbefunde zu beruflichen Werthaltungen und zu Führungsmotivation. Abele, Hiemer und Hagmaier (2012) befragten knapp 1.000 Studierende technischer Fächer (672 Männer, 255 Frauen) zu ihren beruflichen Wertvorstellungen und zu ihren Wünschen in Bezug auf eine Führungsposition. Wir fanden bei beruflichen Werthaltungen keinerlei Geschlechtsunterschiede. Bei allen Befragten stand die Work-Life-Balance an erster Stelle der beruflichen Werthaltungen. An zweiter Stelle und in etwa gleich wichtig wurden autonomieorientierte Ziele, leistungsorientierte Ziele und sinnorientierte Ziele gesehen. An letzter Stelle – aber ebenfalls im hohen Wichtigkeitsbereich – standen materiell-prestigeorientierte Ziele. Im Gegensatz zu diesen Übereinstimmungen bei beruflichen Werthaltungen äußerten Männer einen stärkeren Wunsch, einmal eine Füh-

rungsposition einzunehmen, als Frauen. Auf die Frage „Ich arbeite darauf hin, einmal eine berufliche Führungsposition einzunehmen“ antworteten Frauen im Durchschnitt – auf einer 5-stufigen Skala, auf der „5“ die höchste Zustimmung bedeutete – mit dem Wert 3.12 und Männer mit dem Wert 3.39. Dieser Unterschied ist nicht groß, aber statistisch signifikant. Auch Elprana et al. (2011) sowie Wottawa et al. (2011) berichten eine etwas höher ausgeprägte Motivation von Männern als von Frauen, später eine berufliche Führungsposition einzunehmen.

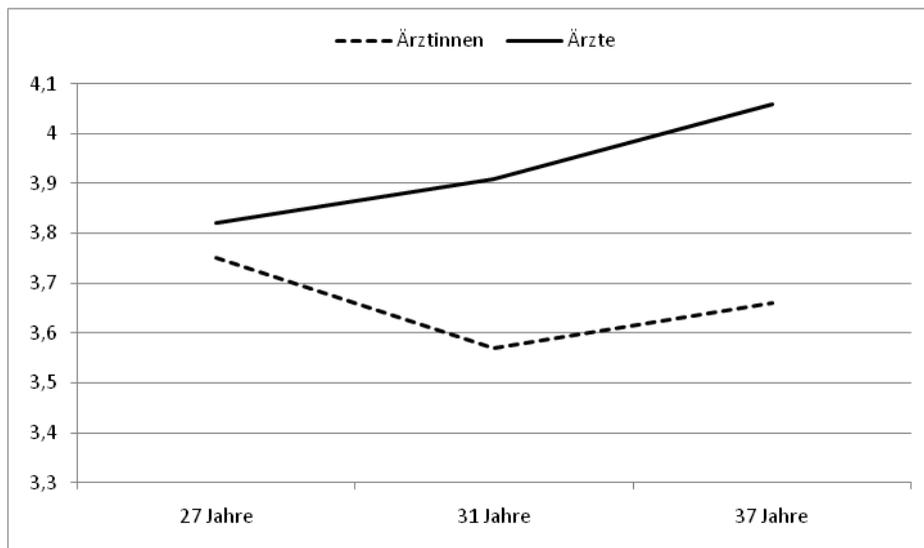
Inwieweit diese Diskrepanz – einerseits geschlechtsunabhängig ähnliche berufliche Werthaltungen, andererseits leicht erhöhte Führungsmotivation von Männern – nur Innenperspektive ist, also geschlechtsspezifische Wünsche widerspiegelt, oder ob sie auch in gewisser Weise die Außenperspektive reflektiert, dass nämlich Frauen mehr Schwierigkeiten sehen, einen Führungswunsch zu realisieren als Männer und deshalb ihre Erwartungen von vornherein niedriger ansetzen, lässt sich anhand dieser Zahlen nicht entscheiden. Die Langzeitbefunde von Abele und Spurk (2009a) zeigen jedoch, dass Frauen sich tatsächlich niedrigere Karriereziele stecken als Männer und dass diese niedrigeren Karriereziele auch leicht negative Auswirkungen auf den Berufserfolg haben.

Veränderung des beruflichen Selbstvertrauens

Bei den bereits erwähnten Langzeitstudien wurden unsere Befragten, die zum ersten Mal direkt nach ihrem Examen teilnahmen, über einen langen Zeitraum hinweg (bis zu 15 Jahre) regelmäßig zu ihrer beruflichen und privaten Entwicklung befragt (z. B. Abele 2005; Abele/Nitzsche 2002; Abele/Spurk 2009a, 2009b; Abele/Stief 2004; Abele/Wiese 2008). Hierbei zeigten sich deutliche Dynamiken in Selbstbewertungen sowie Wechselwirkungen zwischen beruflichen und privaten Veränderungen.

Als ein erstes Beispiel sei die Veränderung des beruflichen Selbstvertrauens angesprochen, die wir speziell für die Teilstichprobe der befragten Medizinerinnen und Mediziner ausgewertet haben (vgl. Abele 2010). Das berufliche Selbstvertrauen wurde über die Skala „Berufliche Selbstwirksamkeitserwartungen“ (Abele/Stief/Andrä 2000) erhoben, die das Zutrauen in die eigenen beruflichen Fähigkeiten und die eigene berufliche Anstrengungsbereitschaft misst. Diese Skala wurde mehrfach eingesetzt, nämlich unmittelbar nach dem Examen, vier Jahre später sowie zehn Jahre später. Wir fanden, dass es unmittelbar nach dem Examen keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen gab. Danach ging die Entwicklung bei Männern und Frauen jedoch auseinander (vgl. Abb. 5).

Abbildung 5: Veränderung der Selbstwirksamkeit von Medizinerinnen und Medizinern (nach Abele 2010)



Y-Achse: Berufliche Selbstwirksamkeit (Werte von 1 = niedrig bis 5 = hoch)

Die Geschlechtsunterschiede sind nicht sehr groß, aber jeweils statistisch bedeutsam. Die Erfahrung in der ärztlichen Tätigkeit führt bei Männern zu einer Steigerung ihres beruflichen Selbstvertrauens. Bei Frauen ist dies nicht der Fall. Sie erleben offensichtlich einen „Praxisschock“, der vier Jahre nach dem Examen zu einer Verminderung des beruflichen Selbstvertrauens führt. Von diesem Praxisschock erholen sie sich insofern, als ihr berufliches Selbstvertrauen wieder auf das Ausgangsniveau steigt, aber nicht zunimmt. Dieser Effekt tritt gleichermaßen bei Ärztinnen, die in Kliniken arbeiten, und solchen, die in Praxen arbeiten, auf.

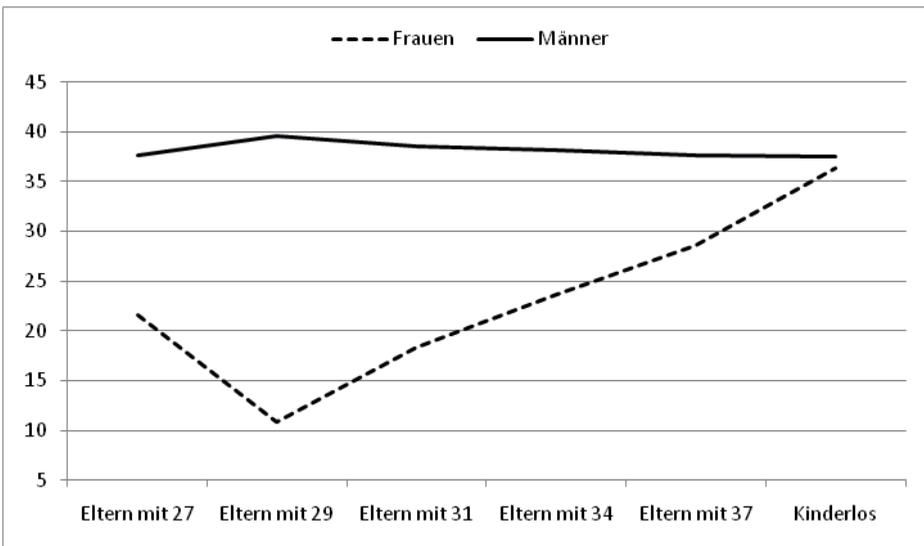
Woran liegt diese unterschiedliche Entwicklung im beruflichen Selbstvertrauen? Es könnte sein, dass Männer Schwierigkeiten und auch potenzielle Misserfolge, die alle BerufsanfängerInnen in ihrer ärztlichen Tätigkeit erleben, im Durchschnitt nicht so persönlich nehmen wie Frauen. Es könnte sein, dass die jungen Ärztinnen ihr Umfeld als weniger ermutigend, potenziell sogar als entmutigender erleben als die jungen Ärzte. Hierfür spricht, dass sie am Arbeitsplatz „Klinik“ noch weniger Handlungsspielraum wahrnehmen als ihre männlichen Kollegen (vgl. Abele 2010). Schließlich könnte ein Grund für die unterschiedliche Entwicklung darin liegen, dass Ärztinnen andere Tätigkeiten zugewiesen werden als Ärzten. Anekdotische Beobachtungen legen nahe, dass anspruchsvollere medizinische Tätigkeiten von den Vorgesetzten häufig eher den männlichen Ärzten und die vermeintlich weniger anspruchsvollen Tätigkeiten, zum Beispiel Patientengespräche, eher den weiblichen Ärzten nahegelegt werden. Auch dies könnte ein Grund für das Nichtansteigen des beruflichen Selbstvertrauens bei den Ärztinnen sein.

Bedeutung von Elternschaft

In einer weiteren Auswertung der Gesamtstichprobe (Abele/Spurk 2011) testeten wir den Einfluss von Selbstkonzept und Elternschaft auf den Berufsverlauf. Wir nahmen zum einen an, dass Frauen ihre Arbeitszeit reduzieren, wenn sie Mütter werden, Männer das im Fall von Vaterschaft jedoch nicht tun (vgl. Eby et al. 2005; Kirchmeyer 1998; Lyness/Thompson 1997; Ng et al. 2005; Reitman/Schneer 2003, 2005; Taniguchi 1999). Zum anderen vermuteten wir, dass der agentische Teil des Selbstkonzepts – unabhängig vom biologischen Geschlecht – wiederum Berufserfolg vorhersagen sollte. Wir untersuchten diese Fragestellungen mit denjenigen der anfänglich knapp 2.000 Personen, die auch an der fünften Befragung teilnahmen, also zehn Jahre nach ihrem Examen. Dies waren über 1.000 Personen. Zusätzlich zum geschlechtsbezogenen Selbstkonzept werteten wir die Arbeitszeiten, ob die Befragten Eltern sind, das Einkommen, die Personalverantwortung und die Karrierezufriedenheit (Greenhaus/Parasuraman/Wormley 1990) aus.

In Abbildung 6 ist dargestellt, wie sich die Arbeitszeiten gestalten, wenn man zum entsprechenden Erhebungszeitpunkt Mutter/Vater geworden ist.

Abbildung 6: Arbeitszeiten im Zusammenhang mit Elternschaft (nach Abele/Spurk 2011)



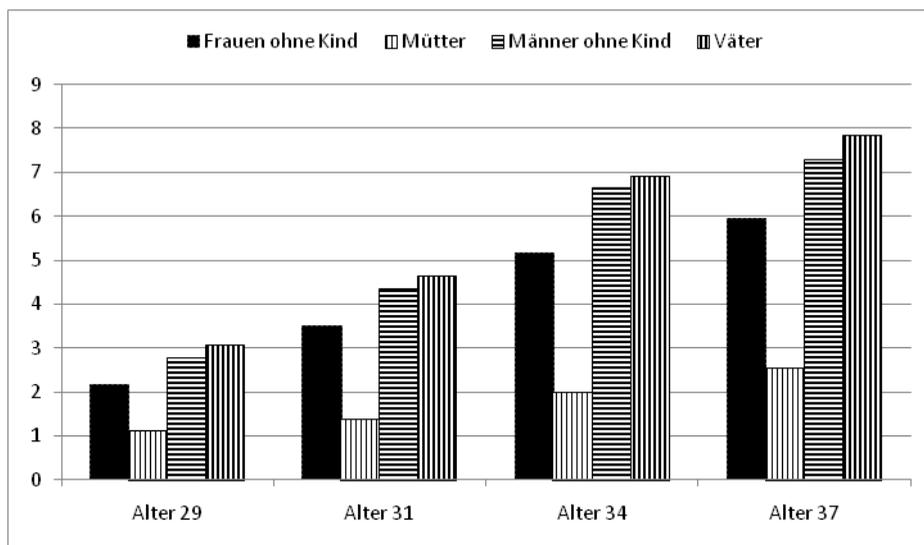
Y-Achse: Durchschnittliche Wochenarbeitszeit in Stunden zum jeweiligen Erhebungszeitpunkt

Das Bild ist eindeutig. Mütter reduzieren ihre Arbeitszeiten, Väter dagegen nicht. Bei Müttern, die ihre Kinder relativ bald nach dem Examen bekommen haben, wirkte sich die Elternschaft besonders arbeitszeitmindernd aus. Frauen, die ihre Kinder später bekamen, reduzierten weniger. Der Unterschied zwischen Müttern und Vätern ist jeweils hochsignifikant. Bei Kinderlosen gibt es keine Geschlechtsunterschiede in den Arbeits-

zeiten. Hier arbeiten fast alle Befragten Vollzeit.

Wir betrachteten dann den Berufserfolg, den wir als Index von Gehalt/Einkommen und Personalverantwortung berechneten (je höher die Werte, desto erfolgreicher) und untersuchten dessen Entwicklung über die Zeit (vgl. Abb. 7).

Abbildung 7: Berufserfolg von Frauen und Männern mit und ohne Kinder über die Zeit (nach Abele/Spurk 2011)



Y-Achse: Berufserfolg (Werte von 0 = niedrig bis 14 = hoch)

Bei Frauen ist Elternschaft klar erfolgshindernd. Mütter haben zu allen Erhebungszeitpunkten den geringsten Berufserfolg. Bei Männern dagegen ist Elternschaft erfolgshilffördernd. Väter haben zu allen Erhebungszeiten höheren Erfolg als kinderlose Männer. Letzterer Befund ist mit der Traditionalisierung von Geschlechtsrollen nach der Geburt eines Kindes interpretierbar. Familienarbeit wird immer mehr Aufgabe der Frau und Erwerbsarbeit Aufgabe des Mannes (vgl. Abele 2005).

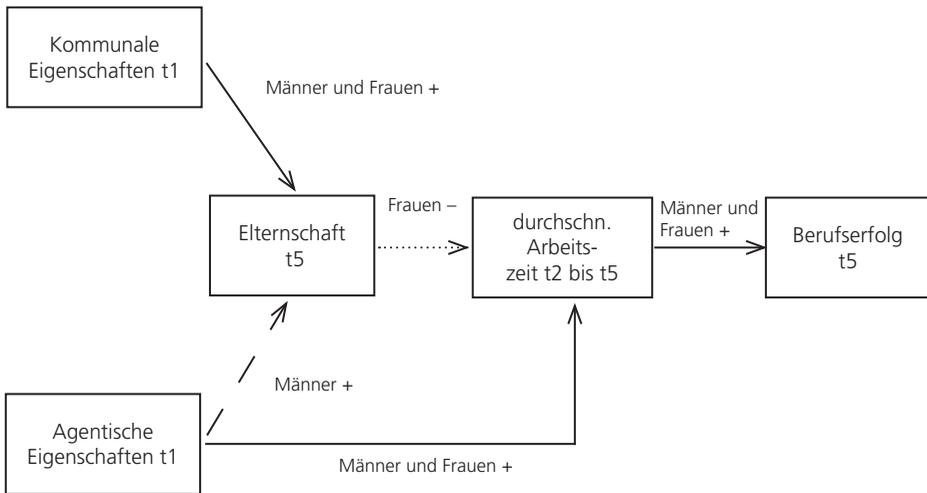
Die Ergebnisse zu Arbeitszeitreduzierungen und zum Berufserfolg von Müttern zusammengefasst zeigen einmal wieder, dass diskontinuierliche Erwerbsverläufe ein wichtiger Grund für den geringeren Berufserfolg von Müttern sind (vgl. auch Gattiker/Larwood 1990; Melamed 1995; Tharenou/Latimer/Conroy 1994). Die Tatsache, dass Mütter ihre Arbeitszeit bei Geburt eines Kindes reduzieren und Väter das nicht tun, reflektiert zum einen die „Außenperspektive“ von Gender (vgl. Abb. 2). Gerade in Deutschland wird erwartet, dass „gute“ Mütter eine Weile zuhause bleiben, wenn sie ein Kind haben. Allerdings reflektieren sie auch ein Stück weit die „Innenperspektive“, weil viele Mütter auch gern zuhause bleiben bzw. reduzieren wollen, wenn sie ein kleines Kind haben (s. u. Zusammenhänge von Selbstkonzept und Arbeitszeit). Gefragt, welche Arbeitsteilung sie bei Geburt eines kleinen Kindes bevorzugen würden, antwortete

die Mehrzahl der Frauen, dass sie selbst gern Teilzeit und ihr Partner Vollzeit arbeiten würden. Männer antworteten auf die entsprechende Frage mehrheitlich „selbst Vollzeit, Frau zuhause“ (vgl. Abele 2005).

Wir werteten auch aus, ob die tatsächlichen Arbeitszeitreduktionen von Müttern mit dem Erwerbsstatus ihres Partners zusammenhängen. Wir fanden, dass Mütter mehr reduzierten, wenn ihr Partner Vollzeit erwerbstätig war (und weniger, wenn der Partner nicht Vollzeit arbeitete bzw. wenn sie alleinerziehende Mütter waren). Interessanterweise reduzierten die Väter ihre Arbeitszeit ebenfalls eher, wenn – in seltenen Fällen – ihre Partnerin und Mutter ihres Kindes Vollzeit erwerbstätig war.

Schließlich betrachteten wir das Selbstkonzept und dessen Auswirkung auf den Berufserfolg. Die Unterschiede im Selbstkonzept waren gering, aber signifikant: Frauen schrieben sich kommunale Eigenschaften etwas stärker zu als Männer und Männer schrieben sich agentische Eigenschaften etwas stärker zu als Frauen. Wir analysierten, wie sich das Selbstkonzept (gemessen im Alter von 27 Jahren), die Elternschaft (sind die Befragten zum 5. Erhebungszeitpunkt, also im Alter von etwa 37 Jahren Eltern, ja oder nein; hierbei gab es keine Geschlechtsunterschiede, d. h., Männer und Frauen waren gleich häufig Eltern) und die Arbeitszeiten (Durchschnitt aus allen fünf Erhebungszeitpunkten) auf den Berufserfolg auswirken. Abbildung 8 zeigt die Ergebnisse in vereinfachter Form (genauer vgl. Abele/Spurk 2011). Es werden jeweils nur statistisch bedeutsame Zusammenhänge dargestellt.

Abbildung 8: Einfluss des Selbstkonzepts, von Elternschaft und von Arbeitszeiten auf den Berufserfolg (nach Abele/Spurk 2011)

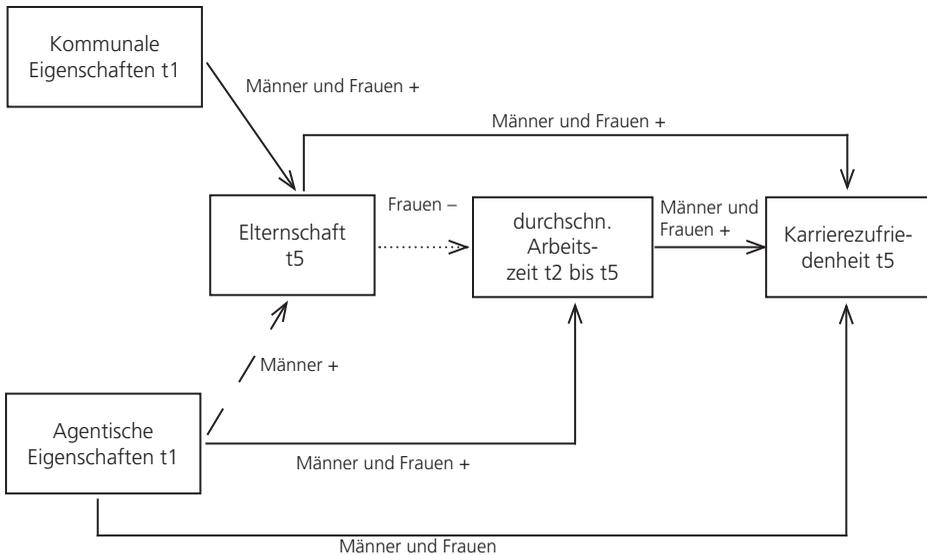


Bei Frauen und Männern gleichermaßen haben agentische Eigenschaften einen positiven Einfluss auf die Arbeitszeiten, das heißt, hoch agentische Personen berichten auch längere Arbeitszeiten. Ebenfalls bei beiden Geschlechtern gleichermaßen haben die Arbeitszeiten einen direkten – positiven – Einfluss auf den Berufserfolg, das heißt, wer

mehr arbeitet, ist erfolgreicher. Der negative Einfluss von Elternschaft auf den Berufserfolg von Frauen wird vollständig dadurch vermittelt, dass Mütter ihre Arbeitszeiten reduzieren. Schließlich zeigt sich, dass hoch agentische (und hoch kommunale) Männer auch eher Väter sind, während Elternschaft von Frauen nur durch deren kommunale Eigenschaften beeinflusst wird.

Die Ergebnisse zum Selbstkonzept sind in doppeltem Sinn interessant. Zum einen belegen sie wiederum, dass insbesondere der agentische Teil des Selbstkonzepts mit erfolgreicher beruflicher Entwicklung in Zusammenhang steht (vgl. auch Abele 2003a; Kirchmeyer 1998). Zum zweiten zeigen sie, dass trotz leichter Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Selbstkonzept der Einfluss agentischer und kommunaler Eigenschaften doch für Frauen und Männer der gleiche ist. Schließlich ist hervorzuheben, dass diese Einflüsse über einen Zeitraum von zehn Jahren hinweg bestehen. In Abbildung 9 ist die gleiche Auswertung für die Karrierezufriedenheit als Kriterium dargestellt.

Abbildung 9: Einfluss des Selbstkonzepts, von Elternschaft und von Arbeitszeiten auf die Karrierezufriedenheit (nach Abele/Spurk 2011)



Die Befunde sind ähnlich denen zum Berufserfolg. Zusätzlich zeigt sich jedoch, dass Väter – und Mütter interessanterweise auch – mit ihrer Karriere zufriedener sind als kinderlose Befragte. Die Interpretation für das Ergebnis von Vätern ist naheliegend. Sie sind de facto auch erfolgreicher als ihre kinderlosen Kollegen. Die Interpretation für dieses Ergebnis bei Müttern ist dagegen schwieriger, da diese ja „objektiv“ weniger erfolgreich sind als die anderen Gruppen. Zwei Möglichkeiten der Interpretation seien angedeutet: Es könnte sein, dass diese Mütter hinsichtlich der Karriereoptionen bescheidener und auch bei geringerer Karriere bereits zufrieden sind. Es könnte aber auch sein, dass hier der Vergleichsmaßstab ein anderer ist im Sinne von „für meine familiäre Situation ist das ganz ok“.

Schließlich wirken sich die agentischen Eigenschaften aller Befragten (nicht deren kommunale Eigenschaften) auch positiv auf deren Karrierezufriedenheit aus. Dies ist wiederum damit zu erklären, dass agentische Personen erfolgreicher sind als weniger agentische Personen.

Abschließende Bemerkungen

Der vorliegende Überblick über Faktoren, die zum geringeren Berufserfolg von Frauen beitragen können, ist notwendigerweise selektiv und beansprucht keine Vollständigkeit. Es sollte jedoch deutlich geworden sein, dass eine Erklärung bzw. Interpretation, warum Frauen immer noch beruflich weniger erfolgreich sind als Männer, komplex ist. Wer nur die potenziell hinderlichen Umweltbedingungen und die noch immer vorhandenen Stereotype über die Eignung von Frauen für Führungspositionen heranzieht, greift zu kurz. Wer nur die im Vergleich zu Männern etwas geringere Bereitschaft von Frauen, Führungspositionen einnehmen zu wollen, beklagt, greift ebenfalls zu kurz. Wer schließlich die Tatsache, dass es immer noch die Frauen sind, die die Kinder bekommen, als Haupthinderungsgrund für weibliche Karrieren benennt, verkennt die komplexe Realität. Die hier zusammengetragenen Befunde stützen vielmehr die oben dargestellten komplexeren Modelle zur beruflichen Entwicklung (Abb. 1) und zum doppelten Einfluss von Geschlecht (Abb. 2). Gut ausgebildete junge Frauen sind heutzutage hochmotiviert, eine anspruchsvolle Berufstätigkeit auszuüben und beruflich erfolgreich zu sein. Der Berufseintritt gelingt ihnen meistens auch recht gut. Die „Stolpersteine“ kommen im Laufe der Zeit – was eben den „Schereneffekt“ bedingt. Diese sind am besten als „transaktional“ zu bezeichnen. Eventuell größere Bescheidenheit und auch Hilfsbereitschaft von Frauen mögen zu negativeren Bewertungen führen, die wiederum bei diesen Frauen Entmutigungsprozesse in Gang setzen könnten. Der Wunsch, ein Leben mit Beruf und Familie zu führen, mag angesichts der Mentalität des heutigen Arbeitslebens, allzeit und allorts verfügbar zu sein, zunehmend schwieriger realisierbar erscheinen. Die nach wie vor bestehenden Geschlechterstereotype machen es – gerade in Deutschland – schwierig, non-traditionelle Rollenmuster zu leben, wenn kleine Kinder da sind.

Was ist zu tun? Viele bisherige Genderansätze haben sich auf die Förderung von Frauen konzentriert. Es gibt Mentoring- und Networking-Programme, Frauen werden „fit“ gemacht für die Arbeitswelt, es werden spezielle Schulungen für Frauen angeboten (zusammenfassend vgl. Abele/Hiemer 2012). Unseres Erachtens greifen diese Programme zu kurz, wenn sie nicht durch weitere Maßnahmen auf organisatorischer Ebene und insbesondere durch Maßnahmen, die auch auf Männer abzielen, ergänzt werden. Maßnahmen auf organisatorischer Ebene sind neben betriebsnahen Kinderbetreuungseinrichtungen vor allem institutionelle Möglichkeiten zu „später Karriere“: Frauen, die jenseits des 40. Lebensjahres die zeitlich intensivste Familienphase beendet haben und wieder Vollzeit in den Beruf einsteigen möchten, sollten entsprechende Karrieremöglichkeiten eröffnet werden. Maßnahmen, die auf Männer abzielen, wären beispielsweise die Erhöhung der Akzeptanz von Elternzeiten für Väter – auch solche, die sich in Führungspositionen befinden – sowie generell die Veränderung von Einstellungen in

der Form, dass Familienarbeit kein „Frauenthema“, sondern ein gesamtgesellschaftlich wichtiges Thema ist.

Literaturverzeichnis

- Abele, Andrea E. (1997). Geschlechtsrollen, Geschlechtsrollenorientierungen und Geschlechterstereotype im Wandel. In Eckart Liebau (Hrsg.), *Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft* (S. 123–140). Weinheim: Juventa.
- Abele, Andrea E. (2000). A dual impact model of gender on career related processes – and the reciprocal impact of career on gender. In Thomas Eckes & Hanns-Martin Trautner (Hrsg.), *The Developmental Social Psychology of Gender* (S. 361–388). New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Abele, Andrea E. (2002). Ein Modell und empirische Befunde zu beruflicher Laufbahntwicklung unter besonderer Berücksichtigung des Geschlechtsvergleichs. *Psychologische Rundschau*, 53, 109–118.
- Abele, Andrea E. (2003a). The dynamics of masculine-agentive and feminine-communal traits: Findings from a prospective study. *Journal of Personality and Social Psychology*, 85, 768–776.
- Abele, Andrea E. (2003b). Geschlecht, geschlechtsbezogenes Selbstkonzept und Berufserfolg. Befunde aus einer prospektiven Längsschnittstudie mit Hochschulabsolventinnen und -absolventen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 34, 161–172.
- Abele, Andrea E. (2005). Ziele, Selbstkonzept und Work-Life-Balance bei der längerfristigen Lebensgestaltung. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 49, 176–186.
- Abele, Andrea E. (2010). Erwerbsverläufe von Frauen und Männern in der Medizin. In Friedrich-Wilhelm Schwartz & Peter Angerer (Hrsg.), *Arbeitsbedingungen und Befinden von Ärztinnen und Ärzten* (Bd. 2 der Reihe „Report Versorgungsforschung“, S. 149–158). Köln: Deutscher Ärzte Verlag.
- Abele, Andrea E. & Hiemer, Julia. (2012). *Ingenieurinnen in Führungspositionen. Literaturanalyse zu Frauen und Männern im Ingenieurberuf* (Forschungsbericht). Universität Erlangen.
- Abele, Andrea E.; Hiemer, Julia & Hagmaier, Tamara. (2012). *Förderung von Vielfalt in der Industrie*. Universität Erlangen: Forschungsbericht.
- Abele, Andrea E. & Nitzsche, U. (2002). Der Schereneffekt bei der beruflichen Entwicklung von Ärztinnen und Ärzten. *Deutsche Medizinische Wochenschrift*, 127, 2057–2062.
- Abele, Andrea E. & Spurk, Daniel. (2009a). The longitudinal impact of self-efficacy and career goals on objective and subjective career success. *Journal of Vocational Behavior*, 74, 53–62.
- Abele, Andrea E. & Spurk, Daniel. (2009b). How do objective and subjective career success interrelate over time? *Journal of Occupational and Organizational Psychology*, 82, 803–824.
- Abele, Andrea E. & Spurk, Daniel. (2011). The dual impact of gender and the influence of timing of parenthood on men's and women's career development: Longitudinal findings. *International Journal of Behavioral Development*, 35, 225–232.
- Abele, Andrea E.; Spurk, Daniel & Volmer, Judith. (2011). The construct of career success: measurement issues and an empirical example. *Journal of Labour Market Research*, 43, 195–206.

- Abele, Andrea E. & Stief, Mahena. (2004). Die Prognose des Berufserfolgs von Hochschulabsolventinnen und -absolventen. Befunde zur ersten und zweiten Erhebung der Erlanger Längsschnittstudie BELA-E. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 48, 4–16.
- Abele, Andrea E.; Stief, Mahena & Andrä, Miriam S. (2000). Zur ökonomischen Erfassung beruflicher Selbsteffizienzerwartungen – Neukonstruktion einer BSW-Skala. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 44, 145–151.
- Abele, Andrea E. & Wiese, Bettina. (2008). The nomological network of self-management strategies and career success. *Journal of Occupational and Organizational Psychology*, 73, 490–497.
- Betz, Nancy E. & Fitzgerald, Louise F. (1987). *The career psychology of women*. San Diego, CA: Academic Press.
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend). (2013). *Chancengleichheit im Erwerbsleben*. Zugriff am 23. März 2013 unter www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Gleichstellung/frauen-und-arbeitswelt.html.
- Bussey, Kay & Bandura, Albert. (1999). Social cognitive theory of gender development and differentiation. *Psychological Review*, 106, 676–713.
- Catalyst. (2009). *2008 Catalyst census of women corporate officers and top earners of the FP500*. Zugriff am 23. Juni 2012 unter www.catalyst.org/knowledge/2008-catalyst-census-women-corporate-officers-and-top-earners-fp500.
- Deaux, Kay & LaFrance, Marianne. (1998). Gender. In Daniel Todd Gilbert, Susan T. Fiske & Gardner Lindzey (Hrsg.), *The handbook of social psychology* (4. Aufl., Bd. 1, S. 788–827). New York: Oxford University Press.
- Eagly, Alice Hendrickson. (1987). *Sex differences in social behavior: A social-role interpretation*. Hillsdale: Erlbaum.
- Eagly, Alice Hendrickson & Karau, Steven J. (2002). Role congruity theory of prejudice toward female leaders. *Psychological Review*, 109, 573–598.
- Eby, Lillian; Casper, Wendy; Lockwood, Angie; Bordeaux, Chris & Brinley, Andi. (2005). Work and family research in IO/OB: Content analysis and review of the literature (1980–2002). *Journal of Vocational Behavior*, 66, 124–197.
- Elprana, Gwen; Gatzka, Magdalena; Stiehl, Sibylle & Felfe, Jörg. (2011). *Führungsmotivation im Geschlechtervergleich. Aktuelle Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt Mai 2009 bis Februar 2011*. Zugriff am 20. Juli 2012 unter www.hsu-hh.de/psyper/index_EWapasV7KmoQYqJU.htm.
- European Commission. (2010). *More Women in Senior Positions. Key to economic stability and growth*. Zugriff am 23. März 2013 unter ec.europa.eu/social/BlobServlet?docId=4746&langId=en.
- Frenkiel, Nora. (1984, March). The up-and-comer: Bryant takes aim at the settlers-in. *Adweek*. Special Report: Magazine World.
- Gattiker, Urs E. & Larwood, Laurie. (1990). Predictors of career achievement in corporate hierarchy. *Human Relations*, 43, 703–726.
- Greenhaus, Jeffrey H.; Parasuraman, Saroj & Wormley, Wayne M. (1990). Effects of race on organizational experiences, job performance evaluations, and career outcomes. *Academy of Management Journal*, 33, 64–86.
- Heidenreich, Ulrike. (2013, 21. März). Der kleine Unterschied. *Süddeutsche Zeitung*, S. HF3.
- Heslin, Peter A. (2005). Conceptualizing and evaluating career success. *Journal of Organizational Behavior*, 26, 113–136.

- Kirchmeyer, Catherine. (1998). Determinants of managerial career success: Evidence and explanation of male/female differences. *Journal of Management*, 24, 673–692.
- Koenig, Anne M.; Eagly, Alice Hendrickson; Mitchell, Abigail A. & Ristikari, Tiina. (2011). Are leader stereotypes masculine? A meta-analysis of three research paradigms. *Psychological Bulletin*, 137, 616–642.
- Latu, Ioana Maria; Schmid Mast, Marianne; Lammers, Joris & Bombari, Dario. (2013). Successful female leaders empower women's behavior in leadership tasks. *Journal of Experimental Social Psychology*, 49, 444–448.
- Latu, Ioana Maria; Stewart, Tracie L.; Myers, Ashley C.; Lisco, Claire G.; Estes, Sarah Beth & Donahue, Dana K. (2011). What we “say” and what we “think” about female managers: Explicit versus implicit associations of women with success. *Psychology of Women Quarterly*, 35, 252–266.
- Lent, Robert W.; Brown, Steven D. & Hackett, Gail. (1994). Toward a unifying social cognitive theory of career and academic interest, choice, and performance. *Journal of Vocational Behavior*, 45, 79–122.
- Lyness, Karen S. & Thompson, Donna E. (1997). Above the glass ceiling? A comparison of matched samples of female and male executives. *Journal of Applied Psychology*, 82, 359–375.
- Melamed, Tuvia. (1995). Career success: The moderating effect of gender. *Journal of Vocational Behavior*, 47, 35–60.
- Melamed, Tuvia. (1996). Career success: An assessment of a gender-specific model. *Journal of Occupational and Organizational Psychology*, 69, 217–242.
- Ng, Thomas W. H.; Eby, Lillian T.; Sorensen, Kelly L. & Feldman, Daniel C. (2005). Predictors of objective and subjective career success. A meta-analysis. *Personnel Psychology*, 58, 367–408.
- Philips, Susan D. & Imhoff, Anne. (1997). Women and career development: A decade of research. *Annual Review of Psychology*, 48, 31–59.
- Reitman, Frieda & Schneer, Joy A. (2003). The promised path: A longitudinal study of managerial careers. *Journal of Managerial Psychology*, 18, 60–75.
- Reitman, Frieda. & Schneer, Joy A. (2005). The long-term negative impacts of managerial career interruptions: A longitudinal study of men and women MBAs. *Group & Organization Management*, 30, 243–262.
- Runge, Thomas; Frey, Dieter; Gollwitzer, Peter; Helmreich, Robert & Spence, Janet. (1981). Masculine (instrumental) and feminine (expressive) traits: A comparison between students in the United States and West Germany. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 12, 142–162.
- Schein, Virginia & Davidson, Marilyn. (1993). Think manager, think male. *Management Development Review*, 6, 24–29.
- Sealy, Ruth & Vinnicombe, Susan. (2012). The female FTSE board report. Zugriff am 23. März 2013 unter www.som.cranfield.ac.uk/som/ftse.
- Spence, Janet T.; Helmreich, Robert L. & Stapp, Joy. (1974). The personal attributes questionnaire: A measure of sex role stereotypes and masculinity femininity. *JSAS Catalog of Selected Documents in Psychology*, 4, 43–44.
- Super, Donald E. (1957). *The psychology of careers; an introduction to vocational development*. New York: Harper & Bros.
- Taniguchi, Hiromi. (1999). The timing of childbearing and women's wages. *Journal of Marriage & the Family*, 61, 1008–1019.

- Tharenou, Phyllis; Latimer, Shane & Conroy, Denise. (1994). How do you make it to the top? An examination of influences on women's and men's managerial advancement. *Academy of Management Journal*, 37, 899–931.
- Twenge, Jean M. (1997). Changes in masculine and feminine traits over time: A meta-analysis. *Sex Roles*, 36, 305–325.
- Twenge, Jean M. (2001). Changes in women's assertiveness in response to status and roles: A cross-temporal meta-analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 81, 133–145.
- Watt, Helen & Eccles, Jacquelynn. (Hrsg.). (2008). *Gender and Occupational Outcomes*. Washington: American Psychological Association.
- Williams, John E. & Best, Deborah L. (1990). *Measuring sex stereotypes: A multinational study* (überarb. Aufl.). Thousand Oaks, CA: Sage.
- Wottawa, Heinrich; Montel, Christian; Mette, Christa; Zimmer, Barbara & Hiltmann, Maren. (2011). Eligo-Studie. Berufliche Lebensziele und Leistungspotentiale junger Hochschulabsolventinnen und Hochschulabsolventen. *Wirtschaftspsychologie*, 3, 85–111.

Zur Person

Andrea Abele, Prof. Dr. Arbeitsschwerpunkte: Sozialpsychologie (soziale Kognition, Akteur-Beobachter-Unterschiede, fundamentale Dimensionen der Urteilsbildung), Organisationspsychologie (berufliche Laufbahnentwicklung) und Positive Psychologie (Wohlbefindensforschung).
Kontakt: Universität Erlangen-Nürnberg, Lehrstuhl Sozialpsychologie, Bismarckstr. 6, 91054 Erlangen
E-Mail: abele@phil.uni-erlangen.de

Was Mädchen schadet, muss für Jungen noch lange nicht schädlich sein: die Leseleistung von Jungen unter *Stereotype Threat*¹

Zusammenfassung

Diese experimentelle Studie untersuchte, ob sich *Stereotype Threat* negativ auf die Leseleistung von Jungen auswirkt. Zudem wurde überprüft, ob Identifikation mit der Gruppe Geschlecht, Identifikation mit der Domäne Lesen, lesebezogenes Selbstkonzept und Schulform Voraussetzungen für das Erleben von *Stereotype Threat* sind. Männliche Schüler ($N = 222$) zweier Schulformen (Gymnasium, Realschule) bearbeiteten Leseaufgaben in einer *Stereotype-Threat*- (explizit, implizit) oder einer *No-Threat*-Bedingung. Mittels Fragebögen wurden die möglichen Moderatorvariablen erfasst. Im Gegensatz zu vorangegangenen Studien blieb ein leistungsmindernder *Stereotype-Threat*-Effekt auf die Leseleistung von Jungen aus. Entgegen der Vermutung konnten keine Moderatorvariablen für einen *Stereotype Threat*-Effekt identifiziert werden. Die Ergebnisse weisen darauf hin, dass *Stereotype Threat* kein einheitliches Konstrukt ist, sondern abhängig von der stigmatisierten Gruppe und der stereotypisierten Fähigkeitsdomäne untersucht werden sollte.

Schlüsselwörter

Stereotype Threat, Geschlechtsunterschiede, Lesekompetenz, Adoleszenz, Moderatoren

Summary

What holds girls back does not necessarily put boys at a disadvantage: Reading performance of boys in *stereotype threat* situations

We investigated whether *stereotype threat* can explain boys' underperformance in reading literacy and whether gender identification, domain identification, reading-related self-concept and type of school can be considered as moderator variables. The sample included male students ($N = 222$) from two types of school in Germany (*Gymnasium* [grammar school], *Realschule* [intermediate secondary school]). Students completed reading tasks either under a *stereotype threat* (explicit, implicit) or *no threat* condition. The expected moderator variables were assessed by means of self-report questionnaires. In contrast to previous research, *stereotype threat* did not impair boys' reading performance. Moreover, no moderating variables could be identified. These results indicate that *stereotype threat* is a complex phenomenon and probably manifests itself differently for various stigmatized groups and under group-specific conditions.

Keywords

stereotype threat, gender differences, reading performance, adolescence, moderators

1 Schwache Leseleistungen von Jungen in internationalen Schulvergleichsstudien

In Bildungsgesellschaften ist Lesekompetenz im Sinne einer Schlüsselqualifikation grundlegend für Erfolg im Leben (Artelt et al. 2004; Möller/Schiefele 2004). Sie ist

¹ Die vorliegende Studie entstammt einem Dissertationsprojekt und ist unter <http://ubm.opus.hbz-nrw.de/volltexte/2013/3391/> vollständig nachzulesen.

nicht nur eine Voraussetzung für gute Leistungen in allen Schulfächern (Kirsch et al. 2002), sondern auch „eine Vorbedingung für eine erfolgreiche Teilnahme an den meisten Bereichen des Erwachsenenlebens“ (Kirsch et al. 2002: 16). Vor diesem Hintergrund gewinnen Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen in der Lesekompetenz besondere Bedeutung. Auf der Gesamtskala Lesekompetenz erzielten Mädchen in den vier Untersuchungen im Rahmen des *Programme for International Student Assessments (PISA)* signifikant bessere Leistungen als Jungen (Organisation for Economic Co-operation and Development [OECD] 2010). Außerdem fanden sich in der PISA-Erhebung 2009 für die deutsche Stichprobe doppelt so viele Jungen (25 %) wie Mädchen (12,6 %) in der Gruppe der „schwachen Leser“ (Naumann et al. 2010).

2 *Stereotype Threat* als Erklärung für Leistungsunterschiede

Auf die Frage, wie die Leistungsunterschiede im Lesen (und in anderen verbalen Bereichen) zu Gunsten der Mädchen erklärt werden können, gibt es noch keine schlüssige Antwort (Stanat/Kunter 2002). Ein möglicher Erklärungsansatz fokussiert darauf, wie Stereotype die Leistung in Testsituationen beeinflussen können. In einer Testsituation, in der Personen befürchten, aufgrund eines negativen Stereotyps über ihre Gruppe beurteilt zu werden bzw. durch ihr Verhalten das Stereotyp unbeabsichtigt zu bestätigen, erleben sie ein Gefühl der Bedrohung (Keller 2008). Folglich sind diejenigen, die sich von diesem negativen Stereotyp bedroht fühlen, motiviert, dieses nicht zu bestätigen (Keller 2008; Schmader/Beilock 2012; Steele/Spencer/Aronson 2002). Paradoxerweise führt diese Motivation bei stigmatisierten Gruppenmitgliedern häufig dazu, dass sie kurzfristig signifikant niedrigere Leistungen erbringen, als aufgrund ihres tatsächlichen Leistungspotenzials zu vermuten wäre (Keller 2008; Schmader/Beilock 2012; Schmader/Johns/Forbes 2008). Dieses situative Dilemma wird als *Stereotype Threat* bezeichnet.

2.1 Befunde zu *Stereotype Threat* bei unterschiedlich stigmatisierten Gruppen

Der leistungsmindernde Effekt von *Stereotype Threat* zeigt sich besonders deutlich für mathematische Leistungen von Mädchen (z. B. Ambady et al. 2001; Keller 2002; Keller/Dauenheimer 2003; für Physik: Vollmeyer/Püttmann/Imhof 2009) bzw. Frauen (z. B. Cadinu et al. 2003; Lesko/Corpus 2006) sowie für intellektuelle Leistungen ethnischer Minderheiten (z. B. Alter et al. 2010; Schmader et al. 2009; Steele/Aronson 1995). Männliche Probanden stellen dabei häufig eine „dominante“ Referenzgruppe in Bezug auf ihren Status und ihre Macht als positiv stereotypisierte Gruppe dar (Leyens et al. 2000; Smith/Johnson 2006). Dadurch, dass („weiße“) Männer eher „indirekte“ Ziele von Stereotypen sind und damit eine Referenzgruppe bilden, an der die Leistung weiblicher Probanden, die eher „direkte“ Ziele von Stereotypen sind, gemessen wird (Aronson et al. 1999), könnten sich die negativen Folgen von Stereotypen für Männer seltener zeigen als für Frauen (vgl. Pavlova et al. 2010).

Gegen diese Vermutung spricht, dass auch männliche Probanden anfällig für *Stereotype Threat* sind. So erbrachten beispielsweise männliche „weiße“ Mathematikstudierende (USA), die sich sehr mit Mathematik identifizierten, signifikant niedrigere Mathematikleistungen, wenn sie in der *Stereotype-Threat*-Bedingung mit einem negativen Stereotyp (Überlegenheit asiatischer Studierender in Mathematik) konfrontiert wurden, als diejenigen, denen gegenüber das Stereotyp in der *No-Threat*-Bedingung nicht erwähnt wurde (Aronson et al. 1999; Experiment 2). Vergleichbare Ergebnisse zeigten sich für soziale (Koenig/Eagly 2005) und verbale Fähigkeiten (Keller 2007a) sowie für das Erkennen affektiver Wörter (Leyens et al. 2000). Ob sich die negativen Folgen von Stereotypen für Männer seltener zeigen als für Frauen, kann damit allerdings nicht abschließend geklärt werden.

Für die oben genannte Vermutung spricht jedoch, dass sich unterschiedlich stigmatisierte Gruppen darin unterscheiden, wie anfällig sie für *Stereotype Threat* sind (vgl. Meta-Analyse von Nguyen/Ryan 2008). Ein leistungsmindernder *Stereotype-Threat*-Effekt fiel für Mitglieder ethnischer Gruppen ($d = |.32|$) größer aus als für Frauen ($d = |.21|$). Dieser Unterschied kann als Hinweis darauf gewertet werden, dass die Art des Stereotyps und damit die Gruppe, auf die sich das Stereotyp bezieht, bestimmt, wann und in welchem Umfang sich *Stereotype Threat* negativ auf die Testleistung stigmatisierter Gruppen auswirkt. Somit lässt sich vermuten, dass unterschiedlich stigmatisierte Gruppen (Frauen und ethnische Minderheiten) unterschiedliche Bedrohungen erleben, die wiederum unterschiedliche Konsequenzen nach sich ziehen (vgl. Kit/Tuokko/Mateer 2008; Logel/Peach/Spencer 2012). Daher kann das Konstrukt *Stereotype Threat* nicht ohne Weiteres auf jede stereotypisierte Gruppe, z. B. Männer, übertragen werden (vgl. Shapiro 2012).

Die Frage, ob sich leistungsmindernde *Stereotype-Threat*-Effekte für Männer seltener zeigen als für Frauen, kann aufgrund der aktuellen Forschungslage nicht abschließend beantwortet werden. Allerdings finden sich Hinweise darauf, dass sich stigmatisierte Gruppen darin unterscheiden, wie anfällig sie für *Stereotype Threat* sind, sodass sich auch Geschlechtsstereotype unterschiedlich stark auf die Leistung der stigmatisierten Gruppenmitglieder (Frauen, Männer) auswirken könnten. Einschränkend muss festgehalten werden, dass *Stereotype-Threat*-Effekte bei Frauen häufiger untersucht wurden als bei Männern. Diese Fokussierung könnte somit zu der verzerrten Wahrnehmung führen, dass Frauen sich stärker von Stereotypen beeinflussen lassen als Männer. Daher ist es notwendig zu überprüfen, in welchen Domänen sich *Stereotype Threat* leistungsmindernd auf männliche Probanden auswirkt und unter welchen Bedingungen dies geschieht.

Unterstützt wird diese Frage durch den Befund von Nguyen und Ryan (2008), dass die Effektstärken für einen Leistungsrückgang unter *Stereotype Threat* eine beträchtliche Varianz aufweisen (vgl. auch Kritik von Stoet/Geary 2012), sodass die Bedingungen identifiziert werden müssen, die die Ausprägung der *Stereotype-Threat*-Effekte für unterschiedlich stigmatisierte Gruppen beeinflussen. Bedingungen, die bestimmen können, wie anfällig unterschiedlich stigmatisierte Gruppen für *Stereotype Threat* sind, können das Konzept der Gruppe, das Konzept der Fähigkeitsdomäne und das Selbstkonzept sein (Schmader/Johns/Forbes 2008).

2.2 Moderatoren des *Stereotype-Threat*-Effekts

Stereotype Threat kann als ein kognitives Ungleichgewicht beschrieben werden, das auf drei Komponenten und deren Interaktion beruht (Schmader/Johns/Forbes 2008): Konzept der Gruppe (z. B. „Ich bin eine Frau.“), Konzept der Fähigkeitsdomäne (z. B. „Ich bin gut in Mathematik.“) und Selbstkonzept (z. B. „Ich bin eine intelligente Person.“). Ein negatives Stereotyp (z. B. „Frauen sind schlecht in Mathematik.“) führt dazu, dass sich die Konzepte widersprechen (Rydell/McConnell/Beilock 2009; Schmader/Johns/Forbes 2008). Die widersprüchlichen Erwartungen an die Leistung des Individuums und an die Leistung der (negativ stereotypisierten) Gruppe schaffen die Voraussetzungen für *Stereotype Threat* (Rydell/McConnell/Beilock 2009).

Eine erste Voraussetzung für die Wirkung des *Stereotype Threat* ist die Identifikation mit der eigenen Gruppe, z. B. dem Geschlecht. Wird die eigene Gruppe im Vergleich zu einer anderen Gruppe als defizitär bezeichnet, kann das Selbstbild von Menschen, die sich sehr mit ihrer Gruppe identifizieren, bedroht sein. Somit sollten diese Personen unter *Stereotype Threat* eine verminderte Leistung zeigen. Dies konnte beispielsweise für Frauen, die sich sehr mit ihrem Geschlecht identifizierten, in Bezug auf ihre mathematischen Leistungen gezeigt werden (Keller/Molix 2008; Schmader 2002; Wout et al. 2008).

Ausgehend von der *Stereotype-Threat*-Theorie (Steele 1997; Steele/Aronson 1995) wird zweitens angenommen, dass diejenigen stigmatisierten Gruppenmitglieder besonders anfällig für *Stereotype Threat* sind, die sich sehr mit der stereotypisierten Fähigkeitsdomäne identifizieren. Ein leistungsmindernder *Stereotype-Threat*-Effekt für mathematische Leistungen konnte beispielsweise sowohl für weibliche Studierende (z. B. Cadinu et al. 2003; Lesko/Corpus 2006; Rydell/McConnell/Beilock 2009) als auch für Schülerinnen (Keller 2007b), die sich sehr mit der Domäne Mathematik identifizierten, gezeigt werden.

Als dritte und letzte Voraussetzung für *Stereotype-Threat*-Effekte wird das Selbstkonzept diskutiert. Das Selbstkonzept umfasst die kognitiven Strukturen über eigene Fähigkeiten und Eigenschaften und stellt somit ein kognitiv-beschreibendes Konzept dar (Moschner/Dickhäuser 2010). Davon als distinktes Konstrukt abzugrenzen ist der Selbstwert einer Person als ein affektiv-evaluatives Konzept (Moschner/Dickhäuser 2010). Studien, die den Aspekt des Selbst als Moderatorvariable für *Stereotype-Threat*-Effekte einbeziehen, erfassen vor allem den Selbstwert (z. B. Lawrence/Crocker 2009; Rydell/Boucher 2010). Unklar ist jedoch, wie das domänenbezogene Selbstkonzept das Erleben von *Stereotype Threat* beeinflusst. Da sich für die Leseleistung, auf die in der vorliegenden Studie fokussiert wird, bedeutsame positive Zusammenhänge mit dem lesebezogenen Selbstkonzept zeigten (z. B. Hay/Ashman/van Kraayenoord 1998; Möller/Schiefele 2004; van Kraayenoord/Schneider 1999), ist von Interesse, ob stigmatisierte Gruppenmitglieder mit einem höheren lesebezogenen Selbstkonzept anfälliger für leistungsmindernde *Stereotype-Threat*-Effekte sind.

2.3 Offene Fragen und Ziele der Studie

Das erste Ziel der vorliegenden Studie war, zu überprüfen, ob *Stereotype Threat* eine Erklärungsmöglichkeit für die häufig gefundene niedrigere Leseleistung von Jungen im

Vergleich zu Mädchen darstellt. Diese Fragestellung ist vor allem darauf zurückzuführen, dass die meisten Untersuchungen zu *Stereotype Threat* auf Frauen und ethnische Gruppen fokussieren, sodass aufgrund dieser einseitigen Ausrichtung weitgehend unklar ist, ob und unter welchen Bedingungen auch männliche Probanden *Stereotype Threat* erleben. Um *Stereotype Threat* auszulösen, können die Stereotype explizit (z. B. Diagnostizität des Tests, z. B. Steele/Aronson 1995) oder implizit (z. B. Erwähnung der stereotypisierten Fähigkeitsdomäne, nicht aber möglicher Geschlechtsunterschiede, z. B. Smith/White 2002) ausgesprochen werden (Smith/White 2002). Die Unterscheidung in explizite und implizite *Stereotype-Threat*-Bedingungen ist wichtig, um über die implizite *Stereotype-Threat*-Bedingung möglichst realistische Testsituationen, wie sie in Schule und Universität vorkommen, herzustellen (vgl. Smith/White 2002). Denn in schulischen und universitären Testsituationen schwingen Stereotype eher implizit mit, als dass sie explizit ausgesprochen werden. Dabei wird angenommen, dass Leistungsunterschiede für Jungen in einer expliziten gegenüber einer impliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung ausbleiben, wobei Jungen in den *Stereotype-Threat*-Gruppen niedrigere Leistungen im Vergleich zu Jungen in der *No-Threat*-Gruppe erzielen sollten (vgl. Smith/White 2002).

Das zweite Ziel der vorliegenden Studie bezog sich darauf, Bedingungen zu identifizieren, unter denen ein leistungsmindernder *Stereotype-Threat*-Effekt auf die Leseleistung von Jungen zustande kommt. Basierend auf dem Modell von Schmader, Johns und Forbes (2008) werden die Identifikation mit der Gruppe, die Identifikation mit der Fähigkeitsdomäne und das domänenspezifische Selbstkonzept als Moderatoren untersucht. Als weitere Moderatorvariable wird die Schulform betrachtet. Es wird angenommen, dass die Anfälligkeit für *Stereotype-Threat*-Effekte in Bezug auf die Leseleistung davon abhängt, welches Kompetenzniveau den Jungen unterschiedlicher Schulformen zugeschrieben wird. Dies würde bedeuten, dass Jungen in leistungsschwächeren Schulformen eher mit einem negativen Stereotyp über ihre niedrige Leseleistung konfrontiert werden und somit eher *Stereotype Threat* erleben sollten als Jungen in leistungsstärkeren Schulformen. Basierend auf dem theoretischen Hintergrund wurden sechs Hypothesen formuliert:

- H1: Jungen in einer expliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung sowie Jungen in einer impliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung erbringen niedrigere Leseleistungen als Jungen in einer *No-Threat*-Bedingung.
- H2: Jungen in einer expliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung erbringen genauso gute Leseleistungen wie Jungen in einer impliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung.
- H3: In einer expliziten sowie einer impliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung führt eine höhere Identifikation mit der Gruppe Geschlecht bei Jungen zu einer schwächeren Leseleistung.
- H4: In einer expliziten sowie einer impliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung führt eine höhere Identifikation mit der Domäne Lesen bei Jungen zu einer schwächeren Leseleistung.
- H5: In einer expliziten sowie einer impliziten *Stereotype-Threat*-Situation führt ein höheres lesebezogenes Selbstkonzept bei Jungen zu einer schwächeren Leseleistung.
- H6: In einer expliziten sowie einer impliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung erbringen Jungen einer leistungsschwächeren Schulform eine niedrigere Leseleistung als in einer *No-Threat*-Bedingung, während Leistungsunterschiede zwischen den experimentellen Bedingungen für Jungen einer leistungsstärkeren Schule ausbleiben.

3 Methode

3.1 Stichprobe

An der Untersuchung nahmen $N = 222$ männliche Schüler (8. und 9. Klasse; $M = 14.29$ Jahre, $SD = 2.14$) zweier Schulformen teil (Gymnasium: $n = 135$ Schüler; Realschule plus²: $n = 87$ Schüler). Der Studie lag ein 2 (Schulform) x 3 (experimentelle Bedingung)-faktorielles, quasiexperimentelles Design zugrunde. Die Leseleistung der Probanden stellte die primäre abhängige Variable dar.

3.2 Ablauf und Design

Die Untersuchung fand während einer Schulstunde im Klassenkontext statt. Die Klassen wurden per Los einer von drei experimentellen Bedingungen zugewiesen. Die experimentellen Bedingungen wurden in Anlehnung an Aronson et al. (1999) sowie Smith und White (2002) formuliert. In der impliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung wurden die Probanden informiert, dass sie an einem Test zu „verbalen Fähigkeiten im Fach Deutsch“ teilnehmen würden. In der expliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung wurde zusätzlich erwähnt, dass Mädchen Jungen in diesem Bereich überlegen sind, während in der *No-Threat*-Bedingung die Geschlechtsunterschiede negiert wurden. Um sicherzugehen, dass die Probanden der Instruktion Aufmerksamkeit schenken, wurde diese von der Versuchsleiterin vorgelesen. Um das Instruktionsverständnis der Teilnehmer zu überprüfen, beantworteten diese eine *Manipulation-Check-Frage*. Die Leseleistung der Probanden wurde über 30 Aufgaben zu einem kontinuierlichen Text erfasst. Den Schülern standen hierfür 15 Minuten (8. Klasse) bzw. 12 Minuten (9. Klasse) zur Verfügung. Die Teilnehmer konnten den Text während der Bearbeitungszeit einsehen. Anschließend füllten die Probanden Fragebögen zur Identifikation mit der Gruppe Geschlecht, zur Identifikation mit der Domäne Lesen und zum lesebezogenen Selbstkonzept aus. Am Ende der Untersuchung wurden die Probanden schriftlich über das Ziel der Untersuchung aufgeklärt. Um einen reibungslosen Ablauf zu gewährleisten, nahmen auch die Schülerinnen an der Untersuchung teil. Diese Daten sind jedoch nicht Bestandteil der vorliegenden Studie.

3.3 Instrumente

3.3.1 Manipulation Check

Die Auswertung der *Manipulation-Check-Frage* für die experimentellen Bedingungen ergab, dass 34 Schüler die Instruktion nicht verstanden hatten und somit von den weiteren Analysen ausgeschlossen wurden. Die Stichprobe reduzierte sich somit auf 188 Schüler (Gymnasium: $n = 122$ Schüler; Realschule plus: $n = 66$ Schüler).

2 Die Untersuchung fand in Rheinland-Pfalz nach dem Schuljahr 2009/2010 statt, seitdem dort die Hauptschulen in die Realschulen integriert worden sind. In den sog. Realschulen plus können Schüler und Schülerinnen nach der 9. Klasse die „Qualifikation der Berufsmaturität“ und nach der 10. Klasse den „Qualifizierten Sekundarabschluss I“ („Mittlere Reife“) erwerben. Für weitere Informationen siehe <http://realschuleplus.rlp.de>.

3.3.2 Leseleistung

Der kontinuierliche Lesetext („Ein gerechter Richter“) wurde den Aufgaben des PISA-Feldtests entnommen (Haider 2001). Die Schüler bearbeiteten insgesamt 30 Aufgaben. Davon waren 26 Aufgaben im geschlossenen ($n = 13$ *Multiple-Choice*-Aufgaben, $n = 13$ Richtig-Falsch-Aufgaben) und vier Aufgaben im offenen Antwortformat gestellt. Für jede richtige Antwort erhielten die Schüler einen Punkt, falsche Antworten führten nicht zu Punktabzug. Von den 30 Aufgaben entstammten sieben den PISA-Aufgaben (Haider 2001), die verbleibenden 23 Aufgaben wurden selbstständig entwickelt. Bei der Aufgabenkonstruktion wurde darauf geachtet, dass das Arbeitsgedächtnis belastet wird (vgl. Daneman/Merikle 1995, zur Rolle des Arbeitsgedächtnisses beim Leseverstehen). Die Leseaufgaben erfassten gezielt unterschiedliche Kompetenzstufen, sodass die Probanden nicht nur textimmanente (z. B. Hauptgedanken der Geschichte identifizieren), sondern auch wissensimmanente Verstehensleistungen erbringen mussten (z. B. Vergleiche mit gesellschaftlichen Normen).

Vor der eigentlichen Auswertung wurde eine Itemanalyse in Bezug auf Schwierigkeit und Trennschärfe durchgeführt. Items mit einem Schwierigkeitsindex von $P > .80$ sowie Items mit einer Trennschärfe von $r_{it} < .20$ wurden von den weiteren Analysen ausgeschlossen (vgl. Fisseni 2004), um zwischen kompetenten und nicht-kompetenten Lesern differenzieren zu können. Insgesamt 16 Items (2 PISA-Aufgaben, 14 selbstständig entwickelte Aufgaben) wurden eliminiert. Somit waren maximal 14 Punkte zu erreichen. Die verbleibenden Items umfassten sowohl Aufgaben mit textimmanenten als auch mit wissensimmanenten Verstehensleistungen.

3.3.3 Identifikation mit der Gruppe Geschlecht

Die Identifikation mit der Gruppe Geschlecht wurde über zwei Items erfasst (1. „Dass ich ein Junge bin, ist mir wichtig dafür, wie ich mich verhalte.“; 2. „Dass ich ein Junge bin, ist wichtig für die Vorstellung, die ich von mir selbst habe.“). Die Aussagen orientierten sich an der *Identity*-Skala der *Collective Self-Esteem Scale* von Luhtanen und Crocker (1992). Die Schüler bewerteten die Aussagen auf einer vierstufigen Skala (1 = *stimme überhaupt nicht zu* bis 4 = *stimme völlig zu*). Die interne Konsistenz lag mit $\alpha = .71$ in einem akzeptablen Bereich. Als Grundlage für die Berechnungen diene der Mittelwert aus beiden Items.

3.3.4 Identifikation mit der Domäne Lesen

Da es unseres Wissens nach keinen standardisierten Test gibt, um die Identifikation mit der Domäne Lesen zu erfassen, wurde diese über die Items zur Lesefreude und zum Leseinteresse aus der PISA-Untersuchung 2000 erfasst (Kunter et al. 2002). Die Skala zur Lesefreude setzte sich aus neun (z. B. „Lesen ist eines meiner liebsten Hobbys.“), die Skala zum Leseinteresse aus drei Items zusammen (z. B. „Ich lese in meiner Freizeit.“). Die Schüler gaben ihre Zustimmung zu den Aussagen auf einem vierstufigen Antwortformat an (1 = *stimme nicht zu* bis 4 = *stimme zu*). Die internen Konsistenzen lagen für beide Skalen in einem guten Bereich (Lesefreude: $\alpha = .90$; Leseinteresse:

$\alpha = .82$). Für den Score zur Identifikation mit der Domäne Lesen wurde der Mittelwert der beiden Skalen herangezogen.

3.3.5 Lesebezogenes Selbstkonzept

Das lesebezogene Selbstkonzept wurde mittels der Subskala „lesebezogenes Selbstkonzept“ aus dem Fragebogen zur habituellen Lesemotivation nach Möller und Bonerad (2007) erfasst. Die Teilnehmer beantworteten die vier Items (z. B. „Ich kann Texte sehr gut und schnell verstehen.“) auf einem vierstufigen Antwortformat (1 = *stimmt gar nicht* bis 4 = *stimmt genau*). Die interne Konsistenz der Skala lag mit $\alpha = .78$ in einem akzeptablen Bereich. Als Grundlage für die Berechnungen wurde der Mittelwert der Skala herangezogen.

4 Ergebnisse

4.1 Leseleistung von Jungen in den *Stereotype-Threat*-Bedingungen im Vergleich zur *No-Threat*-Bedingung

Um zu überprüfen, ob *Stereotype Threat* die Leseleistung von Jungen beeinflusst (H1 und H2), wurde eine einfaktorielle ANOVA mit experimenteller Bedingung als unabhängiger Variable und Leseleistung als abhängiger Variable durchgeführt. Die Leseleistung wurde über die Anzahl richtiger Antworten operationalisiert. Die einfaktorielle ANOVA wies auf einen nicht signifikanten Effekt der experimentellen Bedingung auf die Leseleistung hin, $F(2, 185) = 0.27, p = .76$. Die Leistungen der Jungen in den experimentellen Bedingungen unterschieden sich nicht signifikant voneinander (explizite *Stereotype-Threat*-Bedingung: $M = 7.20, SD = 2.65$; implizite *Stereotype-Threat*-Bedingung: $M = 7.18, SD = 2.56$; *No-Threat*-Bedingung: $M = 6.88, SD = 2.88$).

4.2 Moderatoranalysen

Um zu überprüfen, welche Variablen (Identifikation mit der Gruppe Geschlecht (H3), Identifikation mit der Domäne Lesen (H4), lesebezogenes Selbstkonzept (H5), Schulform (H6)) den Einfluss von *Stereotype Threat* auf die Leseleistung von Jungen moderieren, wurde für jede Variable eine moderierte Regression berechnet. Die experimentellen Bedingungen wurden hierzu *dummy*-codiert mit der *No-Threat*-Bedingung als Referenzkategorie. Die Mittelwerte der kontinuierlichen Moderatorvariablen wurden im Vorfeld nicht zentriert (vgl. Kromrey/Foster-Johnson 1998). Die moderierten Regressionen erfolgten in zwei Schritten. Im ersten Schritt wurde das additive Modell mit den experimentellen Bedingungen als der unabhängigen Variablen und der potenziellen Moderatorvariablen überprüft. Im zweiten Schritt wurde überprüft, ob das Modell mit der Interaktion zwischen experimenteller Bedingung und der Moderatorvariablen zusätzlich Varianz in der abhängigen Variablen (Leseleistung) aufklärte.

Für die Identifikation mit der Gruppe Geschlecht wurden weder das additive, $F(3, 179) = 1.08, p = .36, R^2 = .00$, noch das Interaktionsmodell, $F(5, 177) = 1.33, p = .26, R^2 = .01$, signifikant (vgl. Tabelle 1). Der Globaltest für die Interaktion wies darauf hin, dass die Zunahme der Interaktion zwischen experimenteller Bedingung und Identifikation mit der Gruppe Geschlecht keinen zusätzlichen Beitrag zur Varianzaufklärung der Leseleistung lieferte, $F(2, 177) = 1.68, p = .19$.

Tabelle 1: Moderierte Regression zur Vorhersage der Leseleistung durch experimentelle Bedingung, Identifikation mit der Gruppe Geschlecht und Interaktion experimentelle Bedingung x Identifikation mit der Gruppe Geschlecht

Schritt	<i>B</i>	<i>SE B</i>	β	<i>t</i>	<i>p</i>	Korr. R^2	ΔR^2
Schritt 1						.00	.00
Konstante	5.63	0.83					
ST explizit (STe)	0.17	0.49	.03	0.35	.73		
ST implizit (STi)	-0.01	0.52	.00	-0.03	.98		
Identifikation mit der Gruppe (IG)	0.46	0.28	.13	1.66	.10		
Schritt 2						.01	.01
Konstante	4.16	1.15					
STe	3.03	2.11	.55	1.43	.15		
STi	3.06	2.06	.53	1.49	.14		
IG	0.99	0.40	.28	2.47	.01		
STe x IG	-0.98	0.69	-.57	-1.43	.16		
STi x IG	1.03	0.65	-.59	-1.58	.12		

Anmerkung: ST = *Stereotype Threat*; die experimentelle Bedingung wurde *dummy*-codiert mit der *No-Threat*-Bedingung als Referenzkategorie.

Das additive Modell der moderierten Regression für die Identifikation mit der Domäne Lesen wurde signifikant, $F(3, 184) = 14.05, p < .001, R^2 = .19$ (vgl. Tabelle 2). Die Identifikation mit der Domäne erwies sich als signifikanter Prädiktor der Leseleistung ($\beta = .43$). Auch das Interaktionsmodell wurde signifikant, $F(5, 182) = 8.64, p < .001, R^2 = .19$. Der Globaltest für die Interaktion zeigte allerdings, dass die Interaktion zwischen experimenteller Bedingung und Identifikation mit der Domäne Lesen keinen signifikanten zusätzlichen Beitrag zur Varianzaufklärung in der Leseleistung lieferte, $F(2, 182) = 0.60, p = .55$.

Tabelle 2: Moderierte Regression zur Vorhersage der Leseleistung durch experimentelle Bedingung, Identifikation mit der Domäne Lesen und Interaktion experimentelle Bedingung x Identifikation mit der Domäne Lesen

Schritt	<i>B</i>	<i>SE B</i>	β	<i>t</i>	<i>p</i>	Korr. R^2	ΔR^2
Schritt 1						.19***	.19***
Konstante	3.59	0.60					
ST explizit (STe)	0.36	0.43	.07	0.84	.40		
ST implizit (STi)	-0.06	0.45	-.01	-0.13	.90		
Identifikation mit der Domäne (ID)	1.31	0.20	.43	6.44	<.001		
Schritt 2						.19***	.00
Konstante	3.06	0.93					
STe	1.62	1.29	.29	1.25	.21		
STi	0.16	1.43	.03	0.11	.91		
ID	1.52	0.35	.50	4.36	<.001		
STe x ID	-0.51	0.49	-.25	-1.04	.30		
STi x ID	-0.10	0.51	-.05	-0.19	.85		

Anmerkung: ST = *Stereotype Threat*; die experimentelle Bedingung wurde *dummy*-codiert mit der *No-Threat*-Bedingung als Referenzkategorie. *** $p < .001$

Für das lesebezogene Selbstkonzept wurden sowohl das additive, $F(3, 184) = 10.82$, $p < .001$, $R^2 = .15$, als auch das Interaktionsmodell, $F(5, 182) = 6.59$, $p < .001$, $R^2 = .15$, signifikant (vgl. Tabelle 3). Der Globaltest für die Interaktion wies darauf hin, dass die Hinzunahme der Interaktion zwischen experimenteller Bedingung und lesebezogenem Selbstkonzept keinen zusätzlichen Beitrag zur Varianzaufklärung der Leseleistung lieferte, $F(2, 182) = 0.36$, $p = .70$. Im additiven Modell sagte das lesebezogene Selbstkonzept ($\beta = .39$) die Leseleistung der Jungen signifikant vorher.

Tabelle 3: Moderierte Regression zur Vorhersage der Leseleistung durch experimentelle Bedingung, lesebezogenes Selbstkonzept und Interaktion experimentelle Bedingung x lesebezogenes Selbstkonzept

Schritt	<i>B</i>	<i>SE B</i>	β	<i>t</i>	<i>p</i>	Korr. R^2	ΔR^2
Schritt 1						.15***	.15***
Konstante	1.74	0.97					
ST explizit (STe)	0.47	0.44	.09	1.07	.29		
ST implizit (STi)	0.17	0.46	.03	0.37	.72		
Lesebezogenes Selbstkonzept (LS)	1.67	0.30	.39	5.64	<.001		
Schritt 2						.15***	.00
Konstante	1.09	1.56					
STe	1.00	2.07	.18	0.48	.63		
STi	2.38	2.67	.42	0.89	.37		
LS	1.88	0.50	.44	3.79	<.001		
STe x LS	-0.17	0.67	-.10	-0.25	.80		
STi x LS	-0.71	0.84	-.40	-0.84	.40		

Anmerkung: ST = *Stereotype Threat*; die experimentelle Bedingung wurde *dummy*-codiert mit der *No-Threat*-Bedingung als Referenzkategorie. *** $p < .001$

Im ersten Schritt erwies sich das additive Modell der moderierten Regression für die Schulform als signifikant, $F(3, 184) = 12.85, p < .001, R^2 = .16$. Die Schulform ($\beta = .41$) sagte die Leseleistung signifikant vorher. Das Interaktionsmodell wurde ebenfalls signifikant, $F(5, 182) = 9.61, p < .001, R^2 = .19$. Die Mittelwerte und Standardabweichungen für die Leseleistung der Jungen abhängig von Schulform und experimenteller Bedingung sind Tabelle 4 zu entnehmen.

Tabelle 4: Mittelwerte und Standardabweichungen für die Anzahl richtiger Antworten als Funktion der experimentellen Bedingung und der Schulform

Schulform	Experimentelle Bedingung								
	Threat explizit			Threat implizit			No Threat		
	M	SD	n	M	SD	n	M	SD	n
Realschule plus	5.80	3.20	25	6.50	2.66	18	4.65	2.12	23
Gymnasium	8.00	1.89	44	7.48	2.46	22	8.31	2.35	36

Der Globaltest für die Interaktion zwischen Schulform und experimenteller Bedingung wurde signifikant, $F(2, 182) = 4.11, p = .02$. In einer Anschlussanalyse (vgl. Hayes/Matthes 2009) zeigte sich für die signifikante Interaktion zwischen impliziter *Stereotype-Threat*-Bedingung und Schulform (vgl. Tabelle 5), dass in der leistungsschwächeren Schulform Jungen in der impliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung tendenziell mehr Aufgaben richtig lösten als in der *No-Threat*-Bedingung, $b = 1.25, t(184) = 1.87, p = .06$. In der leistungsstärkeren Schulform ergaben sich keine signifikanten Leistungsunterschiede für Jungen in der impliziten *Stereotype-Threat*- gegenüber Jungen in der *No-Threat*-Bedingung, $b = -0.66, t(184) = -1.43, p = .15$.

Tabelle 5: Moderierte Regression zur Vorhersage der Leseleistung durch experimentelle Bedingung, Schulform und Interaktion experimentelle Bedingung x Schulform

Schritt	B	SE B	β	t	p	Korr. R^2	ΔR^2
Schritt 1						.16***	.16***
Konstante	5.47	0.39					
ST explizit (STe)	0.26	0.44	.05	0.59	.56		
ST implizit (STi)	0.09	0.45	.02	0.22	.84		
Schulform ^a (SF)	2.32	0.38	.41	6.16	<.001		
Schritt 2						.19***	.03*
Konstante	4.65	0.50					
STe	1.15	0.70	.21	1.65	.10		
STi	1.85	0.76	.32	2.43	.02		
SFa	3.65	0.65	.65	5.67	<.001		
STe x SF	-1.45	0.88	-.23	-1.64	.10		
STi x SF	-2.68	0.94	-.42	-2.86	.01		

Anmerkung: ^a kodiert mit 0 = Realschule plus, 1 = Gymnasium; ST = *Stereotype Threat*; die experimentelle Bedingung wurde *dummy*-codiert mit der *No-Threat*-Bedingung als Referenzkategorie.

* $p < .05$, *** $p < .001$

5 Diskussion

5.1 *Stereotype Threat* und die Leseleistung von Jungen

In der vorliegenden Studie wurde untersucht, ob und unter welchen Bedingungen *Stereotype Threat* die häufig niedrigere Leseleistung von Jungen im Vergleich zu Mädchen erklären kann. In Bezug auf die erste Fragestellung ergab sich entgegen der Vermutung (Hypothese 1) für Jungen insgesamt kein leistungsmindernder *Stereotype-Threat*-Effekt für die Leseleistung. Dieses Ergebnis steht im Gegensatz zum größten Teil der *Stereotype-Threat*-Forschung, in der Mitglieder stigmatisierter Gruppen, darunter auch männliche Probanden (z. B. Keller 2007a), niedrigere Leistungen in einer Fähigkeitsdomäne erbrachten, wenn sie mit einem negativen Stereotyp über ihre Gruppe konfrontiert wurden (vgl. Schmader/Johns/Forbes 2008). Da *Stereotype* in schulischen Testsituationen eher unterschwellig vorhanden sind und kaum explizit ausgesprochen werden, wurde zudem überprüft, ob eine implizite *Stereotype-Threat*-Bedingung sich ebenso leistungsmindernd auf die Leseleistung von Jungen auswirkt wie eine explizite *Stereotype-Threat*-Bedingung (Hypothese 1), während Leistungsunterschiede zwischen den Bedrohungs-Bedingungen ausbleiben sollten (Hypothese 2). Da sich insgesamt kein leistungsmindernder *Stereotype-Threat*-Effekt auf die Leseleistung von Jungen zeigte, bleibt offen, ob implizit vorhandene Stereotype die gleiche negative Wirkung auf die Testleistung haben wie explizit ausgesprochene (vgl. Smith/White 2002).

Die zweite Fragestellung fokussierte auf die Bedingungen, unter denen sich *Stereotype Threat* negativ auf die Leseleistung von Jungen auswirkt. Ausgehend von der Annahme, dass *Stereotype Threat* ein kognitives Ungleichgewicht zwischen dem Konzept der Gruppe, dem Konzept der Fähigkeitsdomäne und dem Selbstkonzept darstellt (vgl. Schmader/Johns/Forbes 2008), wurden Identifikation mit der Gruppe Geschlecht (Hypothese 3), Identifikation mit der Domäne Lesen (Hypothese 4) und lesebezogenes Selbstkonzept (Hypothese 5) als Moderatoren untersucht. Keine der genannten Variablen veränderte den Einfluss der *Stereotype-Threat*-Manipulation auf die Leseleistung von Jungen. Damit stehen diese Ergebnisse im Gegensatz zu Studien, die gezeigt hatten, dass stigmatisierte Gruppenmitglieder, die sich sehr mit ihrer Gruppe (z. B. Schmader 2002) bzw. der stereotypisierten Fähigkeitsdomäne identifizieren (z. B. Keller 2007b), anfälliger für das Erleben von *Stereotype Threat* sind.

Im Gegensatz zu vorangegangenen Studien wurde im vorliegenden Fall die Facette des Selbst nicht über den Selbstwert (z. B. Lawrence/Crocker 2009), sondern über das lesebezogene und damit domänenspezifische Selbstkonzept erfasst, was eine Erweiterung des Modells von Schmader, Johns und Forbes (2008) darstellt. Die Vermutung, dass Jungen mit einem höheren lesebezogenen Selbstkonzept anfälliger für das Erleben von *Stereotype Threat* sind, kann mit den vorliegenden Daten nicht gestützt werden.

In Bezug auf die Moderatorvariablen wurde weiterhin vermutet, dass sich Schüler unterschiedlich leistungsstarker Schulformen darin unterscheiden, wie anfällig sie für *Stereotype-Threat*-Effekte sind. Entsprechend ihres zugeschriebenen niedrigeren Kompetenzniveaus sollten Schüler einer leistungsschwächeren Schulform eher *Stereotype Threat* erleben als Schüler einer leistungsstärkeren Schulform (Hypothese 6). Die Schulform erwies sich zwar zum einen als signifikanter Prädiktor der Leseleistung

und zum anderen als signifikanter Moderator in Bezug auf die implizite *Stereotype-Threat*-Bedingung, allerdings erzielten Jungen einer leistungsschwächeren Schulform in der impliziten *Stereotype-Threat*-Bedingung tendenziell bessere Ergebnisse als in der *No-Threat*-Bedingung; Leistungsunterschiede für Jungen einer leistungstärkeren Schulform blieben erwartungsgemäß aus. Die Vermutung, dass Schüler einer leistungsschwächeren Schulform eher mit dem negativen Stereotyp konfrontiert sind und daher anfälliger für *Stereotype Threat* sind, kann also nicht gestützt werden.

5.2 Stärken und Schwächen der Studie

In der vorliegenden Studie bezog sich die Frage nach einem leistungsmindernden *Stereotype-Threat*-Effekt auf männliche Schüler und damit auf Mitglieder einer sonst wenig stigmatisierten und in der *Stereotype-Threat*-Forschung wenig betrachteten Gruppe. Im Gegensatz zu vielen *Stereotype-Threat*-Studien wurden die Probanden in dieser Untersuchung in ihrer vertrauten Umgebung statt in einer (künstlichen) Laborsituation getestet (vgl. Keller 2007a). Die Untersuchungssituation stellte sich somit für die Schüler ähnlich wie die Situation während einer authentischen Klassenarbeit dar. Dieser Eindruck wurde durch die implizite *Stereotype-Threat*-Bedingung verstärkt. In vielen Studien fand eine Vorselektion der Probanden, z. B. aufgrund ihrer Identifikation mit der stereotypisierten Domäne, statt. In der vorliegenden Studie wurden die Klassen jedoch in ihrer Gesamtheit – und damit sowohl leistungsstarke als auch leistungsschwache Schüler – erfasst. Mögliche Klasseneffekte, z. B. in Form eines stereotypisierenden Klassenklimas, konnten in der vorliegenden Stichprobe nicht berücksichtigt werden. Für die Berücksichtigung derartiger Effekte hätten deutlich mehr Klassen für die Untersuchung gewonnen werden müssen.

Mit der Betrachtung der Grenzen der Studie ist ein Forschungsausblick verbunden. Die Frage, warum ein leistungsmindernder *Stereotype-Threat*-Effekt auf die Leseleistung von Jungen ausblieb, hängt mit der Frage nach der Salienz des Stereotyps zusammen. Der Inhalt des Stereotyps bezog sich auf „verbale Fähigkeiten im Fach Deutsch“. Deutsch als Schulfach stellt ein heterogenes Fach dar, in dem unterschiedliche Anforderungen an die Schüler gestellt werden. Daher ist fraglich, ob der Inhalt des Stereotyps „bedrohlich“ genug war, um zu einem *Stereotype-Threat*-Erleben, auch in Abhängigkeit von der Schulform, führen zu können. Eng verbunden mit dem Stereotyp ist auch die Frage, wie die stereotypisierte Fähigkeitsdomäne operationalisiert wurde. In der vorliegenden Studie stellte die Leseleistung im Sinne der Anzahl richtiger Antworten die abhängige Variable dar. Da sich das Stereotyp auf verbale Fähigkeiten bezog, bleibt offen, welche Effekte sich zeigen würden, wenn sich die abhängige Variable auf andere Arten des Lesens, z. B. Geschwindigkeit, aber auch auf andere Inhaltsebenen, z. B. Reflektieren, beziehen würde. Diese Frage ist besonders bedeutsam, berücksichtigt man, dass vergleichsweise viele Leseaufgaben aufgrund unzureichender Schwierigkeit bzw. Trennschärfe von den Analysen ausgeschlossen werden mussten. Gleichzeitig leitet sich daraus die Notwendigkeit ab, *Stereotype Threat* bei Jungen in Domänen zu untersuchen, die möglicherweise stärker stereotypisiert sind als Leistungen im Fach Deutsch, z. B. in Fremdsprachen.

5.3 Schlussfolgerungen

Ziel der vorliegenden Studie war, den *Stereotype-Threat*-Effekt auf die Leseleistung von Jungen zu untersuchen und mögliche Bedingungen zu identifizieren, die zu einer Leistungsminderung von Jungen im Bereich ihrer Lesekompetenz führen können. Vorhersagen über die Effekte der *Stereotype-Threat*-Intervention wurden auf der Basis der Befunde aus verwandten Arbeiten formuliert, in denen vielfältig stereotypisierte Gruppen gegen eine dominante Gruppe getestet wurden. Auch wenn sich ein leistungsmindernder *Stereotype-Threat*-Effekt für männliche Probanden als Mitglieder einer dominanten Gruppe in bestimmten Domänen zeigte, blieb dieser für die Leseleistung aus. Dieses Ergebnis steht in Einklang mit den Vermutungen von Nguyen und Ryan (2008) sowie von Kit, Tuokko und Mateer (2008), dass für unterschiedlich stigmatisierte Gruppen unterschiedliche Bedingungen gegeben sein müssen, damit es zum Erleben von *Stereotype Threat* kommt. Daher scheint Vorsicht geboten, von „dem“ *Stereotype-Threat*-Effekt zu sprechen, denn vermutlich liegen diesem je nach Bezugsgruppe und Kontext unterschiedliche Bedingungen und damit möglicherweise auch unterschiedlich stigmatisierte Identitäten zugrunde (vgl. Rydell/McConnell/Beilock 2009). In Anlehnung an Shapiro (2012: 71) bleibt damit die Frage offen: „What exactly is stereotype threat a threat to, or a fear of?“

Literaturverzeichnis

- Alter, Adam L.; Aronson, Joshua; Darley, John M.; Rodriguez, Cordaro & Ruble, Diane N. (2010). Rising to the threat: Reducing stereotype threat by reframing the threat as a challenge. *Journal of Experimental Social Psychology*, 46, 166–171.
- Ambady, Nalini; Shih, Margaret; Kim, Amy & Pittinsky, Todd L. (2001). Stereotype susceptibility in children: Effects of identity activation on quantitative performance. *Psychological Science*, 12, 385–390.
- Aronson, Joshua; Lustina, Michael L.; Good, Catherine; Keough, Kelli; Steele, Claude M. & Brown, Joseph. (1999). When white men can't do math: Necessary and sufficient factors in stereotype threat. *Journal of Experimental Social Psychology*, 35, 29–46.
- Artelt, Cordula; Stanat, Petra; Schneider, Wolfgang; Schiefele, Ulrich & Lehmann, Rainer. (2004). Die PISA-Studie zur Lesekompetenz: Überblick und weiterführende Analysen. In Ulrich Schiefele, Cordula Artelt, Wolfgang Schneider & Petra Stanat (Hrsg.), *Struktur, Entwicklung und Förderung von Lesekompetenz. Vertiefende Analysen im Rahmen von PISA 2000* (S. 139–168). Wiesbaden: VS Verlag.
- Cadinu, Mara; Maass, Anne; Frigerio, Sara; Impagliazzo, Lisa & Latinotti, Samira. (2003). Stereotype threat: The effect of expectancy on performance. *European Journal of Social Psychology*, 33, 267–285.
- Daneman, Meredith & Merikle, Philip M. (1995). Working memory and language comprehension: A meta-analysis. *Psychonomic Bulletin & Review*, 3, 422–433.
- Fisseni, Hermann-Josef. (2004). *Lehrbuch der psychologischen Diagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Haider, Günter. (Hrsg.). (2001). *PISA 2000 – Technischer Report: Ziele, Methoden und Stichproben des österreichischen PISA-Projekts*. Innsbruck: StudienVerlag.

- Hay, Ian; Ashman, Adrian F. & van Kraayenoord, Christina E. (1998). Educational characteristics of students with high or low self-concept. *Psychology in the Schools*, 35, 391–400.
- Hayes, Andrew F. & Matthes, Jörg. (2009). Computational procedures for probing interactions in OLS and logistic regression: SPSS and SAS implementations. *Behavior Research Methods*, 41, 924–936.
- Keller, Johannes. (2002). Blatant stereotype threat and women's math performance: Self-handicapping as a strategic means to cope with obtrusive negative performance expectations. *Sex Roles*, 47, 193–198.
- Keller, Johannes. (2007a). When negative stereotypic expectancies turn into challenge or threat: The moderating role of regulatory focus. *Swiss Journal of Psychology*, 66, 163–168.
- Keller, Johannes. (2007b). Stereotype threat in classroom settings: The interactive effect of domain identification, task difficulty and stereotype threat on female students' maths performance. *British Journal of Educational Psychology*, 77, 323–338.
- Keller, Johannes. (2008). Stereotype als Bedrohung. In Lars-Peter Ericson & Bernd Six (Hrsg.), *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen* (S. 88–96). Weinheim: Beltz.
- Keller, Johannes & Dauenhimer, Dirk. (2003). Stereotype threat in the classroom: Dejection mediates the disrupting effect on women's math performance. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 29, 371–381.
- Keller, Johannes & Molix, Lisa. (2008). When women can't do math: The interplay of self-construal, group identification, and stereotypic performance standards. *Journal of Experimental Social Psychology*, 44, 437–444.
- Kirsch, Irwin; de Jong, John; Lafontaine, Dominique; McQueen, Joy; Mendelovits, Juliette & Monseur, Christian. (2002). *Reading for change. Performance and engagement across countries. Results from PISA 2000*. Paris: OECD.
- Kit, Karen A.; Tuokko, Holly A. & Mateer, Catherine A. (2008). A review of the stereotype threat literature and its application in a neurological population. *Neuropsychology Review*, 18, 132–148.
- Koenig, Anne M. & Eagly, Alice H. (2005). Stereotype threat in men on a test of social sensitivity. *Sex Roles*, 52, 489–496.
- Kromrey, Jeffrey D. & Foster-Johnson, Lynn. (1998). Mean centering in moderated multiple regression: Much ado about nothing. *Educational and Psychological Measurement*, 58, 42–67.
- Kunter, Mareike; Schümer, Gundel; Artelt, Cordula; Baumert, Jürgen; Klieme, Eckhard; Neubrand, Michael; Prenzel, Manfred; Schiefele, Ulrich; Schneider, Wolfgang; Stanat, Petra; Tillmann, Klaus-Jürgen & Weiß, Manfred. (2002). *PISA 2000: Dokumentation der Erhebungsinstrumente*. Zugriff am 9. September 2013 unter www.mpib-berlin.mpg.de/de/dl/Materialien/index.php?nummer=72.
- Lawrence, Jason S. & Crocker, Jennifer. (2009). Academic contingencies of self-worth impair positively- and negatively-stereotyped students' performance in performance-goal settings. *Journal of Research in Personality*, 43, 868–874.
- Lesko, Alexandra C. & Corpus, Jennifer H. (2006). Discounting the difficult: How high math-identified women respond to stereotype threat. *Sex Roles*, 54, 113–125.
- Leyens, Jacques-Philippe; Désert, Michel; Croizet, Jean-Claude & Darcis, Catherine. (2000). Stereotype threat: Are lower status and history of stigmatization preconditions of stereotype threat? *Personality and Social Psychology Bulletin*, 26, 1189–1199.

- Logel, Christine; Peach, Jennifer & Spencer, Steven J. (2012). Threatening gender and race: Different manifestations of stereotype threat. In Michael Inzlicht & Toni Schmader (Hrsg.), *Stereotype threat: Theory, process, and application* (S. 159–172). New York: Oxford University Press.
- Luhtanen, Riia & Crocker, Jennifer. (1992). A collective self-esteem scale: Self-evaluation of one's social identity. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 18, 302–318.
- Möller, Jens & Bonerad, Eva-Marie. (2007). Fragebogen zur habituellen Lesemotivation. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 54, 259–267.
- Möller, Jens & Schiefele, Ulrich. (2004). Motivationale Grundlagen der Lesekompetenz. In Ulrich Schiefele, Cordula Artelt, Wolfgang Schneider & Petra Stanat (Hrsg.), *Struktur, Entwicklung und Förderung von Lesekompetenz. Vertiefende Analysen im Rahmen von PISA 2000* (S. 101–124). Wiesbaden: VS Verlag.
- Moschner, Barbara & Dickhäuser, Oliver. (2010). Selbstkonzept. In Detlef H. Rost (Hrsg.), *Handwörterbuch Pädagogische Psychologie* (S. 760–767). Weinheim: Beltz.
- Naumann, Johannes; Artelt, Cordula; Schneider, Wolfgang & Stanat, Petra. (2010). Lesekompetenz von PISA 2000 bis PISA 2009. In Eckhard Klieme, Cordula Artelt, Johannes Hartig, Nina Jude, Olaf Köller, Manfred Prenzel, Wolfgang Schneider & Petra Stanat (Hrsg.), *PISA 2009. Bilanz nach einem Jahrzehnt* (S. 23–71). Münster: Waxmann.
- Nguyen, Hannah-Hanh & Ryan, Ann Marie. (2008). Does stereotype threat affect test performance of minorities and women? A meta-analysis of experimental evidence. *Journal of Applied Psychology*, 93, 1314–1334.
- Organisation for Economic Co-operation and Development. (2010). *PISA 2009 Results: What students know and can do – Student performance in reading, mathematics and science* (Vol. 1). Paris: OECD.
- Pavlova, Marina A.; Wecker, Matthias; Krombholz, Kerstin & Sokolov, Arseny A. (2010). Perception of intentions and actions: Gender stereotype susceptibility. *Brain Research*, 1311, 81–85.
- Rydell, Robert J. & Boucher, Kathryn L. (2010). Capitalizing on multiple social identities to prevent stereotype threat: The moderating role of self-esteem. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 36, 239–250.
- Rydell, Robert J.; McConnell, Allen R. & Beilock, Sian L. (2009). Multiple social identities and stereotype threat: Imbalance, accessibility, and working memory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 96, 949–966.
- Schmader, Toni. (2002). Gender identification moderates stereotype threat effects on women's math performance. *Journal of Experimental Social Psychology*, 38, 194–201.
- Schmader, Toni & Beilock, Sian L. (2012). An integration of processes that underlie stereotype threat. In Michael Inzlicht & Toni Schmader (Hrsg.), *Stereotype threat: Theory, process, and application* (S. 34–50). New York: Oxford University Press.
- Schmader, Toni; Forbes, Chad E.; Zhang, Shen & Mendes, Wendy B. (2009). A metacognitive perspective on the cognitive deficits experienced in intellectually threatening environments. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 35, 584–596.
- Schmader, Toni; Johns, Michael & Forbes, Chad E. (2008). An integrated process model of stereotype threat effects on performance. *Psychological Review*, 115, 330–356.
- Shapiro, Jenessa R. (2012). Types of threats: From stereotype threat to stereotype threats. In Michael Inzlicht & Toni Schmader (Hrsg.), *Stereotype threat: Theory, process, and application* (S. 71–88). New York: Oxford University Press.

- Smith, Jessi L. & Johnson, Camille S. (2006). A stereotype boost or choking under pressure? Positive gender stereotypes and men who are low in domain identification. *Basic and Applied Social Psychology*, 28, 51–63.
- Smith, Jessi L. & White, Paul H. (2002). An examination of implicitly activated, explicitly activated, and nullified stereotypes on mathematical performance: It's not just a woman's issue. *Sex Roles*, 47, 179–191.
- Stanat, Petra & Kunter, Mareike. (2002). Geschlechterspezifische Leistungsunterschiede bei Fünfzehnjährigen im internationalen Vergleich. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 4, 28–48.
- Steele, Claude M. (1997). A threat in the air: How stereotypes shape intellectual identity and performance. *American Psychologist*, 52, 613–629.
- Steele, Claude M. & Aronson, Joshua. (1995). Stereotype threat and the intellectual test performance of African Americans. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 797–811.
- Steele, Claude M.; Spencer, Steven J. & Aronson, Joshua. (2002). Contending with group image: The psychology of stereotype and social identity threat. *Advances in Experimental Social Psychology*, 34, 379–440.
- Stoet, Gijsbert & Geary, David C. (2012). Can stereotype threat explain the gender gap in mathematics performance and achievement? *Review of General Psychology*, 16, 93–102.
- Van Kraayenoord, Christina E. & Schneider, Wolfgang. (1999). Reading achievement, metacognition, reading self-concept and interest: A study of German students in grade 3 and 4. *European Journal of Psychology of Education*, 16, 305–325.
- Vollmeyer, Regina; Püttmann, Anita & Imhof, Margarete. (2009). How to improve women's performance in physics through inducing stereotype threat. In Niels A. Taatgen & Hedderik van Rijn (Hrsg.), *Proceedings of the 31st annual conference of the cognitive science society* (S. 1471–1476). Austin, TX: Cognitive Science Society.
- Wout, Daryl; Danso, Henry; Jackson, James & Spencer, Steve. (2008). The many faces of stereotype threat: Group- and self-threat. *Journal of Experimental Social Psychology*, 44, 792–799.

Zu den Personen

Christine Eckert, Dr., Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Psychologisches Institut. Arbeitsschwerpunkte: Stereotype Threat in Lernkontexten, Selbstregulation im Schul- und Universitätskontext.

Kontakt: Universität Heidelberg, Psychologisches Institut, Hauptstraße 47–51, 69117 Heidelberg
E-Mail: christine.eckert@psychologie.uni-heidelberg.de

Margarete Imhof, Prof. Dr., Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Psychologisches Institut. Arbeitsschwerpunkte: Lehre und Forschung zu Fragen der Psychologie in der Lehramtsausbildung, psychologische Aspekte des Zuhörens, Portfolio in der Lehramtsausbildung, selbstreguliertes Lernen in computerunterstützten Lernumgebungen.

Kontakt: Universität Mainz, Psychologisches Institut, Binger Straße 14–16, 55099 Mainz
E-Mail: imhof@uni-mainz.de

Subtile und direkte Mechanismen der sozialen Konstruktion von Geschlecht in Schulbüchern.

Vorstellung eines Kategoriensystems zur Analyse der Geschlechter(un)gerechtigkeit von Texten und Bildern

Zusammenfassung

Ausgehend von der Frauenbewegung in Deutschland wurden bereits vor über 40 Jahren erste Analysen zur Darstellung der Geschlechter in Schulbüchern vorgelegt. Sie haben gezeigt, dass weibliche Charaktere im Vergleich zu männlichen seltener und oft in geschlechterstereotypen Rollen dargestellt werden. Heute besteht auf gesellschaftlicher Ebene deutlich mehr Geschlechtergerechtigkeit, dennoch existieren nach wie vor subtile Formen von Diskriminierung in Schulbüchern. Der vorliegende Beitrag dokumentiert die Entwicklung eines Kategoriensystems, das geeignet ist, das Ausmaß von Geschlechter(un)gerechtigkeit in Texten und Bildern aus aktuell in deutschen Schulen verwendeten Deutsch- und Mathematikbüchern zu analysieren. Neben den Häufigkeiten der Darstellungen von weiblichen und männlichen Charakteren und der Geschlechtstypizität ihrer Rollen und Aktivitäten können hiermit zwei subtile Mechanismen der Herstellung von Geschlechterungleichheiten untersucht werden: geschlechter(un)gerechte Sprache und die räumliche Darstellung weiblicher und männlicher Charaktere. Erste Ergebnisse der Anwendung des Kategoriensystems für Deutsch- und Mathematikbücher werden in der Diskussion dargestellt.

Schlüsselwörter

Schulbuch, Kategoriensystem, Geschlecht, Gerechtigkeit, Sprache, Rolle

Summary

The social construction of gender in schoolbooks. A coding frame for analyzing subtle and blatant forms of gender unfairness in texts and pictures

Inspired by the German feminist movement of more than 40 years ago, analyses of gender depictions in schoolbooks have revealed that female characters are represented less frequently and more often in gender-stereotypical roles than male characters. While in Germany gender inequality has clearly declined since the 1970s, subtle forms of discrimination in schoolbooks persist. This study documents the development of a coding frame for analyzing the extent of gender (un)fairness in texts and pictures in German and Maths textbooks that are currently being used in German schools. In addition to determining the frequencies of female and male characters and the gender-typicality of their roles and activities, this coding frame permits an analysis of two subtle mechanisms of gender inequality: the use of gender (un)fair language and the spatial arrangements of female and male characters. First results of the application of the coding frame to German and Maths books are described in the discussion.

Keywords

schoolbooks, coding frame, gender, fairness, language, role

Unterrichtsmaterialien dienen nicht nur der fachlichen Unterweisung von Schülerinnen und Schülern, sie transportieren auch sozial geteiltes kulturelles Wissen, wie zum Beispiel gesellschaftliche Normen und Werte oder Stereotype über verschiedene soziale Gruppen (Markom/Weinhäupl 2007). Ein Beispiel stellt die Repräsentation der

Geschlechter in im Schulkontext verwendeten Medien dar: Schulbücher zeigen ein Bild der sozial geteilten ‚Realität‘ und vermitteln den Lernenden gesellschaftlich akzeptierte Vorstellungen, wie weibliche und männliche Personen sind oder sein sollten (Paseka 1997). Auf diese Weise tragen sie zur sozialen Konstruktion von Geschlecht bei (Hunze 2003). Die Darstellung von Frauen in traditionellen Rollenbildern sowie die Unterrepräsentation von weiblichen im Vergleich zu männlichen Charakteren in Kinder- und Schulbüchern war in vielen Ländern bereits Ende der 1960er Jahre Anlass zur Kritik (vgl. Fichera 1996; Hunze 2003; McCabe et al. 2011; Schau/Scott 1984): Durch stereotype Darstellungen würden traditionelle Rollenbilder aufrechterhalten und Kindern nur eingeschränkte Identifikationsmöglichkeiten geboten (Diekman/Murnen 2004).

Die Situation von Männern und Frauen und der gesellschaftliche Diskurs über Geschlecht haben sich seit den 1960er Jahren deutlich verändert. So ist beispielsweise die gesellschaftliche Norm nach Geschlechtergerechtigkeit heute stärker etabliert als noch vor 40 Jahren, wie (u. a.) der Erlass des Bundesgleichstellungsgesetzes im Jahre 2001 (BGleG 2001) zeigt. Gleichstellungsgesetze garantieren allerdings nicht, dass subtile Formen von Geschlechterdiskriminierung nicht weiter fortbestehen. Vor diesem Hintergrund soll mit dem vorliegenden Beitrag ein Kategoriensystem vorgestellt werden, das Forscherinnen und Forscher nutzen können, um Texte und Bilder nicht nur hinsichtlich direkter, sondern auch subtiler Formen von Geschlechter(un)gerechtigkeit zu analysieren.¹ Unser Instrument ist – über die mit bereits vorhandenen Kategoriensystemen mögliche Analyse der Häufigkeit der Darstellung von männlichen und weiblichen Charakteren hinaus – geeignet, zwei subtile Formen der Geschlechter(un)gerechtigkeit aufzudecken: die Verwendung geschlechtergerechter oder -ungerechter Sprache und die räumliche Darstellung weiblicher und männlicher Charaktere.

1 Die Schulbuchdiskussion in Deutschland

In den vergangenen 40 Jahren hat sich die gesellschaftliche und soziale Situation von Frauen dahingehend verändert, dass der Anteil berufstätiger Frauen signifikant gestiegen ist (z. B. Wilde/Diekman 2005), und zwar auch in Positionen, die aufgrund ihres Prestiges (z. B. Managerinnen) oder ihrer Fachdomäne (z. B. Ingenieurinnen) als „traditionell männlich“ gelten (vgl. Schein 2001). Indikatoren der Geschlechtergerechtigkeit (z. B. World Economic Forum 2012) weisen jedoch nach wie vor auf Differenzen zwischen Frauen und Männern hin, insbesondere in ihren Einflussmöglichkeiten im politischen und wirtschaftlichen Sektor. Ausgehend von der zweiten Frauenbewegung in Deutschland wurden bereits Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre erste systematische Analysen der Darstellungen der Geschlechter und deren Rollen in Schulbüchern vorgelegt (für einen Überblick: Fichera 1996; Hunze 2003). Die Ergebnisse dokumentierten, dass Frauen vorwiegend in ihren auf die Familie bezogenen Rollen und Aufgaben gezeigt wurden. Gingen Frauen einer Arbeit nach, war diese meist im Vergleich

1 Die Durchführung der vorliegenden Studie wurde vom European Community's Seventh Framework Programme (FP7/2007-2013; Grant n°237907, www.itn-icg.eu) im Rahmen des Marie Curie Initial Training Network: Language, Cognition, & Gender, ITN LCG, gefördert.

zu der von Männern statusniedriger und erforderte keine höhere Ausbildung (Elbracht/Mosler 1972; Glötzner 1982). Auch Kinder wurden oft in traditionellen Rollenbildern dargestellt: Während Mädchen größtenteils mit Puppen spielten oder ihren Müttern bei der Hausarbeit halfen, spielten Jungen Fußball oder mit technischem Spielzeug (Grauel 1973; Ohlms 1984). Für den Zeitraum von 1971 bis 1992 zeigten Viktoria Lindner und Helmut Lukesch (1994) in einer groß angelegten Schulbuchstudie, dass sich zwar die anteilmäßige Darstellung von Frauen und auch deren Rollen über die Zeit verändert hatten, stereotype Beschreibungen aber auch in den beginnenden 1990er Jahren noch immer überwogen: Frauen wurden seltener als berufstätig und häufiger mit Haus- und Familienarbeit beschäftigt dargestellt als Männer. Aktuellere Studien (z. B. Finsterwald/Ziegler 2007) weisen nach, dass Frauen inzwischen oft auch in beruflichen Rollen beschrieben werden, jedoch nach wie vor seltener als Männer, und dass in Darstellungen von Haushalts- und Familientätigkeiten Frauen im Vergleich zu Männern nach wie vor häufiger vertreten sind.

1.1 Methoden der Schulbuchforschung

In den bereits vorliegenden Studien zur Darstellung der Geschlechter in Schulbüchern kamen unterschiedliche Auswertungsmethoden zur Anwendung. Während einige der älteren Untersuchungen besonders markante Bild- und Textbeispiele aus einzelnen Schulbüchern zusammenstellten (z. B. Glötzner 1982; Sollwedel 1971), wurden in anderen Studien stärker systematische Stichproben aus Bildern oder Texten gezogen. Diese wurden dann beispielsweise mit einer Inhaltsanalyse nach Mayring (1990; z. B. Fichera 1996) oder nach Berelson (1971; z. B. Lindner/Lukesch 1994), der Raumanalyse nach Marienfeld (1979; z. B. Schröter 2002) oder mit der kritischen Diskursanalyse nach Jäger (2004; z. B. Markom/Weinhäupl 2007) ausgewertet. Die unterschiedlich gewonnenen Stichproben sowie die unterschiedlichen Auswertungsverfahren erschweren den Vergleich der Ergebnisse über die Jahre hinweg. Weiter können bestimmte subtile Formen der Herstellung von Geschlechter(un)gerechtigkeit in Schulbüchern, auf die im Folgenden näher eingegangen wird, durch die älteren Kategoriensysteme nicht hinreichend erfasst werden. Aus diesem Grund möchten wir ein Kategoriensystem bereitstellen, das Forscherinnen und Forscher für die Analyse der Darstellung von Geschlecht in Bildern und Texten nutzen können. Aus Platzgründen ist es nicht möglich, das vollständige Kategoriensystem nebst dazugehörigem Kodierleitfaden in diesem Aufsatz zu dokumentieren.²

1.2 Subtile Mechanismen der Herstellung von Geschlechterungerechtigkeit

1.2.1 Sprache

Eine subtile Form der Herstellung von Ungleichheit der Geschlechter in Schulbüchern ist die Verwendung geschlechtergerechter Sprache. Insbesondere die Verwendung

2 Interessierte, die aufgrund der Lektüre dieses Aufsatzes unser Kategoriensystem mit Kodierleitfaden selbst zur Anwendung bringen wollen, erhalten dieses gerne von uns auf Anfrage hin.

des generischen Maskulinums (z. B. „die Schüler“) zur Bezeichnung von männlichen Personen, Personen unbekanntem oder unspezifischem Geschlecht, gemischtgeschlechtlichen Gruppen und allgemein Menschlichem (Stahlberg/Sczesny 2001) wurde aus sprachwissenschaftlicher und psychologischer Sicht problematisiert (für einen Überblick: Stahlberg et al. 2007). Denn diese Verwendung führt dazu, dass Rezipierende einem Text nicht entnehmen können, ob es sich um einen geschlechtsspezifischen maskulinen oder einen generischen Gebrauch handelt. Ein weiterer sprachlicher Mechanismus zur Herstellung von Geschlechterungerechtigkeit sind systematische Unterschiede in der Erst- und Folgenennung männlicher und weiblicher Personen. Peter Hegarty et al. (2011, Studie 1) zeigten, dass bei der namentlichen Bezeichnung mehrerer Individuen männliche Vornamen signifikant öfter vor weiblichen genannt werden als umgekehrt (z. B. „Jack and Emily“). Eine Reihe von Studien hat gezeigt, dass bei der Rezeption sprachlich geschlechtergerechter Texte Mädchen und Frauen wahrscheinlicher gedanklich einbezogen werden, als wenn geschlechterungerechte Sprache verwendet wird (z. B. Braun/Sczesny/Stahlberg 2002; Gabriel et al. 2008; Garnham et al. 2012; Irmen/Holt/Weissbrod 2010). Dieses wissenschaftliche Erkenntnis hat dazu beigetragen, dass zwischenzeitlich in verschiedenen Ländern Richtlinien für geschlechtergerechten Sprachgebrauch erstellt worden sind (z. B. Englisch: UNESCO 1999; Deutsch: Braun 2000; Schweizerische Bundeskanzlei 2009; verschiedene Sprachen: Europäische Kommission 2008), durch die die linguistische Diskriminierung des weiblichen Geschlechts vermieden werden soll (Bußmann/Hellinger 2003). Unter Nutzung der in diesen Richtlinien dargestellten Differenzierungen erfasst unser Kategoriensystem Geschlechter(un)gerechtigkeit der Sprache in Schulbuchtexten.

1.2.2 Räumliche Darstellung von Charakteren in Bildern

Mit unserem Kategoriensystem kann ein zweiter subtiler Mechanismus untersucht werden, über den Geschlechterungerechtigkeit in Schulbüchern erzeugt werden kann: die räumliche Darstellung von Charakteren in Bildern. Menschen verarbeiten Stimuli in der Reihenfolge, wie sie durch die Schreibrichtung ihrer Erstschriftsprache vorgegeben wird (Boroditsky 2009). Gleichzeitig belegen Studien über bildliche Darstellungen, dass männliche Charaktere typischerweise auf der linken Seite (aus Sicht des Betrachters/der Betrachterin) zu sehen sind (z. B. Chatterjee 2002). Ähnlich fanden beispielsweise Peter Hegarty und Carmen Büchel (2006), dass in Veranschaulichungen wissenschaftlicher Befunde die Ergebnisse für männliche Personen meist links dargestellt werden. Aus der Forschung zu Geschlechterstereotypen ist bekannt, dass Männer als *agentic* (z. B. aktiv, entschlossen, kompetent) und Frauen als *communal* (z. B. fürsorglich, emotional, empathisch) wahrgenommen werden (z. B. Diekmann/Eagly 2000). Vor diesem Hintergrund haben Anne Maass et al. (2009, Studie 1) angenommen, dass Rezipierende, die eine Sprache sprechen, die von links nach rechts geschrieben wird, Charaktere auf der linken Seite eines Bildes als mehr *agentic* wahrnehmen. Tatsächlich konnten sie zeigen, dass in gemischtgeschlechtlichen Paarkonstellationen dann, wenn die männliche Person als stärker *agentic* wahrgenommen wurde, diese auch öfter auf der linken Seite positioniert war. Um räumliche Anordnung als einen möglichen Mechanismus zur Herstellung von Geschlechterungerechtigkeit zu identifizieren, erfasst unser Kategoriensystem die

Links-Rechts-Anordnung von gemischtgeschlechtlichen Gruppen und Personendyaden in Bildern.

2 Die Entwicklung des Kategoriensystems

2.1 Stichprobengewinnung

Ein Problem der Auswahl der Bücher stellen die große Vielfalt an Schulbuchverlagen und Schulbüchern in Deutschland und das Fehlen von Angaben zur Verbreitung der verschiedenen Bücher dar.³ Da die jeweiligen Kultusministerien für die Zulassung der Schulbücher zuständig sind, können in verschiedenen Bundesländern unterschiedliche Bücher zum Einsatz kommen. Eine Liste der jeweils zugelassenen Schulbücher ist online abrufbar.⁴ Für die Entwicklung unseres Kategoriensystems wurden nur aktuell zugelassene Bücher verwendet. In einer Vorstudie wurden drei Bücher und in der Hauptuntersuchung insgesamt 18 Bücher analysiert. Sämtliche Bücher entsprachen folgenden Kriterien: (1) Gleichanteilig wurden Bücher für die Klassenstufen 1., 3. und 5. ausgewählt; (2) gleichanteilig wurden Bücher für Mathematik und Deutsch ausgewählt; (3) pro Klassenstufe wurden gleichanteilig Bücher ausgewählt, die von einem der drei größten Schulbuchverlage in Deutschland publiziert wurden; (4) jedes der Bücher ist in mehr als drei Bundesländern zugelassen und (5) die Herausgabe der Bücher erfolgte erst nach dem Erlass des Bundesgleichstellungsgesetzes (vgl. BGleiG 2001). Bei der ersten Sichtung des Materials zeigte sich, dass Schulbücher in sich sehr homogen wirken, deshalb wurde von einer Gesamtanalyse eines jeden Buches, da unökonomisch, abgesehen (vgl. Lindner/Lukesch 1994). Stattdessen entschieden wir uns für eine Zufallsauswahl von 10 Prozent der Seiten eines jeden Buches. Zusätzlich wurden die Titel- und die Rückseite der jeweiligen Bücher analysiert. Pro Seite wurden jeweils alle darauf vorhandenen Bilder und Texte (beinhalten auch Aufgabenstellungen) vollständig analysiert. Bilder und Texte, die mehrere Seiten (über die durch Zufall ausgewählte Seite hinaus) umfassten, wurden vollständig in die Analysen aufgenommen. Die Bild- und Textanalyse wurde mit der Software MAXQDA (VERBI 2010) durchgeführt.

2.2 Ablauf der Entwicklung des Kategoriensystems

Bei der Entwicklung der Skalen und der dazugehörigen Kategorien orientierten wir uns an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003). Dieses Verfahren ermöglicht neben einem systematischen Vorgehen bei der Entwicklung auch eine quantitative Analyse von Häufigkeiten bei der Auswertung. Die ersten grundlegenden Kategorien wurden von der Erstautorin in Zusammenarbeit mit einer weiteren Person erstellt. Begleitend zur Erstellung der Skalen und der Kategorien wurde ein Kodierleitfaden geschrieben, in dem die Kategorien en detail beschrieben und die Kodierregeln festgehalten sind (vgl. Winkelhage et al. 2008). Die Verständlichkeit und Eindeutigkeit der Kodierregeln

3 Vgl. www.buchreport.de/analysen/100_groesste_verlage.htm?no_cache=1.

4 www.bildungsserver.de/Zugelassene-Lernmittel-und-Schulbuecher-522.html.

wurde durch die Kodierung eines ersten Probesamples durch die an der Erstellung des Kategoriensystems beteiligten Personen und durch zwei weitere Personen, die mit den Kategorien noch nicht vertraut waren, überprüft. Basierend auf den Besprechungen der Kodierungen in dieser Gruppe wurden neue Kategorien aufgenommen oder bestehende verändert und die Kodierregeln überarbeitet. Die beiden Gruppenmitglieder, die nicht an der Entwicklung der ersten grundlegenden Kategorien beteiligt gewesen waren, haben dann zu einem späteren Zeitpunkt das gesamte Material des Hauptsamples der Deutschbücher kodiert. Im Anschluss wurden für die ausgewählten Mathematikbücher mehrere Probekodierungen durchgeführt, um zu testen, ob das für die Deutschbücher entwickelte Kategoriensystem auch auf sie angewendet werden kann. Dabei wurde das Kategoriensystem um einige Kategorien ergänzt.⁵ Nun wurde eine weitere Kodiererin für die Mathematikbücher neu eingearbeitet. Diese Person und ein Kodierer der Deutschbücher kategorisierten unabhängig voneinander sämtliche Mathematikbücher.

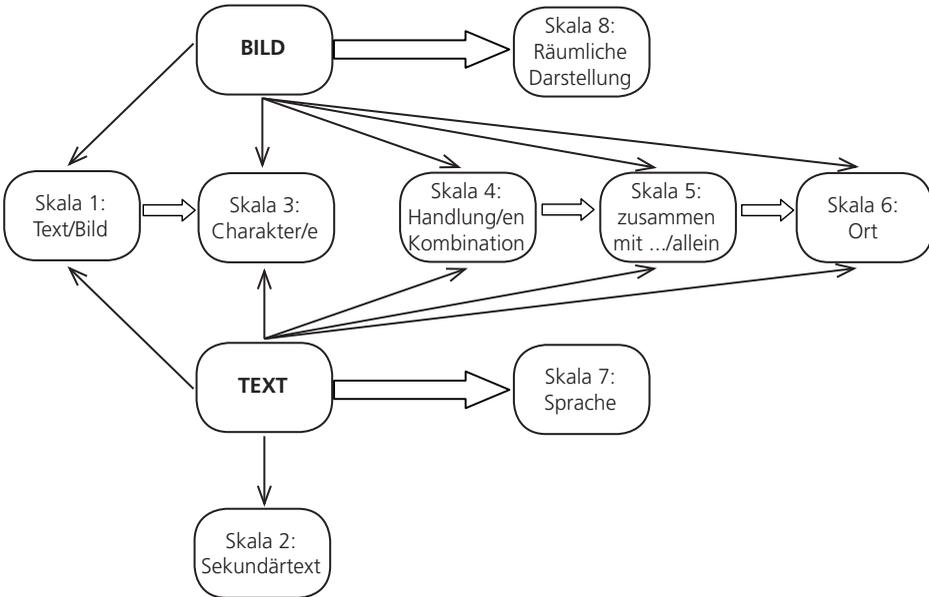
Alle Kodierer/innen hatten, bevor sie das Material des Hauptsamples bearbeiteten, eine umfassende Einführung in das Kategoriensystem erhalten, das Kodieren mit MAXQDA am Probesample geübt sowie an einem Probesample von Texten und Bildern die Anwendbarkeit und Verständlichkeit der Kategorien und des Kodierleitfadens für sich geprüft.

3 Skalenbildung

Nach der ersten Probekodierung wurden die folgenden Skalen festgelegt: Einteilung in *Text oder Bild* (Skala 1), Ausschluss von *Sekundärtexten* (d. h. von Texten, die aus anderen Quellen in das Schulbuch übernommen wurden; Skala 2); *Charakter/e* (Skala 3), *Handlung/en* und *Kombinationsmöglichkeiten* (Skala 4), *Zusammen mit.../allein* (Skala 5), *Ort* (Skala 6). Für die Textkodierung kam die Skala *Sprache* (Skala 7) und für die Bildkodierung die Skala *Räumliche Darstellung* (Skala 8) hinzu. Alle Skalen des Kategoriensystems sind nominal skaliert. Abbildung 1 zeigt die Skalen und den Verlauf der Kodierung.

⁵ Zusätzliche Kategorien: *Zahlen/Rechnungen/Forme(l)n* (Skala 1), *fragen/informieren/planen, schauen/sehen/besichtigen* und *sitzen* mit *hocken/knien* (Skala 4). Darüber hinaus wurden die Kombinationsmöglichkeiten der Handlungen um *Geld* und *geometrische Formen/Zahlen* (Skala 4) ergänzt.

Abbildung 1: Skalen für die Text- und Bildkodierung, chronologisch gemäß der Reihenfolge der Kodierung des Materials dargestellt



Nach der Festlegung der Skalen wurden für jede einzelne Skala die Kategorien formuliert. Dabei wurden nur so viele Kategorien in die Skala aufgenommen wie unbedingt nötig, da zu viele Kategorien zu einer mangelnden Trennschärfe führen (Kühn/Witzel 2000). Einheitlich für alle Skalen gab es die Restkategorien *nicht zuzuordnen* (z. B. die Handlung der dargestellten Charaktere ist in der Skala der Handlungen nicht enthalten) und *nicht kodierbar* (z. B. ein Bild, auf dem die Charaktere zu klein und nicht erkennbar dargestellt werden).

3.1 Reliabilität der Skalen des Kategoriensystems

Zur Überprüfung der Reliabilität des Kategoriensystems wurden die Beobachterübereinstimmungen in den Deutschbüchern für Bild und Text zwischen zwei Kodierer/innen für jeweils zwei Bücher berechnet. Für Text- und Bildkodierung wurden *gute* (Cohen's $Kappa_{\text{Text}} = .70$; $Kappa_{\text{Bild}} = .76$) bis *sehr gute* (Cohen's $Kappa_{\text{Text}} = .90$, $Kappa_{\text{Bild}} = .97$; vgl. Grouven et al. 2007) Übereinstimmungswerte erzielt. Die vergleichsweise schlechtesten Cohen's-Kappa-Werte ergaben sich dabei sowohl bei der Bild- als auch der Textkodierung in Bezug auf die Handlungen in Skala 4: Offensichtlich waren diese für die Kodierenden nicht immer eindeutig zu identifizieren. Für die Mathematikbücher ergaben sich zwischen zwei Kodierenden für jeweils zwei Bücher die folgenden Beobachterübereinstimmungen: Cohen's $Kappa_{\text{Bild}}$ von $.78$ bis $.89$; Cohen's $Kappa_{\text{Text}} = .87$ bis $.96$; sie können somit ebenfalls als *gut* bis *sehr gut* bezeichnet werden (vgl. Grouven et al. 2007).

3.2 Skala 1: Einteilung in Text oder Bild

Skala 1 wurde induktiv anhand des Probesamples erstellt. Von der weiteren Analyse ausgeschlossen wurden Bilder und Texte, die keine Charaktere enthielten (z. B. Landschaftsbild). Tabelle 1 zeigt die Kategorien der Skala 1 auf.

Tabelle 1: Skala 1: Die vollständige Liste der Kategorien zur Einteilung in Text oder Bild

Skala 1	Kategorien
Bild	Titelbild, Bild mit Charakteren, Bild ohne Charaktere (Landschaft, Tier, Gegenstand, Zahlen/Rechnungen/Forme(l)n, Abbildung eines Buches), Bildergeschichte, Werbekampagne, fremde Kulturen, historisch/berühmte Persönlichkeit (männlich/weiblich)
Text	Titel, Text mit Charakteren, Text ohne Charaktere (Landschaft, Tier, Gegenstand), Werbekampagne, fremde Kulturen, Text über historisch/berühmte Persönlichkeit (männlich/weiblich), Aufgabenstellung/Hinweise/Tipps

Anmerkung: Die Kategorien in Klammern sind Subkategorien der jeweils zuvor genannten Kategorie.

3.3 Skala 2: Separate Analyse von Sekundärtexten

Sämtliche Sekundärtexte (z. B. Gedichte, Lieder, Auszüge aus Märchenbüchern) wurden aus der weiteren Analyse ausgeschlossen und lediglich hinsichtlich der folgenden Merkmale analysiert: *Geschlecht der Autor/inn/en des Originaltextes* (weiblich, männlich, nicht zuzuordnen, nicht erwähnt), *Geschlecht des/der Hauptcharakters/e* (Mädchen, Junge, Frau, Mann, nicht menschlich, nicht zuzuordnen), *neuzeitliches Dokument* (ab den 1940er Jahren) oder *historisches Dokument*. Die Kategorien wurden induktiv aus dem Probesample gebildet. Die Analyse der Sekundärtexte ergibt somit eine Angabe darüber, ob beide Geschlechter als Produzierende von Texten und Hauptcharaktere gleichermaßen repräsentiert sind oder nicht.

3.4 Skala 3: Charakter/e

Um die Häufigkeiten der Darstellung weiblicher und männlicher Charaktere in Texten und Bildern bestimmen zu können, wurden diese – dem Vorgehen von Lindner und Lukesch (1994) folgend – in *Mädchen, Junge, Frau, Mann* oder *Geschlecht nicht zuzuordnen* unterschieden. Bei den *nicht-menschlichen Charakteren* (z. B. Fabelwesen, personalisierte Tiere) wurde, sofern ersichtlich, das Geschlecht erhoben.

3.5 Skala 4: Handlung/en

Mit Skala 4 kann überprüft werden, inwiefern die Handlungen und Rollen von weiblichen und männlichen Charakteren geschlechtstypisiert ausgeprägt sind. Auf der Grundlage von früheren Schulbuchstudien (Lindner/Lukesch 1994; Finsterwald/Ziegler 2007), Studien zur Stereotypenbildung (Trautner et al. 2005; Williams/Best 1982) und zur Geschlechtsrollenorientierung (Athenstaedt/Mikula/Bredt 2009) wurde ein Katalog an Handlungen (Synonyme wurden dabei zusammengefasst) zusammengestellt (vgl.

Tabelle 2). Durch die Kodierungen des Probesamples wurde dieser Katalog erweitert, überarbeitet und angepasst. Ziel war es, eine Liste von Handlungen zu erstellen, die sowohl für Text als auch Bild verwendbar ist. Um die Möglichkeiten der Handlungskodierungen weiter auszudifferenzieren, wurden in Anlehnung an Finsterwald und Ziegler (2007) zusätzlich Kategorien als Kombinationsmöglichkeiten erstellt (vgl. *Kombination mit ...* in Tabelle 2), die Handlungsaccessoires (z. B. Fahrrad, Elektronik) erfassen. Durch diese Kombination kann eine mögliche Geschlechtstypizität von Handlungen detaillierter erfasst werden. Darüber hinaus umfassen einige Kategorien mehrere Handlungen, zum Beispiel wird unter die Kategorie *Beschäftigung mit Sprache* lesen, schreiben, Sprachspiele, Buchstaben schreiben, vorlesen, vortragen usw. subsumiert. Auf der Grundlage der Kodierung mit dieser Skala können die Häufigkeiten berechnet werden, mit denen weibliche und männliche Charaktere unterschiedliche Handlungen zeigen. Geschlechtergerechtigkeit würde bedeuten, dass sich keine Unterschiede in den Häufigkeiten in Abhängigkeit des Geschlechts zeigen.

Tabelle 2: Skala 4: Der vollständige Katalog der Kategorien zu Handlungen und Kombination mit ...

Skala 4	Kategorien
Handlungen	arbeiten, aufräumen/waschen/putzen, Beschäftigung mit Nahrungsmitteln (Spiel), Beschäftigung mit Sprache, Beschäftigung mit Zahlen, denken/träumen/wünschen, einkaufen, einkleiden/schminken, fahren, fernsehen, fotografieren/filmen, fragen/informieren/planen, helfen/unterstützen, kulturelle Aktivitäten, Körperpflege, küssen/umarmen/lieblosen, laufen/spazieren/wandern, malen/zeichnen/basteln, Musik (hören, machen), nähen/stricken/häkeln, pflegen/kümmern, reden/sprechen/kommunizieren, reparieren, sich ausruhen, schauen/sehen/besichtigen, schenken (erhalten, geben), sitzen/hocken/knien, spielen (aktiv, ruhig), Sport (treiben, zuschauen), stehen, telefonieren, zuhören, keine Handlung
Kombination mit ...	Ball, Elektronik, Fahrrad, Haus/Wohnung/Räume, Karten-/Brettspiel, Kleidung, Motorfahrzeug, Pflanzen, Spielzeug (Puppen, Fantasiefiguren), Handwerk, Tier (echt, unecht)

Anmerkung: Die Kategorien in Klammern sind Subkategorien der jeweils zuvor genannten Kategorie.

Mit der Kategorie *arbeiten* (siehe Tabelle 2, Handlungen) wurden auch die *Berufe* der Erwachsenen und die geäußerten *Berufswünsche* der Kinder erfasst. Anders als in früheren Studien (z. B. Lindner/Lukesch 1994) wurden keine Kategorien vorgegeben, sondern die Berufe und Berufswünsche so erfasst, wie sie in den Texten vorkamen. Nach erfolgter Kodierung können auch hier die Häufigkeiten verschiedener Berufe und Berufswünsche in Abhängigkeit des Geschlechts der Charaktere verglichen werden. Geschlechtergerechtigkeit bedeutet, dass es keine signifikanten systematischen Unterschiede in diesen Häufigkeiten zwischen den Geschlechtern gibt.

3.6 Skala 5: Zusammen mit .../allein

Die Kategorien der Skala 5 entstanden in Anlehnung an frühere Studien (z. B. Lindner/Lukesch 1994) und wurden anhand des Probesamples induktiv erweitert. Mit den Kategorien wird erfasst, in welchen Konstellationen: *gleich- oder gemischtgeschlechtliche Dyade* (Kind/Erwachsene), *Gruppe*, *allein*, *mit einem Tier*, die einzelnen Charaktere in

den Texten und Bildern dargestellt werden. Damit wird es möglich zu prüfen, ob auch heute noch gilt, dass Frauen und Männer in Schulbüchern vorzugsweise nur in Interaktion mit Kindern und Erwachsenen des eigenen Geschlechts dargestellt werden (Grauel 1973; Ohlms 1984).

3.7 Skala 6: Ort der Handlung

Skala 6 entstand aus der Kritik früherer Studien (z. B. Silbermann/Krüger 1971), in denen gezeigt wurde, dass weibliche Charaktere vorwiegend zu Hause dargestellt werden (während männliche Charaktere öfter draußen in der Natur gezeigt wurden). Die Kategorien wurden aus früheren Studien abgeleitet (Lindner/Lukesch 1994) oder entstanden aus dem Probesample. Im Probesample hatte sich ergeben, dass die Orte der Handlung oftmals in Texten nicht erwähnt oder in den Bildern nicht ersichtlich (z. B. weißer Hintergrund) waren. In beiden Fällen wurde die Kategorie *nicht zuzuordnen* bedient. Weitere Kategorien dieser Skala waren *im Freien, auf Arbeit/Beruf, innerhalb eines Raumes, Haus/Wohnung* und *Schule*. Durch die Auswertung der Orte wird ersichtlich, ob sich die Kritik früherer Studien bestätigt oder ob die Darstellung für weibliche und männliche Charaktere ausgeglichen ist.

4 Skalen zur Erfassung subtiler Merkmale von Geschlechter(un)gerechtigkeit

4.1 Skala 7: Sprache

Den Leitfäden für einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch folgend (Braun 2000; Schweizerische Bundeskanzlei 2009) ist das Ausmaß geschlechter(un)gerechter Sprache insbesondere in Personenbezeichnungen ersichtlich: Wird das generische Maskulinum (z. B. „die Schüler“) oder eine geschlechtergerechte Form (z. B. „Schülerinnen und Schüler“) verwendet? Entsprechend werden mit der Skala 7 sämtliche Personenbezeichnungen nach den in Tabelle 3 dargestellten Kategorien kodiert.⁶

Tabelle 3: Skala 7: Die vollständige Liste der Kategorien zur Sprache

Kategorien
<ul style="list-style-type: none"> • Doppelnennung männlich/weiblich, Doppelnennung weiblich/männlich, weitere Strategien der Doppelnennung (z. B. Kurzform Partner/in) • Generisches Maskulinum • Männliche Personenbezeichnung für männliche Charaktere oder Gruppen • Weibliche Personenbezeichnung für weibliche Charaktere oder Gruppen • Neutrale Sprachform (z. B. Lernende, Person)

⁶ Zusätzlich wird mit dieser Skala erfasst, wie Kinder in Schulbüchern angesprochen werden (*direkte Anrede, imperative Form*).

Darüber hinaus wird bei Nennungen von mehreren Charakteren die Reihenfolge (*Erstnennung/Folgenennung*) von weiblichen und männlichen Charakteren erfasst, um zu prüfen, ob eine Tendenz besteht, männliche Namen vor weiblichen aufzuführen.

4.2 Skala 8: Räumliche Darstellung

In Anlehnung an die oben dargestellten Studien zu bildlichen Veranschaulichungen werden mit Skala 8 sämtliche Darstellungen von gemischtgeschlechtlichen Dyaden und Gruppen in Bildern erfasst. Die Kategorien beziehen sich auf: *Dyade* (links/rechts) und *Gruppe* (links/rechts/Mitte). Die Kodierungen mithilfe dieser Skala zeigen am Ende auf, ob ein Geschlecht häufiger als das andere auf der linken Seite dargestellt wird oder sich keine systematischen Geschlechtseffekte ergeben.

5 Diskussion

Ziel des vorliegenden Beitrags war es, ein Instrument für die Analyse der Geschlechter(un)gerechtigkeit von textlichen und bildlichen Darstellungen zu beschreiben, das Forscherinnen und Forscher für ihre Zwecke einsetzen können. Zusätzlich zu den Analysen der Häufigkeiten der Darstellung weiblicher und männlicher Charaktere sowie der Geschlechtstypizität ihrer Rollen und Aktivitäten können mit diesem Instrument zwei subtile Mechanismen der Herstellung von Geschlechter(un)gerechtigkeit beschrieben werden: geschlechter(un)gerechte Sprache und räumliche Darstellungen. Wie die Beobachterübereinstimmungswerte zeigen, kann das Kategoriensystem sowohl für die Deutsch- als auch die Mathematikbücher als reliabel und objektiv messendes Instrument angesehen werden; die Ergebnisse der Kodierungen sollten also unabhängig davon sein, welche Person sie im Einzelnen durchführt.

Die problemlose Übertragung der für die Deutschbücher entwickelten Kategorien auf die Mathematikbücher spricht dafür, dass das Kategoriensystem auch für andere Schulfächer und für Texte, die außerhalb des schulischen Kontextes verwendet werden, genutzt werden kann. Das vorliegende Kategoriensystem ermöglicht auch das Herauslösen – je nach Fragestellung – von einzelnen Skalen. Zum Beispiel kann nur die geschlechter(un)gerechte Sprache in einem Schulbuch analysiert werden. Durch die Kombinationsmöglichkeiten der Skalen lassen sich grobe (z. B. nur die Häufigkeiten von Charakteren) und feinere Analysen (z. B. die Betrachtung von Charakteren und Handlungen) durchführen. Wie bei jedem Kategoriensystem kann auch das vorliegende um weitere Kategorien ergänzt werden. Bei einer Erweiterung sollte jedoch beachtet werden, dass zu viele Kategorien zu mangelnder Trennschärfe der Kategorien voneinander führen.

Während die Skalen 3 bis 6 in ähnlicher Weise in bereits vorliegenden Schulbuchanalysen spezifiziert wurden, sind insbesondere unsere beiden neu hinzugefügten Skalen hilfreich, um auch subtile Formen der Herstellung von Geschlechter(un)gerechtigkeit in Text und Bild zu untersuchen. Für Schulbücher wurde die sprachliche Geschlechterdiskriminierung bisher kaum untersucht (z. B. Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der

Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern 2000; Lindner/Lukesch 1994; Preinsberger/Weißkircher 1997), obgleich die Verwendung von geschlechtergerechter Sprache im Schulkontext von immanenter Bedeutung ist. Mädchen und Jungen sollen sich gleichermaßen angesprochen fühlen – insbesondere auch dann, wenn es um Schulfächer geht, die nach Meinung von Kindern und Jugendlichen zu einem Geschlecht mehr „passen“ als zum anderen (z. B. Hannover/Kessels 2002; Kessels 2005) –, oder wenn es zum Beispiel um das Lösen einer Aufgabe geht („Löse mit deiner Partnerin oder deinem Partner ...“). Bei der Bezeichnung von Berufen von in Schulbüchern dargestellten Charakteren dürfte die ausschließliche Verwendung der männlichen Form zur Aufrechterhaltung berufsbezogener Geschlechtsstereotype beitragen (Gygax et al. 2009). Dies ist von besonderer Bedeutung, wenn die Rezipierenden Kinder und Jugendliche sind, die bezüglich ihrer Berufswahl noch unentschieden sind: Hier kann die Verwendung geschlechtergerechter Sprachformen die Geschlechtstypisierung in der Wahrnehmung von Berufen abschwächen und damit geschlechtsuntypische Interessen unter Schülerinnen und Schülern bekräftigen, wie Vervecken, Hannover und Wolter (2013) zeigen konnten. Auch systematische Unterschiede in der Reihenfolge, mit der weibliche oder männliche Personen in Aufzählungen in Texten zuerst erwähnt werden, oder systematische Unterschiede in der Art und Weise, wie sie räumlich zueinander in Bildern dargestellt werden, stellen Mechanismen dar, durch die Geschlechter(un)gerechtigkeit als (scheinbar) sozial geteiltes Abbild der Realität oder gar als Norm kommuniziert werden kann. Dass Rezipierende sich des Einflusses dieser subtilen Formen von Geschlechterungerechtigkeit in textlichen und bildlichen Darstellungen typischerweise nicht bewusst sind, kann diese besonders wirkungsvoll machen: Denn sie verunmöglichen eine aktive und intentionale Zurückweisung durch Rezipierende, für die Geschlechtergerechtigkeit eine wichtige positive Norm darstellt.

Erstmalig konnte sich das hier vorgestellte Kategoriensystem in einer Studie von Moser und Hannover (im Druck) bewähren, in der 18 derzeit in deutschen Schulen verwendete Deutsch- und Mathematikbücher auf ihre Geschlechter(un)gerechtigkeit hin geprüft wurden. Die Ergebnisse zeigten, dass in den Büchern für beide Schulfächer weibliche und männliche Charaktere gleich oft verschiedenen Aktivitäten, und nicht nur geschlechtstypischen, nachgingen. Eine bedeutsame Ausnahme stellten jedoch solche Aktivitäten dar, die auf familiäre oder berufliche Rollen bezogen waren: Männer wurden häufiger in beruflichen Tätigkeiten und seltener in ihrer Rolle als Vater/Großvater dargestellt, wohingegen Frauen häufiger als Mutter/Großmutter und seltener in einer beruflichen Tätigkeit agierten.

Geschlechtergerechte Sprache kam zwar in Büchern zu beiden Schulfächern vor, wurde aber nicht konsequent angewendet. So fanden sich häufig Mischungen von geschlechtergerechten Formen und dem generischen Maskulinum – wodurch die Rezipierenden in besonderem Maße veranlasst werden dürften, die generisch maskulinen Formen als ausschließlich auf männliche Charaktere bezogen zu interpretieren (vgl. Gygax et al. 2009). Für die räumliche Darstellung fanden sich keine Hinweise auf eine häufigere Positionierung von männlichen Personen auf der linken Seite eines Bildes.

Ein Vergleich zwischen den Büchern nach Schulfach ergab, dass in den Mathematikbüchern männliche Charaktere häufiger als weibliche vertreten waren. In den Deutschbüchern galt dies nur für die Darstellung erwachsener Personen; das Verhältnis

von Mädchen zu Jungen war ausgeglichen. Weitergehend zeigte sich, dass Deutschbücher im Vergleich zu Mathematikbüchern stärker geschlechtergerecht formuliert waren. Die Unterschiede, die zwischen den Büchern für Deutsch versus Mathematik gefunden wurden, können Anlass dafür sein, dass Schülerinnen und Schüler lernen, die beiden Fächer differentiell mit Weiblichkeit oder Männlichkeit zu assoziieren (vgl. Kessels/Rau/Hannover 2006).

Die Analyse der Sekundärtexte ergab, dass – gleichwohl unter den Autor/inne/n und Herausgeber/inne/n Frauen deutlich in der Mehrzahl waren – überwiegend Sekundärtexte gewählt worden waren, die von Männern stammten oder in denen männliche Protagonisten im Mittelpunkt standen – ein möglicher Hinweis darauf, dass sich die Autor/inn/en und Herausgeber/inn/en über subtile Formen der Herstellung von Geschlechterungerechtigkeit in Schulbüchern selbst keine Rechenschaft ablegen.

Zusammengefasst zeigen die Ergebnisse der ersten Anwendung unseres Kategoriensystems in der Studie von Moser und Hannover (im Druck), dass Schulbücher auf manchen Analysedimensionen geschlechtergerechter geworden sind, sie aber nach wie vor auf subtile Weise zur sozialen Konstruktion der Ungleichheit der Geschlechter beitragen. Umso bedeutsamer ist es, dass mit unserem Kategoriensystem ein Instrument zur Verfügung gestellt wird, mit dessen Hilfe Produzierende und Rezipierende gleichermaßen die Qualität von in pädagogischen Kontexten verwendeten Texten und Bildern hinsichtlich ihres Beitrags zur Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit oder -ungerechtigkeit einschätzen und auf dieser Grundlage zum *undoing* von Gender beitragen können.

Literaturverzeichnis

- Athenstaedt, Ursula; Mikula, Gerold & Bredt, Cornelia. (2009). Gender role self-concept and leisure activities of adolescents. *Sex Roles*, 60, 399–409.
- Berelson, Bernard. (1971). *Content analysis in communication*. New York: Hafner.
- Boroditsky, Lera. (2009). How does language shape the way we think? In Max Brockman (Hrsg.), *What's next? Dispatches on the future of science* (S. 116–129). New York: Vintage Books.
- Braun, Friederike. (2000). *Mehr Frauen in die Sprache. Leitfaden zur geschlechtergerechten Formulierung*. Ministerium für Justiz, Frauen, Jugend und Familie des Landes Schleswig-Holstein. Zugriff am 4. Dezember 2011 unter www.berlin.de/imperia/md/content/sen-frauen/sprache.pdf?start&ts=1188881015&file=sprache.pdf.
- Braun, Friederike; Sczesny, Sabine & Stahlberg, Dagmar. (2002). Das generische Maskulinum und die Alternativen. Empirische Studien zur Wirkung generischer Personenbezeichnungen im Deutschen. *Germanistische Linguistik*, 167/168, 77–87.
- Bundesministerium für Justiz. (2001). Gesetz zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesverwaltung und in den Gerichten des Bundes (Bundesgleichstellungsgesetz – BgleiG). Zugriff am 31. März 2010 unter www.gesetze-im-internet.de/bgleig/index.html.
- Bußmann, Hadumod & Hellinger, Marlies. (2003). Engendering female visibility in German. In Marlies Hellinger & Hadumod Bußmann (Hrsg.), *Gender across languages: The linguistic representation of women and men* (Vol. 3, S. 141–174). Amsterdam: Benjamins.

- Chatterjee, Anjan. (2002). Portrait profiles and the notion of agency. *Empirical Studies of the Arts*, 20, 33–41.
- Diekman, Amanda B. & Eagly, Alice H. (2000). Stereotypes as dynamic constructs: Women and men of the past, present, and future. *Personality and Social Psychological Bulletin*, 26, 1171–1188.
- Diekman, Amanda B. & Murnen, Sarah K. (2004). Learning to be a little women and little men: The inequitable gender equality of nonsexist children's literature. *Sex Roles*, 50, 373–385.
- Elbracht, Marga & Mosler, Inge. (1972). Femina non est homo? Zum Frauenbild in Grund- und Hauptschullesebüchern. In Peter Braun (Hrsg.), *Neue Lesebücher – Analyse und Kritik* (S. 82–96). Düsseldorf: Bertelsmann.
- Europäische Kommission. (2008). *Gender-neutral language in the European Parliament*. Zugriff am 4. Dezember 2011 unter [www.europarl.europa.eu/RegData/publications/2009/0001/P6_PUB\(2009\)0001_EN.pdf](http://www.europarl.europa.eu/RegData/publications/2009/0001/P6_PUB(2009)0001_EN.pdf).
- Fichera, Ulrike. (1996). *Die Schulbuchdiskussion in der BRD – Beiträge zur Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Finsterwald, Monika & Ziegler, Albert. (2007). Geschlechtsrollenerwartungen vermittelt durch Schulbuchabbildungen der Grundschule. In Peter H. Ludwig & Heidrun Ludwig (Hrsg.), *Erwartungen in himmelblau und rosarot. Effekte, Determinanten und Konsequenzen von Geschlechterdifferenzen in der Schule* (S. 117–141). Weinheim, München: Juventa.
- Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte der Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern. (2000). *Mädchen und Jungen – Berücksichtigung und Förderung ihrer besonderen Möglichkeiten in der Schule*. Rostock: Altstadt Druck.
- Gabriel, Ute; Gygax, Pascal; Sarrasin, Oriane; Garnham, Alan & Oakhill, Jane. (2008). Au-pairs are rarely male: Role names' gender stereotype information across three languages. *Behavior Research Methods Instruments and Computers*, 40, 206–212.
- Garnham, Alan; Gabriel, Ute; Sarrasin, Oriane; Gygax, Pascal & Oakhill, Jane. (2012). Gender representation in language and grammatical cues: When beauticians, musicians and mechanics remain men. *Discourse Processes*, 49, 481–500.
- Glötzner, Johannes. (1982). Ist ein mathematisches Weib wider der Natur? Heidi häkelt Quadrate, Thomas erklärt die Multiplikation. Rollenklischees in neuen Mathematikbüchern. In Ilse Brehmer (Hrsg.), *Sexismus in der Schule. Der heimliche Lehrplan der Frauendiskriminierung* (S. 150–158). Weinheim, Basel: Beltz.
- Grael, Gabriele. (1973). Rollenbilder in Fibeln – Barrieren für den politischen Unterricht. In Gertrud Beck & Wolfgang Hilligen (Hrsg.), *Politische Bildung ohne Fundament. Untersuchungen zu Richtlinien, Fibeln, Lehrerhandbüchern für den Unterricht in der Grundschule* (S. 109–147). Neuwied/Rhein, Berlin: Luchterhand.
- Grouven, Ulrich; Bender, Ralf; Ziegler, Andreas & Lange, Stefan. (2007). Der Kappa-Koeffizient. *Deutsche Medizinische Wochenschrift*, 132, e65–e68.
- Gygax, Pascal; Gabriel, Ute; Sarrasin, Oriane; Oakhill, Jane & Garnham, Alan. (2009). Some grammatical rules are more difficult than others: The case of the generic interpretation of the masculine. *European Journal of Psychology of Education*, 24, 235–246.
- Hannover, Bettina & Kessels, Ursula. (2002). Challenge the science-stereotype! Der Einfluss von Freizeit-Technikkursen auf das Naturwissenschaften-Stereotyp von Schülerinnen und Schülern. *Zeitschrift für Pädagogik*, 43, 341–358.
- Hegarty, Peter & Büchel, Carmen. (2006). Androcentric reporting of gender differences in APA journals: 1965–2004. *Review of General Psychology*, 10, 377–389.

- Hegarty, Peter; Watson, Nila; Fletcher, Laura & McQueen, Grant. (2011). When gentlemen are first and ladies are last: Effects of gender stereotypes on the order of romantic partners' names. *British Journal of Social Psychology*, 50, 21–35.
- Hunze, Annette. (2003). Geschlechtertypisierung in Schulbüchern. In Monika Stürzer, Henrike Roisch, Annette Hunze & Waltraud Cornelißen (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse in der Schule* (S. 49–81). Opladen: Leske + Budrich.
- Irmen, Lisa; Holt, Daniel V. & Weissbrod, Matthias. (2010). Effects of role typicality on processing person information in German: Evidence from an ERP study. *Brain research*, 1353, 133–144.
- Jäger, Siegfried. (2004). *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung* (4. unveränderte Aufl.). Münster: Unrast.
- Kessels, Ursula. (2005). Fitting into the stereotype: How gender-stereotyped perceptions of prototypic peers relate to liking for school subjects. *European Journal of Psychology of Education*, 20, 309–323.
- Kessels, Ursula; Rau, Melanie & Hannover, Bettina. (2006). What goes well with physics? Measuring and altering the image of science. *British Journal of Educational Psychology*, 76, 761–780.
- Kühn, Thomas & Witzel, Andreas. (2000). Der Gebrauch einer Textdatenbank im Auswertungsprozess problemzentrierter Interviews. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1, Art. 18. Zugriff am 20. Januar 2013 unter www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1035/2237.
- Lindner, Viktoria & Lukesch, Helmut. (1994). *Geschlechtsrollenstereotype im deutschen Schulbuch*. Regensburg: S. Roderer.
- Maass, Anne; Suitner, Caterina; Favaretto, Xenia & Cignacchi, Marina. (2009). Groups in space: Stereotypes and the spatial agency bias. *Journal of Experimental Social Psychology*, 45, 496–504.
- Marienfeld, Wolfgang. (1979). Schulbuchanalyseverfahren am Beispiel von Schulbuchdarstellungen zum Thema Islam und Kreuzzüge. *Geschichtsdidaktik*, 2, 130–156.
- Markom, Christa & Weinhäupl, Heidi. (2007). *Die Anderen im Schulbuch. Rassismen, Exotismen, Sexismen und Antisemitismus in österreichischen Schulbüchern*. Wien: W. Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung.
- Mayring, Philipp. (1990). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (2. Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz.
- Mayring, Philipp. (2003). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (8. Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz.
- McCabe, Janice; Fairchild, Emily; Grauerholz, Liz; Pescosolido, Bernice A. & Tope, Daniel. (2011). Gender in twentieth-century children's books: Patterns of disparity in titles and central characters. *Gender & Society*, 25, 197–226.
- Moser, Franziska & Hannover, Bettina (im Druck). How gender-fair are German schoolbooks in the 21st century? An analysis of language and illustrations in schoolbooks for mathematics and German. *European Journal of Psychology of Education*. doi: 10.1007/s10212-013-0204-3.
- Ohlms, Ulla. (1984). „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau ...“ Das Mädchen- und Frauenbild in Grundschulbüchern. In Ilse Brehmer & Uta Enders-Drägässer (Hrsg.), *Die Schule lebt – Frauen bewegen die Schule* (S. 131–161). München: DJI Deutsches Jugendinstitut.
- Paseka, Angelika. (1997). „Alle arbeiten“ – oder nicht? Eine Einführung in die Welt der Schulbücher. In Lorenz Lassnigg & Angelika Paseka (Hrsg.), *Schule weiblich – Schule männlich. Zum Geschlechterverhältnis im Bildungswesen* (S. 130–131). Innsbruck: StudienVerlag.

- Preinsberger, Alexandra & Weißkircher, Elisabeth. (1997). Mathematikschulbücher – eine aktuelle Untersuchung. In Lorenz Lassnigg & Angelika Paseka (Hrsg.), *Schule weiblich – Schule männlich. Zum Geschlechterverhältnis im Bildungswesen* (S. 132–143). Innsbruck: StudienVerlag.
- Schau, Candace Garrett & Scott, Kathryn P. (1984). Impact of gender characteristics of instructional materials: An integration of the research literature. *Journal of Educational Psychology*, 76, 183–193.
- Schein, Virginia E. (2001). A global look at psychological barriers to women's progress in management. *Journal of Social Issues*, 57, 675–688.
- Schröter, Heike. (2002). *Geschichte ohne Frauen? Das Frauenbild in den Schulgeschichtsbüchern der BRD und DDR von 1949 bis 1989*. Frankfurt/Main: Dr. Hänsel-Hohenhausen.
- Schweizerische Bundeskanzlei. (2009). *Geschlechtergerechte Sprache. Leitfaden zum geschlechtergerechten Formulieren im Deutschen*. Zugriff am 5. Juni 2010 unter www.bk.admin.ch/dokumentation/sprachen/04915/05313/index.html.
- Silbermann, Alphons & Krüger, Udo M. (1971). *Abseits der Wirklichkeit. Das Frauenbild in deutschen Lesebüchern. Eine soziologische Untersuchung*. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.
- Sollwedel, Inge. (1971). Patriarchat oder kritische Frauenbilder. Zum Leitbild westdeutscher Lesebücher. In Otto F. Gmelin & Helen Saussure (Hrsg.), *Bankrott der Männerherrschaft* (S. 92–111). Frankfurt/Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Stahlberg, Dagmar & Sczesny, Sabine. (2001). Effekte des generischen Maskulinums und alternative Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. *Psychologische Rundschau*, 52, 131–140.
- Stahlberg, Dagmar; Braun, Friederike; Irmen, Lisa & Sczesny, Sabine. (2007). Representation of the sexes in language. In Klaus Fiedler (Hrsg.), *Social Communication. A Volume in the Series Frontiers of Social Psychology* (S. 163–187). New York: Psychology Press.
- Trautner, Hanns M.; Ruble, Diane N.; Cyphers Lisa; Kirsten, Barbara; Behrendt, Regina & Hartmann, Petra. (2005). Rigidity and flexibility of gender stereotypes in childhood: Developmental or differential? *Infant and Child Development*, 14, 365–381.
- UNESCO. (1999). *Guidelines for gender-neutral language*. Zugriff am 4. Dezember 2011 unter http://portal.unesco.org/en/ev.php-URL_ID=5220&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html.
- VERBI GmbH. (2010). *MAXQDA. The Art of Textanalysis*. Version 10. Berlin, www.maxqda.de.
- Vervecken, Dries; Hannover, Bettina & Wolter, Ilka. (2013). Changing (s)expectations: How gender-fair job descriptions impact children's perceptions and interest regarding traditionally male occupations. *Journal of Vocational Behavior*, 82, 208–220.
- Wilde, Annett & Diekman, Amanda B. (2005). Cross-cultural similarities and differences in dynamic stereotypes: A comparison between Germany and the United States. *Psychology of Women Quarterly*, 29, 188–196.
- Williams, John E. & Best, Deborah L. (1982). *Measuring sex stereotypes: A thirty nation study*. Berkeley, CA: Sage.
- Winkelhage, Jeannette; Winkel, Susanne; Schreier, Margrit; Heil, Simone; Lietz, Petra & Diedrich, Adele. (2008). Qualitative Inhaltsanalyse: Entwicklung eines Kategoriensystems zur Analyse von Stakeholderinterviews zu Prioritäten in der medizinischen Versorgung. *Priorisierung in der Medizin FOR 655*, 15, 1–21.

World Economic Forum. (2012). *The global gender gap report*. Zugriff am 6. Januar 2013 unter www.weforum.org/reports/global-gender-gap-report-2012.

Zu den Personen

Franziska Moser, lic. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Language, Cognition, and Gender“. Arbeitsschwerpunkte: Einflüsse und Wahrnehmung von Geschlechterstereotypen und geschlechtergerechter Sprache.

Kontakt: Freie Universität Berlin, Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie, Arbeitsbereich Schul- und Unterrichtsforschung, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

E-Mail: franziska.moser@fu-berlin.de

Bettina Hannover, Professur für Schul- und Unterrichtsforschung, Freie Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Soziale (z. B. Geschlechterrollenstereotype) und kulturelle (z. B. Independenz- versus Interdependenzkulturen) Einflussfaktoren auf das Selbst und Auswirkungen des Selbst auf Lernen und Interessenentwicklung im Kontext Schule.

Kontakt: Freie Universität Berlin, Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie, Arbeitsbereich Schul- und Unterrichtsforschung, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

E-Mail: bettina.hannover@fu-berlin.de

Judith Becker, Diplom-Psychologin, wissenschaftliche Mitarbeiterin in dem vom BMBF geförderten Projekt „Der Einfluss musisch-kreativer Projekte auf die schulische Entwicklung von Jugendlichen“. Arbeitsschwerpunkte: Interview- und Videoforschung im Tanzunterricht.

Kontakt: Freie Universität Berlin, Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie, Arbeitsbereich Schul- und Unterrichtsforschung, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin

E-Mail: judith.becker@fu-berlin.de

Aufsätze: Offener Teil

Mona Motakef, Sabine Wöhlke

Ambivalente Praxen der (Re-)Produktion. Fürsorge, Bioökonomie und Geschlecht in der Lebendorganspende¹

Zusammenfassung

Frauen spenden wesentlich häufiger Organe, während Männer häufiger Organe empfangen. Wie sich dieses Geschlechterverhältnis in der Lebendorganspende begründet, ist bisher wenig erforscht. Ziel des Beitrags bildet die Entwicklung einer Genderperspektive auf die Lebendorganspende. Unsere These lautet, dass Lebendorganspenden eine ambivalente und vergeschlechtlichte Praxis der (Re-)Produktion darstellen. Mit Rückgriff auf Marx und seine geschlechtersoziologischen Kritiken sowie anknüpfend an bioökonomische Arbeiten erarbeiten wir ein doppeltes Verständnis von (Re-)Produktion als Selbst- und Fürsorge und als eine (Wieder-)Herstellung von Lebensprozessen. Auf der Basis von qualitativen Interviews wird rekonstruiert, wie Betroffene einer Lebendorganspende auf (Re-)Produktion Bezug nehmen. Eine Lebendorganspende umfasst nicht nur den singulären Akt der Transplantation, so unser Fazit, sondern bildet eine Herausforderung für das Verhältnis von Körper, Arbeit und Leben aller Beteiligten.

Schlüsselwörter

Lebendorganspende, Geschlecht, Reproduktion, Fürsorge, Bioökonomie

Summary

Ambivalent practices of (re)production. Care, bioeconomy and gender in living organ donation

Women are more likely to donate organs, while men are more likely to receive organs. So far, little research has been done into the reason for this gender disparity in regard to living organ donation. This article aims to develop a gender perspective on living organ donation. We argue that living organ donation should be understood as an ambivalent and gendered practice of (re)production. Based on Marx, feminist criticisms on his work and bioeconomic studies, we develop a dual understanding of (re)production as a form of care and (re)building of life processes. Based on qualitative interviews we reconstruct how the involved living organ donors relate to (re)production. We conclude that living organ donation should not be limited to the individual act of transplantation, but should be understood as a challenge for the relationship between the body, work and life of all those involved.

Keywords

living organ donation, gender, reproduction, care, bioeconomy

Ivan Klasnić wird 2007 von einer Fußballzeitschrift zum ‚Mann des Jahres‘ gekürt. Die Begründung lautet, er habe trotz seiner beiden Nierentransplantationen bereits wenige Monate nach den Eingriffen wieder aktiv in der Bundesliga gespielt. Der Profi-Stürmer erhält kurz nach der Diagnose eines Nierenversagens ein Spenderorgan seiner Mutter, das von seinem Körper allerdings abgestoßen wird. Bereits zwei Monate später spendet sein Vater. Klasnić gilt als wieder gesund, er ignoriert den Rat der ÄrztInnen, die ihm ein Karriereende nahelegen, und feiert sein Comeback auf dem Spielfeld.

¹ Wir bedanken uns bei Solveig Lena Hansen, Julia Teschlade und Silke Schickanz für ihre kritischen Kommentare, die uns halfen, unsere Argumentation zu präzisieren.

Lebendorganspenden sind umstritten, da gesunden Menschen Teile ihres Körpers entnommen werden.² Da also zu therapeutischen Zwecken anderer mit dem medizinischen Gebot des Nicht-Schadens gebrochen wird, sieht die deutsche Gesetzgebung vor, dass diese Spenden nur nachweislich freiwillig³, selbstbestimmt⁴ und unter nahen Angehörigen⁵ erfolgen dürfen. Weil sie umstritten sind, werden sie der postmortalen Spende gegenüber als nachrangig behandelt⁶. Aus medizinischer Sicht ist die Lebendorganspende der postmortalen Spende allerdings überlegen, da sie eine bessere Planbarkeit ermöglicht.

In der Lebendorganspende werden durch die Transplantation eines Organs nicht die Selbstheilungskräfte des Körpers unterstützt. Vielmehr wird ein dysfunktionales Organ ausgetauscht (Rabinow 2004). Durch die Implantation des fremden Organs wird der Körper somit nicht ‚wieder‘, sondern vielmehr ‚neu‘ hergestellt. Es kommt zu einer ‚Produktion eines transplantierten Körpers‘, dessen Überleben fortan von Immunsuppressiva abhängig wird. Diese ‚Neuherstellung‘ wird des Weiteren aus gesundheitsökonomischen Gründen gefördert, da mit der Transplantation die Hoffnung verbunden wird, dass der chronisch kranke Patient oder die Patientin wieder Zugang zur Erwerbssphäre erhält und damit weniger Kosten entstehen.⁷ Aus gesundheitsökonomischer Sicht findet somit nicht nur eine Neu-, sondern auch eine Wiederherstellung statt, da hier die Arbeitskraft zur Wiederaufnahme der Erwerbsarbeit reproduziert werden soll.

In der eingangs geschilderten Episode über eine Lebendorganspende wird zwar ein Profisportler chronisch krank. Dennoch ist nicht eine ‚hegemoniale Fußball-Männlichkeit‘ prekär geworden, sondern wird als solche bestätigt. Zudem werden durch die Lebendorganspenden der Eltern Für- und Selbstsorge-Logiken virulent. Die Eltern spenden aus Fürsorge an ihren Sohn Organe. Da sie mit der Veräußerung eines Organs eine Verletzung ihres Körpers in Kauf nehmen, werden auch Fragen ihrer Selbstsorge berührt. Außerdem geht es hier um eine Herstellung der Arbeitskraft, nämlich der Leistungsfähigkeit des Fußballers. In dieser Episode werden also auf eine spezifische Weise Geschlecht und Reproduktion in Beziehung gesetzt. Reproduktion umschließt hier sowohl Selbst- und Fürsorge als auch eine Neu- und (Wieder-)Herstellung von Arbeitskraft. Dieses doppelte Verständnis von Reproduktion ist bereits bei Marx ent-

2 Die Förderung der Organspende ist in jüngster Zeit zu einem Ziel der Gesundheitspolitik geworden. Vor dem Hintergrund eines Mangels an postmortalen Spenden ist die Lebendorganspende hier immer wichtiger geworden. Von 2003 bis 2012 ist der Anteil an Lebendnierentransplantationen insgesamt von 16 % auf 30 % gestiegen (Deutsche Stiftung Organtransplantation 2013: 32).

3 Wie das Konstrukt ‚Freiwilligkeit‘ in Lebendorganspende-Kommissionen überprüft wird, rekonstruieren Wagner und Fateh-Moghadam (2005).

4 Eine kritische Auseinandersetzung zum Gebot der Selbstbestimmung in der Lebendorganspende bieten Wöhlke und Motakef (2013).

5 Nahe Angehörige umfassen EhepartnerInnen oder LebensgefährtInnen, volljährige Kinder, Eltern, volljährige Geschwister und Großeltern. Bei einem nachweislichen Näheverhältnis können darüber hinaus auch Verwandte dritten Grades wie Onkel, Tanten, Cousins oder Cousinen ebenso wie nicht verwandte FreundInnen spenden (vgl. Transplantationsgesetz 1997 § 8).

6 Da vor dem Hintergrund eines Mangels davon auszugehen ist, dass kein postmortales Transplantat vorliegt, kommt die Nachrangigkeitsregelung allerdings nicht zum Einsatz. Sie kann aber vor allem als Ausdruck für das Unbehagen gelesen werden, das mit der Lebendorganspende verbunden ist.

7 Die wenigen vorliegenden Untersuchungen kommen aber zu keiner Tendenz, wie sich der Zugang zur Erwerbssphäre nach einer Transplantation gestaltet: In den vorliegenden Studien variiert sie zwischen 20 und 80 % (Lukaszczik et al. 2008).

halten. Zwar bezieht sich Reproduktion bei Marx (1962: 597f.) vor allem auf die Wiederherstellung von Kapitalwert innerhalb der Sphäre der Warenproduktion, er überträgt Reproduktion aber auch auf die Wiederherstellung menschlicher Arbeitskraft, die er auf notwendige Tätigkeiten wie etwa Ernährung, Erholung und auch die Zeugung der nächsten Arbeitergeneration gegründet sieht.

Das Verhältnis aus Produktion und Reproduktion war und ist ein Kernthema feministischer und geschlechtersoziologischer Forschung.⁸ In frühen feministischen Ansätzen wurde Marx' Kapitalwerttheorie dafür kritisiert, dass er Arbeit auf männliche Lohnarbeit reduzierte (Bock/Duden 1976; Haug 1996). Marx habe den kapitalistischen Nutzen für die unentlohnten Reproduktionstätigkeiten wie Hausarbeit, das Erziehen von Kindern oder die Pflege von Alten und Kranken nicht erkannt und nicht gesehen, dass sie als weibliche und scheinbar natürliche ‚Liebesdienste‘ erfunden wurden (Bock/Duden 1976). Seit den 1970er Jahren ist die Sichtbarmachung und Wertschätzung weiblicher unbezahlter Reproduktions- bzw. Fürsorgetätigkeiten eines der zentralen Anliegen feministischer Forschung.

Die Lebendorganspende spielte in der Auseinandersetzung der Frauen- und Geschlechterforschung zu Reproduktion keine Rolle. Überhaupt wurde das Phänomen der Lebendorganspende in der Geschlechterforschung bisher kaum beachtet. Mit Blick auf Geschlecht ist an der Lebendorganspende zunächst interessant, dass in Deutschland, wie in nahezu allen anderen Ländern, in denen Transplantationen durchgeführt werden, es überwiegend Frauen sind, die sich als LebendorganspenderInnen zur Verfügung stellen. Zudem sind es überwiegend Männer, die Organe empfangen (Tabelle 1).⁹ Nur im Iran veräußern mehr Männer als Frauen ihre Organe. Iran ist das einzige Land, in dem ein legaler Organhandel besteht.

8 Vgl. die Beiträge der Schwerpunktheftes ‚Care – Black Box der Arbeitspolitik‘ *Berliner Journal für Soziologie* (Müller et al. 2008) sowie ‚Gender und Care‘ in *GENDER* (Riegraf et al. 2011).

9 Die Beantwortung der Frage, warum Männer häufiger Organe empfangen, verlangt eine eigene systematische Betrachtung, die wir in diesem Beitrag nicht leisten können (s. a. Fn 10). Dass Männer aus medizinischen Gründen seltener als Spender in Betracht kommen, konnte aber bisher nicht bestätigt werden (Segev et al. 2009). Es gibt allerdings Hinweise auf eine höhere Prävalenzrate von Männern bei Nierenversagen (Schick Tanz/Rieger/Lüttenberg 2006; Thiel/Nolte/Tsinalis 2005). Ob und, wenn ja, wie sich diese höhere Prävalenzrate mit sozialen und kulturellen Faktoren erklären lässt, ist eine offene Frage.

Tabelle 1: LebendniereuspenderInnen und -empfängerInnenzahlen aufgeteilt nach Geschlecht und Land

Land	SpenderIn				EmpfängerIn				Quelle
	F		M		F		M		
	n	%	n	%	n	%	n	%	
Belgien	36	63.2 %	21	36.8 %	21	36.8 %	36	63.2 %	Eurotransplant
Dänemark	45	58.4 %	32	41.6 %	27	35.1 %	50	64.9 %	Skanditransplant
Deutschland	448	58.5 %	318	41.5 %	273	35.6 %	493	64.4 %	Eurotransplant
Finnland	1	9.1 %	10	90.9 %	7	63.6 %	4	36.4 %	Skanditransplant
Großbritannien	538	50.7 %	524	49.3 %	528	50.5 %	518	49.5 %	NHS. Blood and Transplant
Indien	451	66.1 %	231	33.9 %	76	11.1 %	606	88.9 %	Bal und Saikia (2007)
Iran	330	22.0 %	1170	78.0 %	553	36.9 %	947	63.1 %	Ghods et al. (2003)
Island	5	71.4 %	2	28.6 %	1	14.3 %	6	85.7 %	Skanditransplant
Israel	184	51.8 %	171	48.2 %	117	33.0 %	238	67.0 %	Rabin Medical Center Department of Transplantations
Kroatien	9	100.0 %	0	0.0 %	3	33.3 %	6	66.7 %	Eurotransplant
Niederlande	275	56.7 %	210	43.3 %	189	39.0 %	296	61.0 %	Eurotransplant
Norwegen	47	58.0 %	34	42.0 %	29	35.8 %	52	64.2 %	Skanditransplant
Österreich	39	61.9 %	24	38.1 %	20	31.8 %	43	68.3 %	Eurotransplant
Schweden	104	67.5 %	50	32.5 %	48	31.2 %	106	68.8 %	Skanditransplant
Schweiz	60	62 %	36	38 %	31	31 %	70	69 %	Swisstransplant
USA	3514	62,5 %	2106	37,5 %	2117	37,7 %	3500	62,3 %	Organ Procurement and Transplantation Network

Quelle: Eigene Zusammenstellung (Daten, wenn nicht anders angegeben, beziehen sich auf das Jahr 2012).

Aus einer Geschlechterperspektive ist zudem beachtenswert, in welchen familiären Positionen Frauen und Männer am häufigsten spenden: Im Jahr 2011 bildete in Deutschland die häufigste Gruppe Ehefrauen, die an ihre Partner (28,2 %) spenden, gefolgt von Müttern an ihre Kinder (19 %). An dritter Stelle folgen Väter (12,3 %) und schließlich Ehemänner (11,9 %) (Wöhlke/Motakef 2013).

Ziel des folgenden Beitrags ist es, eine geschlechtersoziologische Perspektive auf die Lebendorganspende zu entfalten. Wie in der Episode über den ‚hergestellten Profifußballer‘ zu Beginn des Beitrags angedeutet, soll die hier zu entwickelnde Perspektive in Auseinandersetzung mit dem Begriff der Reproduktion erfolgen. Da wir in doppelter Weise sowohl auf Selbst- und Fürsorge-Logiken als auch auf den Gedanken einer ‚Herstellung‘ rekurren, arbeiten wir mit der Doppeldeutigkeit des Begriffs der ‚(Re-)Produktion‘. Unsere These lautet, dass die Lebendorganspende eine ambivalente und vergeschlechtlichte Praxis der (Re-)Produktion darstellt.

In einem ersten Schritt betten wir die Lebendorganspende in einen geschlechter- und reproduktionstheoretischen Rahmen ein. Daran anschließend fragen wir zweitens anhand von qualitativen Interviews, wie in den Argumentationsmustern von Beteiligten einer Lebendorganspende auf (Re-)Produktion Bezug genommen und wie hierbei Geschlecht relevant wird¹⁰. Drittens diskutieren wir die Vorzüge und Grenzen der Perspektive und markieren weiteren Forschungsbedarf.

1 Lebendorganspenden im Spannungsfeld von Geschlecht und Reproduktion

1.1 Gründe für die hohe Spendebereitschaft von Frauen

Geschlechtersensible Forschungen in der Lebendorganspende zeigen, dass Frauen weitaus häufiger Organe spenden, während Männer häufiger Organe empfangen (vgl. Tab. 1). Seit Mitte der 1990er Jahre werden vor allem in der Medizin, den Gesundheitswissenschaften, der Bioethik und Psychologie Studien publiziert, in denen diese ‚Gender-disparity-Hypothese‘ empirisch belegt wird. Warum Frauen häufiger spenden, wurde überraschenderweise bislang wenig bearbeitet. Zu dieser Frage liegen bis heute fast nur Vermutungen vor. Eine zentrale Annahme lautet, dass hier traditionelle Rollenverständnisse wirksam sind und Frauen die Lebendorganspende als einen verpflichtenden Dienst an ihrer Familie verstehen (Kayler et al. 2003). Auch Biller-Andorno und Schauenburg gehen davon aus, dass „das Rollenverständnis der fürsorgenden Ehefrau oder Mutter Entscheidungen für eine Spende vorstrukturiert“ (Biller-Andorno/Schauenburg 2003: 32). Ähnlich argumentieren Thiel, Nolte und Tsinalis (2005), die annehmen, dass Frauen sich stärker für die Gesundheit anderer Familienangehöriger verantwortlich zeigen und auch größere Probleme als Männer haben, eine Lebendorganspende zu

10 Wir fragen somit offener nach dem Relevantwerden von Geschlecht und fokussieren nicht auf die Gründe für die hohe Spendebereitschaft von Frauen. Mit dieser offeneren Frage soll eine Reifizierung von Geschlecht vermieden werden.

verweigern. Schick Tanz, Rieger und Lüttenberg (2006) geben zudem zu bedenken, dass sozio-ökonomische Gründe eine Rolle spielen könnten, sodass aus Vorsicht vor Komplikationen in Familien eher die wenig oder zuverdienenden Frauen spenden als die Familienernährer.¹¹ Geschlechtersoziologisch ließe sich zuspitzen, dass die hohe weibliche Spendebereitschaft aus der Trennung in eine Sphäre der männlich dominierten, entlohnten Produktion und der weiblichen, unentlohten Reproduktion herrührt. Frauen sind in dieser Logik stärker als Männer für Fürsorge und die familiäre Gesundheit verantwortlich (Becker-Schmidt/Brandes-Erlhoff/Rumpf 1983).

Eine theoretische und empirische Auseinandersetzung zum Geschlechterverhältnis bieten Schick Tanz, Schweda und Wöhlke (2010). Auf der Basis von Fokusgruppeninterviews rekonstruieren sie, dass traditionelle Rollenerwartungen in moralischen Urteilen wirksam sind: Frauen argumentieren eher fürsorglich und thematisieren konkrete Kontexte ihrer Familien, während Männer eher abstrakte Prinzipien für oder gegen Nierenspenden anführen.

Wie deutlich wird, liegen bisher keine Studien vor, in denen die Lebendorganspende systematisch als reproduktive Praxis eingebettet wird, eine theoretisch-empirische Auseinandersetzung zur Bedeutung von Geschlecht in der Lebendorganspende besteht erst in Ansätzen. Dafür wird in der Literatur auf die Bedeutung von Fürsorge verwiesen und auch Selbstsorge verhandelt, wenn etwa angemerkt wird, dass eine Entscheidung gegen eine Spende für manche Frauen als Unmöglichkeit erscheinen kann.

1.2 Feministische Kritiken: von der ‚Reproduktionsarbeit‘ zum ‚biomedizinischen Modus der Reproduktion‘

In der Geschlechterforschung wird die Trennung in eine weibliche Sphäre der Reproduktion und eine männliche Sphäre der Produktion als Ausgangspunkt für die Analyse von Ungleichheiten gesetzt. Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, so ein weiterer Befund, wurden vielfach naturalisiert: So galten Frauen aufgrund ihrer vermeintlich universalen Gebärfähigkeit als prädestiniert für Reproduktionstätigkeiten (Haraway 1995; Hausen 1976).

Die Neue Frauenbewegung erhob Anfang der 1980er Jahre im Rahmen der Hausarbeitsdebatte die Forderungen, Reproduktionstätigkeiten zwischen den Geschlechtern aufzuteilen oder zu entlohnen. Ob diese tatsächlich entlohnt und somit auch für ökonomische Logiken geöffnet werden sollten, wie es etwa die Kampagne Lohn-für-Hausarbeit forderte (Bock/Glöker 1978) oder ob nicht vielmehr bestimmte Tätigkeiten außerhalb der ökonomischen Sphäre stehen sollten, ist bis heute umstritten (Dölling 2009).

Mit der gestiegenen Frauenerwerbstätigkeit ist das männliche Familienernährermodell in westlichen Industrieländern immer seltener geworden und wurde vielfach vom ‚Zweiverdiener-Modell‘ abgelöst (Lewis 2002). Doch obwohl Frauen der Zugang zur Erwerbssphäre heute offensteht – wenn auch weitgehend in prekären Segmenten des Arbeitsmarktes –, sind sie weiterhin die Hauptverantwortlichen für Fürsorgetätigkeiten. Männer sind allerdings im Vergleich zu den 1980er Jahren in der Reproduktionssphäre

11 Dieser Vermutung widersprechen allerdings Winter und Decker (2006). In ihrer Untersuchung, die in einer ostdeutschen Großstadt durchgeführt wurde, waren alle Spenderinnen auch Familienernährerinnen.

präserter geworden. Von einer egalitären Aufgabenteilung, wie sie die Neue Frauenbewegung gefordert hatte, kann jedoch nicht gesprochen werden (Koppetsch/Burkart 1999; Wimbauer 2012).

Neben diesen sind zudem Untersuchungen von besonderer Relevanz, in denen das Verhältnis von Reproduktion und Geschlecht mit Blick auf die (Wieder-)Herstellung von Arbeits- und Lebensprozessen verhandelt wird. Die nachfolgend referierten Studien werden unter dem Stichwort der Bioökonomie (Lettow 2012; Thompson 2005; Waldby/Mitchell 2006) debattiert. Konkret geht es um die ‚Wiederherstellung von Leben‘ bei Gewebe-, Eizellen- und Spermiaspenden, die Teil einer globalen biologischen Ökonomie geworden sind (Franklin/Lock 2003).

Waldby und Cooper (2010) kritisieren, dass lebenswissenschaftliche Forschungen in umsatzstarken globalen Unternehmen stattfinden, wo lediglich die dort geleistete geistige Tätigkeit als Arbeit betrachtet wird. Die Spende an sich wird dagegen nicht als Arbeit gerahmt. Die Autorinnen führen dies auf die wirkmächtige Dichotomie und Hierarchie aus Körper und Geist zurück und schlagen vor, die Gewebespenden von Frauen als Formen von ‚regenerativer Arbeit‘ anzuerkennen. Die Spende sollte nicht auf einen Vertrag reduziert werden, vielmehr sind hier „generative energies of the donor’s biology“ (Waldby/Cooper 2010: 9) involviert.

Auf vergeschlechtlichte kulturelle Normen bei Sperma- und Eizellspenden in den USA verweist Almeling (2011). Agenturen für Eizellspenden verstehen die Spende vor allem als Gabe und damit als Ausdruck der altruistischen und fürsorglichen Motivation der Spenderinnen. Demgegenüber wird in Samenbanken ein Verständnis von einer Spende als einem Job entworfen, der mit der Erwartung in Verbindung steht, dass Männer Ernährer sein sollen. Ob eine Spende als Gabe oder als Arbeit gesellschaftlich und institutionell vermittelt wird, hat wiederum einen großen Einfluss darauf, wer überhaupt spendet und wie die Spende schließlich erfahren wird.

Vor dem Hintergrund ihrer Untersuchung von US-amerikanischen Fertilitätskliniken spricht Thompson (2005) davon, dass aus dem ‚kapitalistischen Modus der Produktion‘ (Marx) heute ein ‚biomedizinischer Modus der Reproduktion‘ geworden sei. Mit diesem Begriff stellt sie heraus, dass Reproduktion von den Lebenswissenschaften in einem industriellen Sinne produktiv gemacht wird, da standardisierte biologische Entitäten hergestellt werden. Im ‚biomedizinischen Modus der Reproduktion‘ wird aber nicht, wie bei Marx, die Arbeit von der Person entfremdet, sondern vielmehr der Körper von der Person.

Anders als in den eben referierten bioökonomischen Befunden wird eine Lebendorganspende nicht als eine Dienstleistung vermittelt und erfahren. Auch die von Thompson (2005) angesprochene Trennung von Körper und Person trifft auf die Lebendorganspende nicht zu. Da die Spende zumindest in Deutschland in Naheverhältnissen stattfindet, wird das Spendeorgan in der Regel nicht von der Person, die spendet, abstrahiert.¹² Was bedeuten diese Hinweise aber für die Lebendorganspende? Welche Parallelen und Grenzen bestehen zu den eben referierten Befunden? Sollte eine Lebendorganspende ebenfalls als ‚regenerative Arbeit‘ stärker anerkannt werden? Und sind hier Grenzen zu einer Ökonomisierung von Körpern und einem Organhandel zu ziehen und, falls ja, wo sollte diese Grenzziehung verlaufen?

¹² Dies belegt Kalitzkus (2003) auch für die postmortale Spende.

1.3 Parallelen und Grenzen

In der erwähnten feministischen Hausarbeitsdebatte der 1980er Jahre und den Beispielen von Bioökonomien wird die Forderung nach finanzieller Entlohnung in Betracht gezogen oder erhoben (Thompson 2005). Auch in der Lebendorganspende wird eine Debatte darüber geführt, ob ein Organhandel legalisiert werden sollte, aber nicht, um den Akt der Spende stärker anzuerkennen. Es gibt auch keine feministischen Forderungen nach einer Entlohnung. Die BefürworterInnen eines legalen Organhandels versprechen sich davon vielmehr ein höheres Aufkommen von Spendeorganen, da sie davon ausgehen, dass die Nachfrage nach Organen das Angebot bestimmen könnte.¹³ In Deutschland gilt die Entlohnung von Lebendorganspenden als Tabu (Motakef 2011). Ein Handel mit Organen ist gesetzlich verboten. Die Legalisierung eines Organhandels wird aber weltweit diskutiert und ist im Iran bereits umgesetzt. Zudem bestehen jenseits einer Legalisierung illegale Organmärkte. Die wenigen zum Organhandel vorliegenden qualitativen Studien belegen deutlich, dass ausschließlich arme Menschen ihre Organe verkaufen (Tober 2007). Auch wir plädieren nicht für die Legalisierung eines Handels mit Organen, da wir davon ausgehen, dass ein Organhandel bestehende Ausbeutungsstrukturen verschärfen würde. Geschlechtersoziologisch stellt sich allerdings die Frage, was es bedeutet, dass mehr Männer ihre Organe veräußern, wenn, wie im Iran, Marktmechanismen eingeführt werden (vgl. Tab. 1). Würde die Bereitschaft von Männern auch in anderen Ländern steigen, wenn Lebendorganspenden nicht mehr als altruistische Handlungen vermitteln werden (Schick Tanz/Rieger/Lüttenberg 2006: 89)? Und wie wäre dies zu bewerten?

Anstatt also für die Entlohnung von Organspenden zu plädieren, erscheint der referierte reproduktive Rahmen für die Analyse der Lebendorganspende geeignet, um die Ambivalenzen der Selbst- und Fürsorge sowie der (Wieder-)Herstellung von Arbeits- und Lebensprozessen zu rekonstruieren. Diese Ambivalenzen werden in der Regel ummantelt, da der Gewinn für die empfangende Seite im Zentrum steht.

Ohne auf Selbst- und Fürsorge explizit einzugehen, haben Studien zur Lebendorganspende betont, dass normative Vorstellungen über eine gelingende Familienpraxis in der Entscheidungsfindung eine große Rolle spielen können. Die Entscheidung zur Spende kann mit einem Familienideal in Verbindung gebracht werden, das auf der Idee gegenseitiger Hilfe in der Familie beruht (Kaufmann/Russ/Shim 2009; Lock/Crowley-Makota 2008). Hier eröffnet der reproduktionstheoretische Rahmen also nicht nur eine Parallele zu geschlechtersoziologischen Ansätzen zu Fürsorge, sondern auch eine bisher vernachlässigte Perspektive: Wenn Lebendorganspenden als Selbstverständlichkeit ‚guter familiärer Praxis‘ vermittelt werden, wird ummantelt, dass eine Lebendorganspende gerade nicht nur einen Austausch eines Ersatzteiles bildet, sondern immer eine körperliche Verletzung. Lebendorganspenden brechen mit dem Gebot des Nicht-Schadens und instrumentalisieren den Körper des Einen zu therapeutischen Zwecken des Anderen.

Damit verbunden wird auch die Frage nach der Selbstsorge der SpenderInnen virulent: Wie gestaltet sich zum Beispiel die Selbstsorge von Müttern, die an ihre Kinder spenden? Fällt sie in Anbetracht des kranken Kindes in einem zu geringen Maße aus? Oder bildet diese Frage eine normative und paternalistische Setzung?

13 Für einen Organhandel plädieren etwa Paul (2005) sowie Breyer et al. (2006), dagegen Schick Tanz und Hoeyer (2013).

Diese Fragen werden in bioethischen Debatten verhandelt, allerdings nicht unter dem Begriff der Selbstsorge, sondern unter Selbstbestimmung und Autonomie. Hier wird ein Verständnis vorgeschlagen, das soziale Bezüge ins Zentrum stellt und nicht von einem vereinzelt (meist männlich konzipierten) Individuum ausgeht, das ohne Sorgeverpflichtung rational Entscheidungen trifft (Mackenzie/Stoljar 2000). Crouch und Elliott (1999) widersprechen vor diesem Hintergrund der Annahme, dass Entscheidungen umso freier und selbstbestimmter getroffen werden, je weniger emotional die spendende und empfangende Seite aneinander gebunden sind. Wenn etwa eine Mutter ohne längere Überlegungen ihrem Kind ein Organ spenden möchte, so auch Zeiler (2008), könnte dies durchaus als Ausdruck ihrer Selbstbestimmung gelesen werden. Die Autorin schlägt daher vor, bei Analysen von Lebendorganspenden stärker zu berücksichtigen, dass diese häufig in Liebesbeziehungen stattfinden. Die hohe weibliche Spendebereitschaft sollte schließlich nicht als Unfähigkeit von Frauen bewertet werden, selbstbestimmte Entscheidungen zu treffen (Zeiler/Guntram/Lennerling 2010).

Als Zwischenfazit schlagen wir vor, den skizzierten reproduktiven Rahmen zu Selbst- und Fürsorge sowie zur (Neu-) und (Wieder-)Herstellung von Körpern als einen Ausgangspunkt zu setzen, von dem aus die Ambivalenzen einer Lebendorganspende stärker berücksichtigt werden können. Diese Ambivalenzen werden im folgenden empirischen Material sichtbar.

2 Ambivalente Praktiken der (Re-)Produktion: empirische Ergebnisse

Welche Bedeutung hat der eben skizzierte (re)produktive Rahmen für jene Individuen, die in einen Spendeprozess involviert sind? Welche Argumentationsmuster lassen sich finden? Wird überhaupt auf einen (re)produktiven Rahmen zurückgegriffen? Und, wenn ja, wie? Welche Ambivalenzen werden hier deutlich und wie wird Geschlecht relevant?

Um diese Fragen beantworten zu können, ziehen wir Ergebnisse einer laufenden qualitativ-explorativen Studie hinzu.¹⁴ Die Datenerhebung hierfür erfolgte von 2007 bis 2009.¹⁵ Deutschlandweit wurden 31 Leitfadeninterviews (Kelly 2011) mit Lebendnieren-spenderInnen und -empfängerInnen geführt mit jeweils einer Länge von 30 bis 120 Minuten. Für die Untersuchung wurden erwachsene SpenderInnen und EmpfängerInnen einer Lebendnieren-transplantation, zudem volljährige männliche und weibliche An-

14 Sie basiert auf dem laufenden Dissertationsprojekt „Entscheidungsfindungsprozesse im Rahmen der Lebendnieren-spende“ von Sabine Wöhlke, das an der Georg-August-Universität Göttingen von Prof. R. Bendix (Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie) und Prof. S. Schickanz (Medizinethik) betreut wird, vgl. www.egmed.uni-goettingen.de/index.php?id=143. Für diese Studie liegt ein positives Votum der Ethikkommission Göttingen vor, Ak 11/11/07.

15 Befragt wurden EhepartnerInnen, LebenspartnerInnen, Elternteile, Kinder, Geschwister, Cousinen, Cousins, Nichten, FreundInnen und Schwiegereltern. Teilgenommen haben SpenderInnen, EmpfängerInnen und Angehörige, die eine Lebendorgantransplantation abgelehnt haben oder nicht spenden konnten.

gehörige, die eine Lebendorganspende abgelehnt haben, in die Studie eingeschlossen.¹⁶ Die Auswertung des Datenmaterials erfolgte entsprechend den Regeln der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 2007).

2.1 Lebendorganspende als Akt reproduktiv-körperlicher Fürsorge

Mit dem Verweis auf ihren reproduktiven Körper konzipieren einige Frauen ihr Kind bei der Entscheidung für eine Lebendorganspende als Teil der eigenen Leiblichkeit. Frau Thymen stellt zum Beispiel einen direkten Vergleich zwischen der Lebendorganspende, der Geburt und ihrer Beziehung zum Kind her:

Frau Thymen (hat der Tochter eine Niere gespendet): „Bei der Mutter fängt es ja eigentlich schon an mit der Schwangerschaft. Und die Geburt. Das ist ja auch nicht alles so einfach, aber man tut es doch. Und na ja, die Organspende war noch einmal. Der Rest kommt hinterher. So hab ich's (lacht) meiner Tochter damals gesagt, das, was ich dir nicht gut genug mitgegeben habe, das hab ich dir nun nachgeliefert.“

Frau Thymen hat ihr Kind zwar in die Welt gebracht, allerdings nicht ‚vollständig‘. In dieser Lesart liefert sie eine gesunde Niere nach. Die Lebendorganspende wird hier von mehreren Betroffenen als Form einer Wiedergeburt erzählt. In dieser Rahmung erscheint die Zuständigkeit für die Spende als vermeintlich eindeutig. Mehrere Mütter, die an ihre Kinder gespendet haben, argumentieren auf dieser reproduktiv-körperlichen Ebene und schließen damit weitere Familienangehörige aus dem Entscheidungsprozess aus. Die Naturalisierungsprozesse weiblicher Reproduktionstätigkeiten (vgl. Abschnitt 1.2) entfalten hier ihre Wirkmächtigkeit. Die Aussagen der Mütter des Samples belegen deutlich, dass in diesen Familien keine intensive Auseinandersetzung über weitere mögliche Spendeoptionen stattfindet. Die Vermutung (vgl. Abschnitt 1.1), dass sozio-ökonomische Gründe dafür mobilisiert werden, dass die Spende des Hauptnährers zu risikoreich sein könnte, lässt sich hier nicht finden. Manche Frauen zeigen sich also, wie geschlechtersoziologische Forschungen verdeutlichen, nicht nur für die Gesundheit der Familie stärker verantwortlich. Vielmehr erbringen sie eine maximale Fürsorge, in dem sie Schwangerschaft und Geburt mit der Lebendorganspende in Kontinuität setzen. Kritisch betrachtet könnte hier vermutet werden, dass diese Frauen den Naturalisierungsprozessen so unterliegen, dass sie andere Möglichkeiten nicht einfordern.

Bei näherer Betrachtung der Eltern-Kind-Beziehungen werden Unterschiede bei EmpfängerInnen deutlich: Für minderjährige Kinder erscheint es in den überwiegenden Fällen als äußerst unproblematisch, ein Organ von einem Elternteil anzunehmen. Dies ist in erster Linie auf die von Beginn an bestehende Asymmetrie von Hilfeleistungen zwischen Eltern und Kindern zurückzuführen. Es lässt sich aufzeigen, dass die heute erwachsenen Kinder die Spende ihrer Mütter und Väter als notwendige Hilfeleistung rahmen. So wird die Spende allerdings nicht mehr verstanden, wenn Kinder im Erwachsenenalter sind. Hier findet in den meisten Fällen, initiiert von den Kindern selbst, eine intensive Klärung ihrer Beziehung statt:

16 Die Einzelinterviews wurden aufgezeichnet und transkribiert. Alle Namen, Orte und Firmen wurden pseudonymisiert.

Frau Stielike (hat von der Mutter eine Niere bekommen): „Ja, wir haben dann erst mal stillschweigend (lacht) im Auto gegessen und dann nach und nach ich glaube, es ging sogar darum, [...] dass ich mich gefragt habe, dass ich das Gefühl hatte, oder wissen wollte von ihr und mich nicht getraut hatte, ob sie all die Sachen, die sie falsch gemacht hat mit mir oder mit uns, ob sie glaubt, die jetzt mit dem Organ gut machen zu wollen.“

Das erkrankte erwachsene Kind, dem zuvor ein Spendeangebot unterbreitet wurde, setzt die Fürsorge der Mutter nicht als Selbstverständlichkeit voraus, sondern stellt sie infrage, da es mit der Mutter auf eine konfliktreiche Beziehung zurückblickt. Für chronisch kranke Kinder bildet das gesundheitliche Risiko des Elternteils und die eigene gesundheitliche Not keine Priorität. Somit kann die Perspektive der erwachsenen Kinder aufzeigen, dass die maximal mütterliche Fürsorge durchaus limitiert werden kann und nicht um jeden Preis ein Spendeorgan erbeten wird.

Die Vorstellung, Kinder würden an ein Elternteil spenden, wird mit großer Übereinstimmung von der Gruppe der befragten SpenderInnen und EmpfängerInnen abgelehnt. Hier scheint es keinen Unterschied zu geben, ob eine Tochter oder ein Sohn sich zur Spende bereit erklärt. Anders als bei der maximalen mütterlichen Fürsorge werden hier durchaus die Ambivalenzen der Lebendorganspende wahrgenommen. Zudem wird sie auch nicht als familiäre Selbstverständlichkeit vorgestellt. Dieses Spannungsfeld aus maximaler Fürsorge einerseits und dem Tabu einer Spende andererseits zeigt sich so ausgeprägt nur in Eltern-Kind-Beziehungen. Ein Spendeangebot unter FreundInnen wird ebenfalls als sehr außergewöhnlich erlebt. Es stellt aber kein Tabu dar wie eine Spende von Kindern an ihre Eltern. Potenzielle EmpfängerInnen, die ein solches Angebot von einer Freundin oder einem Freund erhalten, sind anfangs von der Spendebereitschaft überwältigt. Wird das Angebot im weiteren Verlauf mehrfach wiederholt, kommt es zu einer ernsthaften Auseinandersetzung. Ein Beispiel bilden Frau Heinze und ihre Freundin Maraike:

Frau Heinze (hat eine Niere von ihrer Freundin erhalten): „... und da die Alternative bestand und Maraike sagte: Ich habe doch Blutgruppe B und ich mache es gerne, ich habe keine Kinder und ich kriege keine Kinder mehr und ich will keine Kinder und ich kann dadurch ‚Leben spenden‘ und das würde sie gern tun.“

Die Freundin Maraike gab also als Grund für die Spende an ihre Freundin an, dass sie keine Kinder habe und somit ihrer Freundin helfen könne. Sie würde, so lässt sich ableiten, vielleicht nicht an ihre Freundin spenden, wenn sie eigene Kinder hätte. Denn im Falle eines Nierenversagens des Kindes könnte sie nicht mehr als Spenderin zur Verfügung stehen. Auch in dieser Narration lässt sich eine maximale mütterliche Fürsorge der Freundin ableiten, ohne dass Elternschaft realisiert wurde. Zudem wird eine Ambivalenz aus Für- und Selbstsorge deutlich: Einerseits steht für sie das altruistische Motiv des Helfens im Vordergrund, aber die Spenderin räumt ein, dass es für sie attraktiv sei, sich auf einer ‚reproduktiven Ebene‘ zu verwirklichen. Hier erscheint die Lebendorganspende also als Möglichkeit, der gesellschaftlichen Erwartung an Frauen in der Reproduktionssphäre zu entsprechen. Aber auch in dieser Narration wird die körperliche Verletzung des Eingriffs nicht verhandelt. Im Vordergrund steht das Lebenspenden. Für die Empfängerin wird die Spende jedoch als herausstehender Freundschaftsdienst erlebt.

Wir fanden hingegen keinerlei Aussagen, in denen Männlichkeiten oder Vaterschaft mit einer körperlich-reproduktiven Ebene verknüpft werden. Wenn Elternschaft und eine maximale Fürsorge in den Argumentationsmustern in Verbindung stehen, dann ausschließlich im gesellschaftlich hoch aufgeladenen Konstrukt der Mutterschaft.

2.2 Lebendorganspenden als Manifestationen von Familienzusammenhalt

Neben dem oben skizzierten Argumentationsmuster einer ‚reproduktiv-körperlichen Fürsorge‘ wird im Material auf ein weiteres Argumentationsmuster verwiesen, in dem Fürsorge im Zusammenhang mit einem hohen Familienideal steht. Auf die Bedeutung eines starken Familienzusammenhalts wurde bereits in der Forschung verwiesen (vgl. Abschnitt 1.2), allerdings ohne reproduktionstheoretischen Bezug. Frau Mahlers Erzählung bildet ein Beispiel für dieses Argumentationsmuster:

Frau Mahler (hat ihrer Tochter eine Niere gespendet): „Aber andererseits wieder war unsere Familie insgesamt so geschlossen, dass man sagt, also jedes Glied in einer Kette ist nur so stark wie ihr schwächstes Glied. Dass sie also irgendwie wusste, innerhalb unser kleinen Gruppe von Familie wird immer jeder für den anderen bereit sein, alles zu tun.“

Für Frau Mahler hängt die ‚Funktionsfähigkeit‘ der ganzen Familie auch von dem Wohlergehen der oder des kranken Angehörigen ab. In dieser Rahmung gerät die Selbstsorge der einzelnen Familienmitglieder in den Hintergrund. Es zeigt sich, dass aus der Vorstellung darüber, was eine intakte Familie ist, Zwänge entstehen können.

Zahlreiche Aussagen aus dem Material verdeutlichen, dass es als ein gemeinsames Ziel angesehen wurde, dem/der chronisch kranken Angehörigen zu helfen. Dies ist nur mit dem gemeinsam geteilten Wert eines hohen Familienideals umsetzbar. In dem nachfolgenden Beispiel von Frau Probst erscheint eine Lebendorganspende nicht als familiäre Selbstverständlichkeit:

Frau Probst (hat eine Nierenspende vom Ehemann erhalten): „Mein Vater wollte nicht ins Krankenhaus [...]. Mein Bruder auch nicht. Und meine Mutter hat sich quasi so rausgeredet oder hat gesagt: Ihre Nieren würden ja wahrscheinlich sowieso nicht gehen, weil sie halt Nierensteine auch ab und an mal hat. [...] Also es war da jetzt nicht diese ... diese ... dieses Bedingungslose. ... Das war da einfach nicht.“

Dieses Zitat verweist zunächst darauf, dass die Angehörigen in ihrer Bereitschaft, Frau Probst zu helfen, Grenzen setzen. Dadurch werden Differenzierungen von Selbstsorge sichtbar. Frau Probst ist durchaus bewusst, dass ihre Angehörigen Angst vor einem medizinischen Eingriff haben. Des Weiteren wird deutlich, dass auch Frau Probst eine erfolgte Lebendorganspende mit einem bedingungslosen Familienzusammenhalt assoziiert. Ein enger Familienzusammenhalt, in dem nicht gespendet wird, erscheint hier als paradox.

Bei Spenden zwischen Geschwistern spielen ebenfalls Vorstellungen über Hilfsbereitschaft in der Familie eine zentrale Rolle. Viele der InterviewpartnerInnen berichten, dass sie ihre Geschwister nie angefragt hätten, aber Angebote von ihnen erhielten. Lebendorganspenden werden hier nicht als Selbstverständlichkeit gerahmt. Die Abgren-

zungen von Brüdern und Schwestern werden häufig so ernst genommen, dass Anfragen ausbleiben. Hiervon können sich die Erwartungen von Eltern unterscheiden, wie etwa Herr Krüger erläutert:

Herr Krüger (hat vom Lebenspartner eine Niere erhalten): „Meine Mutter hat 2004 während der Transplantation emotional den Schnitt vollzogen und hat sich emotional von meinem Bruder getrennt. Sie hat ihm glaube ich nicht verziehen, dass er sich überhaupt nicht darum kümmerte, was mit seinem kleinen Bruder ist.“

Die Eltern von Herrn Krüger erwarten vom Bruder die Spende als ‚Dienst an der Familie‘, da sie selbst aus medizinischen Gründen diese nicht leisten konnten. Die Schilderung von Herrn Krüger verdeutlicht, dass von der Mutter Fürsorge als eine Norm vorausgesetzt wird, die nicht auf Frauen beschränkt ist (vgl. Abschnitt 1.2), sondern auch Männer einschließt. Weil der Bruder nicht spenden will, kommt es zu einem Abbruch der Beziehung. Die Selbstsorge des Bruders wird als Ignoranz und fehlende Empathie gerahmt.

Wenn eine Spende explizit erwartet wird, ist nicht nur der Familienzusammenhalt ein relevantes Konstrukt, sondern kann auch Praxis einer Liebesbeziehung sein. Herr Goldmann erzählt von seinem letzten Urlaub mit seiner Ehefrau, bei der sie noch dialysieren musste:

Herr Goldmann (hat seiner Ehefrau eine Niere gespendet): „Da, es ist aber halt kein Urlaub, da machen wir uns nichts vor. Sowohl für den Spender, als auch für den Empfänger, [...] der halbe Tag ist weg, also der halbe Urlaub ist weg, [...] nach der Dialyse war auch nicht viel, sind wir essen gegangen und denn, auf's Zimmer, ja. Und, und irgendwo wollte man denn ja auch ein bisschen Lebensqualität wiederhaben, ne.“

Unter EhepartnerInnen, wie hier bei Familie Goldmann, lässt sich das Argumentationsmuster finden, dass unter anderem auch aus ‚Selbstsorge‘ gespendet wird, sodass wieder gemeinsame Unternehmungen möglich werden. Die Beziehung kann durch die Krankheit stark beeinträchtigt sein. Mit der Möglichkeit der Lebendorganspende entsteht für sie selbst die Option, den Einschränkungen entgegenzuwirken.

Ein ungewöhnliches Beispiel bildet Familie Rohrbach. Sie haben sich gegen eine Lebendorganspende entschieden. Allerdings nicht, weil sie den Eindruck haben, es fehle an Bedingungslosigkeit und Zusammenhalt:

Herr Rohrbach (das Ehepaar hat sich gemeinsam gegen eine Lebendorganspende entschieden): „Wir haben damals uns allgemein Gedanken gemacht, [...] und irgendwie so im Grundsatz haben wir gesagt, finden wir eigentlich nicht gut, weil die Abhängigkeiten unheimlich groß werden und sie von sich aus sagte, ich möchte diese Abhängigkeit nicht haben.“

Im weiteren Verlauf erläutert der Ehemann die Ambivalenzen der Entscheidung:

Herr Rohrbach: „Also sie ist keine, die jetzt so moralisch sagte, okay, also du kannst mein Leben erleichtern, das müsstest du eigentlich für mich tun, wenn du mich liebst. Das tat sie nicht. Und wenn sie das

nicht tut, ist dann wiederum einerseits Erleichterung, andererseits, oh mein Gott, also so weit her ist das wohl doch nicht, das mit meiner Liebe. [...] Ich habe zwar immer auch mal wieder angefragt, sollen wir nicht doch noch mal überlegen.“

Auch dieses Paar teilt das Argumentationsmuster einer Lebendorganspende als Inbegriff von Zusammenhalt. Allerdings gelingt es dem Paar, vor allem durch die Initiative der Frau, sich von dieser Norm etwas zu distanzieren. Des Weiteren wird hier eine Ambivalenz aus Selbst- und Fürsorge deutlich: Herr Rohrbach ist einerseits erleichtert, nicht zu spenden, auf der anderen Seite resultiert aus seiner Bindung zu seiner Frau eine Verantwortung, der er nicht nachkommt und die die Entscheidung gegen die Spende deswegen auch als Scheitern infrage stellt.

2.3 Lebendorganspenden als ‚Wiederherstellung von Arbeitsfähigkeit‘

Wie oben erwähnt, gilt die schnelle Wieder- bzw. Neuherstellung von Arbeitsfähigkeit als ein zentraler Grund für Lebendorganspenden. Auch in unserer Untersuchung findet sich häufig der Wunsch, dass die Angehörigen wieder erwerbsfähig werden können. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlich zentralen Bedeutung von Erwerbsarbeit lassen sich hier Zwänge aufzeigen, wie in Herrn Nesemanns Erzählung deutlich wird:

Herr Nesemann: „Ich bin [heute] in leitender Funktion [...]. Ich wollte eigentlich mal bei Firma Caanvos anfangen und da habe ich genau das mal gesagt [dass ich nierenkrank bin] und das Gespräch war an dem Punkt beendet. [...] Deswegen habe ich so meinen Lebenslauf sauber gehalten [...]. Und das hat ganz gut geklappt. Ich wollte eigentlich, wenn ich transplantiert werde, wollte ich eine gewisse Periode haben, wo ich genau meinen Beruf ausüben kann, den ich mir gewünscht habe, wofür ich lange gearbeitet habe, und ich wollte das einfach, ohne dass jemand mich in einer Form zurücksetzt. Und beim jetzigen Arbeitgeber habe ich das auch wirklich verschwiegen.“

Herr Nesemann erzählt, dass er bereits während seiner Ausbildung lernte, dass seine Niereninsuffizienz ein Stigma bedeutet und eine berufliche Karriere verhindert. Für ihn scheint es neben einer rasch zu erfolgenden Lebendorganspende keine Alternativen zu geben: Entweder eine Spende oder seine Berufskarriere scheitert. Anders als andere EmpfängerInnen des Samples, die lange abgewogen haben, ob sie eine Lebendorganspende annehmen wollen bzw. können, assoziiert Herr Nesemann mit der Spende seiner Mutter die einzige Möglichkeit einer beruflichen Karriere. Die Spende der Mutter wird hier als Notwendigkeit einer Arbeitswelt erfahren, in der Krankheit und Karriere sich ausschließen. Herr Nesemann möchte unbedingt seinen Wunsch realisieren, in einem Beruf zu arbeiten, den er sich ausgesucht hat. Er nimmt in Kauf, dass seine Karriere auf der Lüge aufbaut, er sei gesund und belastbar. Für Herrn Nesemann gibt es keine alternativen Entwürfe zu einer beruflichen Karriere. Hier könnte die enge Kopplung von Männlichkeitskonstruktionen und Erwerbsarbeit ausschlaggebend sein.

Das Argumentationsmuster ‚Wieder- bzw. Neuherstellung von Arbeitsfähigkeit‘ ist nicht auf die Erwerbssphäre begrenzt, sondern kann auch in der Reproduktionssphäre deutlich werden. Dies zeigt das Beispiel von Frau Gröbe. Frau Gröbes Mutter, ebenfalls schwer erkrankt, äußert ihrem Mann gegenüber den Wunsch, er möge der gemeinsamen

Tochter eine Niere spenden. Die Tochter würde wieder in der Lage sein, die Pflege der Großmutter zu übernehmen. Frau Gröbe selbst wurde erst nach dem Tod der Mutter mit dem Spendewunsch konfrontiert, sodass es ihr große Probleme bereitete, den Spendewunsch abzulehnen:

Frau Gröbe (hat vom Vater eine Niere bekommen): „Und ich wollte eigentlich nicht wieder transplantiert werden. Ja, das sagt man dann so. Nicht, ich habe gedacht, ja du musst jetzt so lange noch wenigstens bis deine Oma nicht mehr da ist. Und ins Heim sollte sie auf keinen Fall. [...] Mein Bruder hat mir zwar geholfen und die ambulante Pflege, aber das wollte ich meiner Oma denn auch nicht antun und dann hat mein Vater mich sage ich mal überredet. Ja und mein Vater hat denn immer wieder gesagt, ich habe das deiner Mutter versprochen. Also seitdem ich transplantiert bin, kann ich ja alles wieder machen.“

Auch in diesem Beispiel wird deutlich, dass mit der Spende die Erwartungshaltung in Verbindung steht, dass Frau Gröbe weiter ihre Reproduktionstätigkeit, die Pflege der Großmutter, übernimmt. Hier sind nicht vordergründig Zwänge des Erwerbslebens von Bedeutung, vielmehr scheint ein Fürsorge-Arrangement in der Familie in Gefahr. Auch hier tritt die Selbstsorge von Frau Gröbe in den Hintergrund, schließlich erklärt sie, dass sie eigentlich keine weitere Transplantation wünscht.

Angesichts der Zunahme weiblicher Erwerbstätigkeit und damit an Zwei-VerdienerInnen-Haushalten sind auch weibliche Biografien von der Zentralität von Erwerbsarbeit geprägt. Und Männer sind, wie erwähnt, in der Reproduktionssphäre aktiver (vgl. Abschnitt 1.2), sodass hier vertiefender Forschungsbedarf deutlich wird.

3 Lebendorganspenden als (Re-)Produktionen: Zusammenfassung und Ausblick

Eine Lebendorganspende wird häufig auf einen medizinischen Eingriff reduziert, bei dem rechtliche Fragen der Selbstbestimmung, Freiwilligkeit und Autonomie von Einzelnen im Zentrum stehen. Vernachlässigt wird hierbei, dass dem Eingriff eine Phase einer chronischen Krankheit vorausgeht, die nicht nur das Leben der oder des Kranken prägt, sondern ihr oder sein gesamtes soziales Gefüge. Mit der (re)produktionstheoretischen Perspektive lässt sich aufzeigen, dass eine Lebendorganspende nicht nur den singulären Akt der Explantation und der Transplantation für die SpenderIn-EmpfängerIn-Dyade umfasst, sondern eine Herausforderung für das Verhältnis von Körper, Arbeit und Leben aller Beteiligten bedeutet.

Unser Beitrag bietet erste Überlegungen zu einer solchen (re)produktionstheoretischen und geschlechtersoziologischen Perspektive auf die Lebendorganspende. Wir haben zur Entfaltung dieser Perspektive verschiedene Fäden aufgenommen: Mit Marx stellen wir ein doppeltes Verständnis von Reproduktion aus Selbst- und Fürsorge einerseits und einer (Wieder- bzw. Neu-)Herstellung von Arbeits- und Lebensprozessen heraus. Marx, dies haben frühe feministische und geschlechtersoziologische Ansätze aufgezeigt, vernachlässigte in seinen reproduktionstheoretischen Arbeiten die Einbeziehung von

Geschlecht. Mit Rückgriff auf Marx' Reproduktionsbegriff einerseits und geschlechtersoziologischen Überlegungen zu Fürsorge andererseits schlagen wir einen Begriff von Reproduktion vor, mit dem die vergeschlechtlichen Ambivalenzen ins Zentrum rücken.

Durch diese neue Perspektive werden vor allem Forschungslücken sichtbar. Notwendig erscheinen zunächst Studien, die auf der Basis einer ‚theoretischen Empirie‘ (Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008) vertiefende Untersuchungen vorlegen: Aufschlussreich wären weitere mikrosoziologische Untersuchungen, in denen mit Paarinterviews oder mit Verfahren der qualitativen Netzwerkanalyse die sozialen Gefüge einer Lebendorganspende rekonstruiert werden. Wie etwa wird bei Paaren die Spende in den Kontext von Beziehungsleitbildern eingebettet? Wie wird in Familien die (Neu-)Verteilung der Erwerbs- und Reproduktionsarbeit verhandelt und wie wird hierbei die Lebendorganspende gerahmt? Warum entscheiden sich Paare und Familien gegen eine Spende? Wie deuten zum Beispiel Mütter ihre Entscheidung, wenn sie sich gegen eine Spende entschieden haben, und wie wird dies auf Paar- und Familienebene verhandelt?

Weitgehend offen ist zudem die Frage, warum Männer seltener spenden (vgl. Tabelle 1). Lorber und Moore (2002) leiten die geringe Spendebereitschaft von Männern aus einem Konzept von Männlichkeit ab, zu dem körperliche Unversehrtheit gehört. Sie ziehen Parallelen zu dem Bild eines verletzten Soldaten, das als gescheiterte Männlichkeit gelesen werden kann. Unsere Daten deuten darauf hin, dass es Männern weniger gelingen könnte, alternative Lebensentwürfe zur Zentralität von Erwerbsarbeit zu entwerfen. Hier sollten vertiefende Forschungen ansetzen und die Verhältnisse von (neuen) Männlichkeiten mit Fürsorge und der ‚Wieder- bzw. Neuherstellung von Arbeitskraft‘ ausloten.

Aus der englischsprachigen Forschung ist bekannt, dass schwarze PatientInnen in den USA und Großbritannien Diskriminierungen im Transplantationssystem erfahren. Vermutlich damit in Verbindung stehend gilt auch ihre Bereitschaft für Organspenden als geringer (Motakef 2011). In Deutschland werden in der Transplantationsmedizin keine Daten mit Blick auf Ethnizität, Staatsbürgerschaft oder Migrationshintergrund geführt. Ob Diskriminierungen bestehen oder nicht und, falls ja, welche Konsequenzen sie haben, ist unklar.

Offen ist des Weiteren die Frage nach der Bedeutung der sozialen Herkunft. Da in Deutschland für die Lebendorganspende nicht geworben werden darf, ist anzunehmen, dass es eines größeren sozialen Kapitals bedarf, um überhaupt von der Möglichkeit einer Lebendorganspende zu erfahren, diese für sich in Betracht zu ziehen, sich zusammen mit der potenziellen Spenderin oder dem Spender vor einer Kommission zu erklären und ein langes und intensives Prozedere aus Voruntersuchungen zu überstehen. Wie gelingt es Familien mit wenig sozialem Kapital, eine Lebendorganspende zu realisieren?

Von großer Bedeutung wären zudem Studien, in denen die Rückkehr in das Erwerbsleben untersucht wird. Welche Unterschiede gibt es zwischen den Geschlechtern, mit Blick auf die soziale Herkunft und die Ethnizität, die Staatsbürgerschaft oder den Migrationshintergrund?

Aufschlussreich wäre es ebenfalls, das Geschlechterverhältnis in der Lebendorganspende ländervergleichend zu untersuchen. Wie in Tabelle 1 deutlich wurde, spenden mit Ausnahme von Iran in allen aufgeführten Ländern mehr Frauen Organe als Männer, allerdings variiert das Verhältnis. Hier wäre es gewinnbringend zu erfahren, ob und, wenn ja, wie das Geschlechterverhältnis in der Lebendorganspende mit dem Gender-

regime korreliert: Gibt es also zum Beispiel mehr männliche Empfänger in Ländern, in denen das Modell des männlichen Familienernährers noch verbreiteter ist (vgl. Abschnitt 1.2)? Und gilt dies auch für eine geringere Rate von SpenderInnen, in denen das ZweiverdienerInnen-Modell überwiegt? Oder ist das Genderregime für die Lebendorganspende nicht bedeutsam und die Vermutung, dass in Familien davon abgesehen wird, dass der männliche Hauptverdiener spendet, lässt sich nicht bestätigen?

Für vertiefende Forschungsarbeiten zu Lebendorganspenden im Besonderen und Bioökonomien im Allgemeinen erscheint uns das Verhältnis aus Geschlecht und (Re-)Produktion als Ausgangspunkt als besonders aufschlussreich, da die großen Ambivalenzen erfahrbar werden. In der gesellschaftlichen Vermittlung von Körperspenden wird aber in der Regel der Fokus nur auf den vermeintlichen Gewinn für die empfangende Seite gerichtet, ähnlich wie in dem eingangs erwähnten Beispiel: Dort überdeckt die Faszination über die ‚Wieder- bzw. Neuherstellung‘ einer hegemonialen Fußballmännlichkeit die ambivalente Selbst- und Fürsorge der Eltern.

Literaturverzeichnis

- Almeling, Rene. (2011). *Sex Cells. The medical market for eggs and sperms*. Berkeley: University of California Press.
- Bal, Munita Meenu & Saikia, Biman. (2007). Gender bias in renal transplantation: are women alone donating kidneys in India? *Transplantation Proceedings*, 39(10), 2961–2963.
- Becker-Schmidt, Regina; Brandes-Erlhoff, Uta & Rumpf, Mechthild. (1983). *Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- Biller-Andorno, Nikola & Schauenburg, Henning. (2003). Vulnerable Spender. Eine medizinethische Studie zur Praxis der Lebendorganspende. *Ethik in der Medizin*, 15(1), 25–35.
- Bock, Gisela & Duden, Barbara. (1976). Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.), *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Juli 1976 (S. 118–199). Berlin: Courage Verlag.
- Bock, Gisela & Glöker, Mona. (1978). Lohn für Hausarbeit – Frauenkämpfe und feministische Strategie. In Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität e. V. (Hrsg.), *Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte. Beiträge zur 2. Sommeruniversität für Frauen*, Oktober 1977 (S. 206–218). Berlin: Courage Verlag.
- Breyer, Friedrich; van den Daele, Wolfgang; Engelhard, Margret; Gubernatis, Gundolf; Kliemt, Hartmut; Kopetzki, Christian; Schlitt, Hans Jürgen & Taupitz, Jochen. (2006). *Organmangel: Ist der Tod auf der Warteliste unvermeidbar?* Berlin: Springer.
- Crouch, Robert A. & Elliott, Carl. (1999). Moral agency and the family. The case of living related organ transplantation. *Cambridge Quarterly of Healthcare Ethics*, 8(3), 275–287.
- Deutsche Stiftung Organtransplantation. (2013). *Organspende und Transplantation in Deutschland*. Frankfurt/M.: Deutsche Stiftung Organtransplantation.
- Dölling, Irene. (2009). Transformation. Nach dem Ende der ‚arbeitenden Gesellschaft‘ das Ende der Arbeitsgesellschaft? *Kulturation. Online Journal für Kultur, Wissenschaft und Politik*, 32, 1–6.

- Franklin, Sarah & Lock, Margaret. (2003). Animation and Cessation. The Remaking of Life and Death. In Sarah Franklin & Margaret Lock (Hrsg.), *Remaking Life and Death: Toward an Anthropology of the Biosciences*. (S. 3–22). Santa Fe: School of American Research Press.
- Ghods, Ahad J. (2003). Gender Disparity in a Live Donor Renal Transplantation Program: Assessing From Cultural Perspectives. *Transplantation Proceedings*, 35(7), 2559–2560.
- Haraway, Donna. (1995). *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Haug, Frigga. (1996). *Frauen-Politiken*. Hamburg: Argument.
- Hausen, Karin. (1976). Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In Werner Conze (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen* (S. 363–393). Stuttgart: Klett.
- Hoeyer, Klaus & Schickanz, Silke. (2013). Public attitudes to financial incentive models for organs: a literature review suggests that it is time to shift the focus from ‚financial incentives‘ to ‚reciprocity‘. *Transplant International*, 26(4), 350–357.
- Jürgens, Kerstin. (2006). *Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kalitzkus, Vera. (2003). *Leben durch den Tod. Die zwei Seiten der Organtransplantation*. Frankfurt/M.: Campus.
- Kalthoff, Herbert; Hirschauer, Stefan & Lindemann, Gesa. (2008). *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kaufmann, Sharon; Russ, Ann & Shim, Janet. (2009). Aged bodies and kinship matters: the ethical field of kidney transplant. In Helen Lambert & Maryon McDonald (Hrsg.), *Social bodies* (S. 17–46). New York: Berghahn Books.
- Kayler, Liise K.; Rasmussen, Cynthia S.; Dykstra, Dawn M.; Ojo, Akinlolu O.; Port, Friedrich K.; Wolfe, Robert A. & Merion, Robert M. (2003). Gender Imbalance and Outcomes in Living Donor Renal Transplantation in the United States. *American Journal of Transplantation*, 3, 452–458.
- Kelly, Susan E. (2011). Qualitative Interviewing Techniques and Styles. In Ivy Bourgeault, Robert Dingwall & Raymond De Vries (Hrsg.), *Qualitative Methods in Health Research* (S. 307–327). Thousand Oaks, New Dehli: Sage.
- Koppetsch, Cornelia & Burkart, Günter. (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Lettow, Susanne. (2012). *Bioökonomie. Die Lebenswissenschaften und die Bewirtschaftung der Körper*. Bielefeld: transcript.
- Lewis, Jane. (2002). Gender and Welfare State Change. *European Societies*, 4(4), 331–357.
- Lock, Margaret & Crowley-Makota, Megan. (2008). Situating the practice of organ donation in familial, cultural, and political context. *Transplantation Reviews*, 22(3), 154–157.
- Lorber, Judith & Moore, Lisa Jean. (2002). *Gender and the social construction of Illness*. Walnut Creek: Alta Mira.
- Lukaszczik, Matthias; Neudert, Silke; Köhn, Daniel & Faller, Hermann. (2008). Psychologische Aspekte der Lebendniere spende und -transplantation: Ein Überblick zum aktuellen Forschungsstand. *Zeitschrift für Medizinische Psychologie*, 17(2–3), 107–123.
- Mackenzie, Catriona & Stoljar, Natalie. (2000). *Relational Autonomy. Feminist Perspectives on Autonomy, Agency and the Social Self*. Oxford: Oxford University Press.
- Marx, Karl. (1962). *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Berlin: Dietz.

- Mayring, Philipp. (2007). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (9. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Motakef, Mona. (2011). *Körper Gabe. Ambivalente Ökonomien der Organspende*. Bielefeld: transcript.
- Müller, Hans-Peter; Eder, Klaus; Ettrich, Frank & Lohr, Karin. (2008). [Care – Black Box der Arbeitspolitik]. *Berliner Journal für Soziologie*, 18(2).
- Paul, Norbert W. (2005). Zu den Grenzen des Altruismus in der Lebendorganspende. In Christian Rittner & Norbert W. Paul (Hrsg.), *Ethik der Lebendorganspende. Beiträge des Symposiums in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, vom 11. September 2004* (S. 205–215). Basel: Schwabe.
- Rabinow, Paul. (2004). *Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Riegraf, Birgit; Metz-Göckel, Sigrid & Theobald, Hildegard. (2011). Gender und Care [Schwerpunktthema]. *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 3(3).
- Schick Tanz, Silke & Hoyer, Klaus. (2013). Constructing „the public“ attitudes toward financial incentives for organ donation: methodological and ethical implications. In Gurch Randhawa & Silke Schick Tanz (Hrsg.), *Public Engagement in Organ Donation and Transplantation* (S. 10–17). Lengerich: Pabst Publishers.
- Schick Tanz, Silke; Rieger, Jochen W. & Lüttenberg, Beate. (2006). Geschlechterunterschiede bei der Lebendnierentransplantation: Ein Vergleich bei globalen, mitteleuropäischen und deutschen Daten und deren ethische Relevanz. *Transplantationsmedizin*, 18, 83–90.
- Schick Tanz, Silke; Schweda, Mark & Wöhlke, Sabine. (2010). Gender issues in living organ donation: medical, social, and ethical aspects. In Ineke Klinge & Claudia Wiesemann (Hrsg.), *Sex and Gender in Biomedicine* (S. 33–57). Göttingen: Universitätsverlag.
- Segev, Dorry L.; Kucirka, Lauren M.; Oberai, Pooja C.; Parekh, Rulan S.; Boulware, L. Ebony; Powe, Neil R. & Montgomery, Robert A. (2009). Age and Comorbidities Are Effect Modifiers of Gender Disparities in Renal Transplantation. *Journal American Society of Nephrology*, 20(3), 621–628.
- Thiel, Gilbert T.; Nolte, Christa & Tsinalis, Dimitrios. (2005). Gender Imbalance in Living Kidney Donation in Switzerland. *Transplantation Proceedings*, 37(2), 592–594.
- Thompson, Charis. (2005). *Making Parents: The Ontological Choreography of Reproductive Technologies*. Cambridge: The MIT Press.
- Tober, Diane M. (2007). Kidneys and Controversies in the Islamic Republic of Iran: The Case of Organ Sale. *Body & Society*, 13(3), 151–170.
- Wagner, Elke & Fateh-Moghadam, Bijan. (2005). Freiwilligkeit als Verfahren. Zum Verhältnis von Lebendorganspende, medizinischer Praxis und Recht. *Soziale Welt*, 56(1), 73–99.
- Waldby, Catherine & Cooper, Melinda. (2010). From reproductive work to regenerative labour. The female body and the stem cell industries. *Feminist Theories*, 11(1), 3–21.
- Waldby, Catherine & Mitchell, Robert. (2006). *Tissue Economies. Blood, Organs, and Cell Lines in Late Capitalism*. Durham: Duke University Press.
- Wimbauer, Christine. (2012). *Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit*. Frankfurt/M.: Campus.
- Winter, Merve & Decker, Oliver. (2006). Gender-Aspekte in der SpenderIn- EmpfängerInbeziehung bei Lebendorganspende. In Alexandra Manzei & Werner Schneider (Hrsg.), *Transplantationsmedizin* (S. 225–249). München: Agenda.

- Wöhlke, Sabine & Motakef, Mona. (2013). Selbstbestimmung und die Rolle der Familie in der Lebendorganspende. In Claudia Wiesemann & Alfred Simon (Hrsg.), *Patientenautonomie* (S. 390–405). Münster: Mentis.
- Zeiler, Kristin. (2008). Just love in live organ donation. *Medicine Health Care and Philosophy*, 12(3), 323–331.
- Zeiler, Kristin; Guntram, Lisa & Lennerling, Anette. (2010). Moral tales of parental living kidney donation: a parenthood moral imperative and its relevance for decision making. *Medicine, Health Care and Philosophy*, 13, 225–236.

Zu den Personen

Mona Motakef, Dr. phil., 1977, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, soziale Ungleichheit, qualitative Methoden, Subjekttheorie, Soziologie der Körper und der Biopolitik.

Kontakt: Universität Duisburg-Essen, Lotharstraße 65, 47057 Duisburg

E-Mail: mona.motakef@uni-due.de

Sabine Wöhlke, M. A., ist seit 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung Ethik und Geschichte der Medizin der Universitätsmedizin Göttingen. Arbeitsschwerpunkte: medizinethische, medizinanthropologische sowie Genderaspekte der Lebendorganspende, ethische und kulturelle Aspekte der Darstellung des Themas Organtransplantation im Film und in den Massenmedien, medizinethische Fragen der personalisierten Medizin.

Kontakt: Abteilung Ethik und Geschichte der Medizin, UMG, Humboldtallee 36, 37073 Göttingen

E-Mail: sabine.woehlke@medizin.uni-goettingen.de

Auf dem Weg zu einer hegemonialen Weiblichkeit? Geschlecht, Wettbewerb und die Dialektik der Gleichstellung

Zusammenfassung

Statthabende Veränderungen im Geschlechterverhältnis gehen mit Diskussionen über die Tauglichkeit theoretischer Instrumentarien für deren wissenschaftliche Untersuchung einher. Ein besonders interessanter Beitrag aus der jüngeren Zeit stammt von Sylka Scholz, die angesichts einer zunehmenden Zahl von Frauen in gesellschaftlichen Spitzen- und Machtpositionen den Vorschlag gemacht hat, anknüpfend an das geschlechtertheoretische Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ (Connell) auch über die Möglichkeit einer hegemonialen Weiblichkeit nachzudenken. Dieser Begriff einer hegemonialen Weiblichkeit, wie er von Sylka Scholz ausformuliert wurde, soll im vorliegenden Beitrag näher beleuchtet und kritisch analysiert werden. Dabei kann gezeigt werden, dass dieses Konzept wie auch seine Herleitung mit einer Reihe von theoretischen Verkürzungen und blinden Flecken belastet sind, die wiederum – wie im Weiteren argumentiert wird – auf einige problematische ideologische Momente des zeitgenössischen Gleichstellungsparadigmas verweisen.

Schlüsselwörter

Hegemoniale Weiblichkeit, hegemoniale Männlichkeit, Gleichstellung, Wettbewerb, Feministische Theorie

Summary

Towards a hegemonic femininity? Gender, competition and the dialectic of gender equality

Changes in gender relations are accompanied by discussions about the adequacy of available theoretical instruments. A particularly interesting contribution from the recent past, published by Sylka Scholz, suggests that in the face of an increasing number of women taking positions of leadership and power in society, the gender theoretic concept of “hegemonic masculinity” (Connell) should be supplemented by a concept of “hegemonic femininity”. This article discusses and critically analyses the concept as elaborated by Scholz. It can be shown that both concept and theoretical justification suffer on account of several blind spots as well as ideological biases associated with contemporary gender equality.

Keywords

hegemonic femininity, hegemonic masculinity, gender equality, competition, feminist theory

1 Einleitung

Die Geschlechterverhältnisse sind zunehmend im Wandel begriffen. Ein Bereich, an dem sich dieser Wandel festmachen lässt (und dies bevorzugt auch wird), ist jener der Erwerbsarbeit. Zum einen gibt es, nicht zuletzt als Folge von Gleichstellungsbemühungen, immer mehr hochqualifizierte und karriereorientierte Frauen – auch wenn diese derzeit noch eine Minderheit repräsentieren –, die sich „in Abgrenzung zu traditionel-

len Zuschreibungen zunehmend über das Muster der zunächst Männern vorbehaltenen ‚Arbeitsmarktindividualisierung‘, das heißt primär über Erwerbsarbeit“ (Nickel 2009: 217) definieren und sogar in Führungs- und Machtpositionen aufzusteigen vermögen. Zum anderen sind durch Transformationsprozesse infolge von Globalisierung und neoliberaler Marktradikalisierung (fortschreitende Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses, wachsende Flexibilisierungs- und Subjektivierungstendenzen, steigender Verdrängungswettbewerb am Arbeitsmarkt) verstärkt auch Männer von prekären Arbeitsverhältnissen betroffen. Dies hat eine zusätzliche Erosion ihrer tradierten gesellschaftlichen Position und aufgrund der engen Bindung von Beruf und Männlichkeit entsprechend einschneidende Krisenerfahrungen und Erschütterungen männlicher Identitätswürfe zur Folge (Meuser 2010; Scholz 2007).

Solche gesellschaftlichen Entwicklungen und Tendenzen bedeuten freilich auch Herausforderungen für die Geschlechterforschung und deren theoretische Instrumentarien. So wird etwa das in der Geschlechterforschung zu einem der obersten Bezugspunkte in der Untersuchung von Geschlechterverhältnissen avancierte Konzept der hegemonialen Männlichkeit (Connell 1999) in jüngster Zeit einer verstärkten Revision unterzogen bzw. seine theoretische Tragfähigkeit in den sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnissen diskutiert. Bekanntlich bezeichnet Raewyn Connell mit hegemonialer Männlichkeit „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell 1999: 98). Das Geschlechterverhältnis wird in diesem Konzept also als ein von vornherein asymmetrisches aufgefasst, als ein Herrschaftsverhältnis, in dem Männer strukturell über Frauen dominieren.

Nicht zuletzt diese Annahme steht durch die erwähnten Phänomene, zumindest in manchen geschlechtertheoretischen Kreisen, zur Disposition. Wenn heute – so die dort vorgebrachte Kritik – zunehmend auch Frauen berufliche Spitzenpositionen bekleideten und gesellschaftliche Macht immer weniger (oder jedenfalls nicht mehr allein) in den Händen von Männern konzentriert sei, sondern auch Frauen an der sozialen Elite teilhaben könnten, dann sei diese Annahme womöglich so nicht länger haltbar und das Konzept der hegemonialen Männlichkeit zumindest modifikationsbedürftig. Ein wesentlicher Beitrag stammt dabei von Sylka Scholz, die vorschlägt, neben oder zusätzlich zum Begriff einer hegemonialen Männlichkeit auch von einer hegemonialen Weiblichkeit zu sprechen bzw. ein solches Konzept in die Theorie von Connell zu integrieren.

Dieser Begriff einer hegemonialen Weiblichkeit, wie er von Sylka Scholz ausformuliert wurde, soll im Folgenden einer genaueren und kritischen Betrachtung unterzogen werden. Grundlage der Analyse ist ein kurzer Text, in dem Scholz (2010) eine erste Begriffsbestimmung vornimmt und auf die Notwendigkeit wie auch die theoretische Angemessenheit eines entsprechenden Konzepts hinweist. Eine Auseinandersetzung mit diesem Text ist meines Erachtens äußerst lohnenswert nicht nur aufgrund des darin skizzierten Ansatzes zur Weiterentwicklung des Konzepts von Connell; interessant ist der Text vor allem auch deshalb und insofern, als sich die vorgelegte Konzeptionalisierung von hegemonialer Weiblichkeit bei näherer Betrachtung als durchaus problematisch erweist. So soll die Analyse zeigen, dass sowohl Entwurf als auch Argumentation von Sylka Scholz auf einer Reihe von theoretischen Verkürzungen beruhen. Diese

konzeptuellen Schwächen scheinen wiederum auf einige ideologische Momente des zeitgenössischen Gleichstellungsparadigmas zu verweisen. Mithin zielt der vorliegende Beitrag letztlich auf ein potenzielles Ideologieproblem innerhalb der Geschlechterforschung, auf das am Beispiel der „hegemonialen Weiblichkeit“ in kritischer Absicht hingewiesen sowie Überlegungen zu dessen Ursachen bzw. zum Zusammenhang mit den gegenwärtig dominanten Formen von Gleichstellungspolitik angestellt werden sollen.

2 Hegemoniale Weiblichkeit ...?

Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen ist, wie gesagt, ein kurzer Text von Sylka Scholz (2010), der eine grobe Skizze sowie eine theoretische Begründung eines Konzepts hegemonialer Weiblichkeit enthält. Es handelt sich dabei in erster Linie um eine Stellungnahme zu einem Artikel von Michael Meuser (2010), in dem dieser die Konsequenzen des aktuellen Strukturwandels von Erwerbsarbeit für das Konzept der hegemonialen Männlichkeit erörtert und dabei, wenn auch eher beiläufig, die Frage nach der potenziellen Herausbildung einer neuen, als hegemonial zu bezeichnenden Form von Weiblichkeit aufwirft.¹ Diese Frage wird von Sylka Scholz aufgegriffen und in ein letztlich recht leidenschaftliches Plädoyer für eine entsprechende Erweiterung des Connellschen Konzepts überführt.

Die Möglichkeit einer hegemonialen Weiblichkeit war freilich im Konzept von Connell bereits prinzipiell ausgeschlossen. Connell ging von einem asymmetrischen Geschlechterverhältnis aus, in dem Frauen den Männern per se untergeordnet seien und keinen hegemonialen Status erlangen könnten. Wo Frauen einen gewissen machtvollen Status innehatten, sprach Connell von einer „emphasized femininity“ (Connell 1987: 183), die aber letztlich charakterisiert sei durch das Einverständnis der Frau mit ihrer Unterordnung bzw. ihrer Orientierung an den Interessen der Männer (selbst dort, wo sie offen Widerstand leiste oder sich den bestehenden Verhältnissen verweigere).²

1 Beide Texte erschienen in derselben Ausgabe von *Erwägen Wissen Ethik* (Heft 3/2010). Meusers Text wurde darin als Hauptartikel abgedruckt und im Anschluss durch eine ganze Reihe von Autorinnen und Autoren – unter ihnen Sylka Scholz – kommentiert. Wesentliche Teile ihres Kommentars finden sich ebenfalls in einer kurz darauf erschienenen gemeinsamen Publikation mit Michael Meuser (Meuser/Scholz 2011).

2 Neuere Publikationen von Connell lassen den Schluss zu, dass sie diesen Standpunkt mittlerweile nicht mehr ganz so vehement vertritt und die Möglichkeit einer hegemonialen Weiblichkeit nicht mehr kategorisch ausschließen möchte (siehe vor allem Connell/Messerschmidt 2005). Dies ist auch ein nicht unwesentlicher Ansatzpunkt für Scholz' Überlegungen zur hegemonialen Weiblichkeit (vgl. Scholz 2010: 397). Hingewiesen sei an dieser Stelle auch darauf, dass der Begriff einer „hegemonialen Weiblichkeit“ nicht auf Sylka Scholz zurückgeht, sondern bereits über einen längeren Zeitraum hinweg, insbesondere im angelsächsischen Raum, diskutiert wird bzw. in Verwendung ist. Es gibt dort eine Reihe von Arbeiten, die anstelle bzw. synonym zu einer „emphasized femininity“ – trotz und entgegen der ursprünglichen Argumentation von Connell – von einer „hegemonic femininity“ sprechen (z. B. Baker 2008; Schippers 2007; Bordo 1993). Abgestellt wird dort in aller Regel auf die jeweils dominante, der hegemonialen Männlichkeit komplementäre Form von Weiblichkeit und auf entsprechende vorherrschende weibliche Repräsentationen und Handlungspraxen. Ausschlaggebend ist hier also nicht (oder jedenfalls nicht notwendigerweise) ein hegemonialer gesellschaftlicher Status von Frauen. Über das, was bei Connell „emphasized

Scholz argumentiert nun in ihrem Beitrag die Einführung der hegemonialen Weiblichkeit in erster Linie mit Blick auf die fortschreitende Öffnung gesellschaftlicher Machtpositionen für Frauen. Im Zentrum ihrer Begründung steht also die Feststellung, dass aufgrund der jüngsten gesellschaftlichen Entwicklungen – anders, als Connell ursprünglich vermutete – ein hegemonialer Status von Frauen offenbar doch möglich ist und sich empirisch auch, zumindest ansatzweise, bereits abzeichnet. Ihr Hauptaugenmerk liegt hier vor allem auf dem politischen Feld, insbesondere auf der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel, die sie als Fallbeispiel zur Plausibilisierung einer hegemonialen Weiblichkeit heranzieht. Unter Rückgriff auf Max Webers Abhandlung über „Politik als Beruf“ (1992) rekonstruiert Scholz zunächst die Politik als ein historisch gewachsenes, männlich dominiertes Feld, in dem der Kampf um Macht das zentrale Kriterium und Machtstreben die wesentlichste Anforderung an einen Berufspolitiker darstellten. Seit den 1980er Jahren sei ein verstärktes Vordringen von Frauen in politische Spitzenfunktionen zu beobachten, das mit der Kandidatur von Angela Merkel zur Bundeskanzlerin im Jahr 2005 einen neuen Höhepunkt erreicht habe. Zwar scheint die stärkere Partizipation von Frauen – wie Scholz feststellt – (jedenfalls bislang) noch nichts oder nur recht wenig am feldspezifischen hegemonialen (inhärent männlichen) Leitbild des machtorientierten Politikers zu ändern, aber immerhin sei die vielleicht bedeutendste Veränderung „in der sich normalisierenden weiblichen Partizipation an der sozialen Elite“ (Scholz 2010: 397) zu sehen. Ganz besonders aber sei auf Folgendem zu bestehen: „Auch wenn die Kanzlerin in ihrer sozialen Praxis des Politikmachens in zentralen Aspekten dem hegemonialen Männlichkeitskonstrukt folgt und es somit reproduziert und stabilisiert, ist Merkel dennoch keine Repräsentantin hegemonialer Männlichkeit“ (Scholz 2010: 397). Scholz verweist daraufhin auf Medienreaktionen nach einem Auftritt Merkels im Abendkleid mit tiefem Dekolleté, um den für sie wesentlichen Unterschied und die Angemessenheit eines Konzepts hegemonialer Weiblichkeit zu betonen: Letztlich bleibe nämlich in der Wahrnehmung von Politikerinnen die „Dichotomie des Geschlechtskörpers“ (Scholz 2010: 397) weiterhin von zentraler Bedeutung. Die Anerkennung für ihren politischen Erfolg werde Merkel vorwiegend als Politikerin zuteil, d. h., weil sie eine „Frau“ sei. Weiblichkeit, so zeige das Beispiel Merkel, sei

„nicht mehr per se männlich dominiert. Einer kleinen Gruppe von Frauen gelingt es, in die soziale Elite des politischen Feldes aufzusteigen und neue Leitbilder von Weiblichkeit zu kreieren, die sich nicht mehr [...] aus einem Einverständnis mit der Subordination des eigenen Geschlechts und einer Ausrichtung auf männliche Interessen auszeichnen. In der heterosozialen Dimension kann demnach nicht länger von einer klaren Geschlechterasymmetrie zu Gunsten von Männern gesprochen werden, die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern beginnen sich zu durchkreuzen“ (Scholz 2010: 397).

femininity“ genannt wird, wird also in der Regel nicht, und wenn doch, dann nur insofern hinausgegangen, als – so z. B. bei Mimi Schippers – auf den durchaus relevanten Sachverhalt einer (der Männlichkeit ähnlichen) hierarchischen Stratifizierung von Weiblichkeit hingewiesen wird. Im Gegensatz dazu wird bei Sylka Scholz – wie sich gleich zeigen wird – eine hegemoniale Weiblichkeit in erster Linie aus der verstärkten Einnahme von gesellschaftlichen Spitzen- und Machtpositionen durch Frauen abgeleitet. Hier lassen sich also zwei sehr unterschiedliche Verwendungsweisen bzw. Konzeptualisierungen von hegemonialer Weiblichkeit konstatieren, die es in einer Auseinandersetzung mit dem Begriff grundsätzlich zu berücksichtigen gilt.

Die wachsende Teilhabe von Frauen an der sozialen Elite sei aus dieser Perspektive durchaus als eine „Enteignung hegemonialer Männlichkeit“ aufzufassen, „sie ist nicht mehr exklusiv männlich und bildet den Stoff, aus dem hegemoniale Weiblichkeit hergestellt wird“ (Scholz 2010: 398).

3 ... oder Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit durch Frauen?

Ausgehend von den voranstehenden Ausführungen mag man zunächst einmal zugehen, dass die Annahme einer hegemonialen Weiblichkeit, zumindest auf den ersten Blick, nicht jeglicher Plausibilität entbehrt. Betrachtet man die steigende Zahl von Frauen in beruflichen Spitzenpositionen – und lässt man einmal die Frage außer Acht, ob sich Angela Merkel zur Begründung eines Konzepts hegemonialer Weiblichkeit wirklich eignet³ –, dann scheint einiges dafür zu sprechen, dass heute und entgegen der ursprünglichen These Connells auch Frauen einen machtvollen gesellschaftlichen Status erlangen können. Insofern könnte von einer Weiblichkeit gesprochen werden, die als hegemonial zu bezeichnen wäre. Erst bei genauerem Hinsehen lassen sich auch so manche problematische Verkürzungen feststellen, mit denen das Konzept einer hegemonialen Weiblichkeit gewissermaßen erkaufte wird (und wohl auch erkaufte werden muss).

So lohnt sich beispielsweise ein längerer und tieferer Blick auf einen Sachverhalt, den Sylka Scholz zwar konstatiert, über den sie aber recht leicht(fertig) hinwegzugehen scheint. Sie stellt sehr richtig fest, dass gesellschaftliche Felder wie Politik (ebenso wie Wirtschaft, Wissenschaft etc.) seit jeher männlich dominiert sind und darin inhärent männliche Berufsideale (des Politikers, des Managers, des Wissenschaftlers usw.) gelten. Frauen können heute – und tun dies auch zunehmend – in diesen Feldern höchst erfolgreiche Karrieren machen, bis hinauf zu hohen Machtpositionen. Grundbedingung dafür ist, dass sie die im jeweiligen Feld geltenden Normen und Werte, die eben im Kern männliche sind, annehmen und zu deren Reproduktion beitragen. Auch Angela Merkel muss sich, um als Politikerin erfolgreich zu sein, dem feldimmanenten Kampf um Macht stellen. Insofern lässt sich also festhalten, dass diese männlichen Ideale bzw. die darin subsumierten Kompetenzen und Eigenschaften offenbar nicht (mehr) auf das männliche Geschlecht beschränkt sind. Auch Frauen können anerkannte Trägerinnen dieser Eigenschaften sein und den Idealen nicht nur genügen, sondern diesen mitunter besser und erfolgreicher entsprechen als mancher Mann. Wiewohl es sich also bei diesen Berufsidealen um männliche (und mit der Konstruktion von Männlichkeit eng verknüpfte) Ideale handelt, sind diese zugleich in so geringem Ausmaß geschlechtlich konnotiert und so allgemein formuliert, dass das Geschlecht von untergeordneter Be-

3 Die Bundeskanzlerin scheint in vielen Belangen eher eine Ausnahmeerscheinung als der Regelfall weiblicher (politischer) Karrieren zu sein (vgl. z. B. Knaut 2010: 56), als dass sie tatsächlich als empirischer Beleg einer sich abzeichnenden „Durchkreuzung“ geschlechtlicher Machtverhältnisse dienen könnte. Ihre Tauglichkeit als Prototyp einer hegemonialen Weiblichkeit darf insofern durchaus in Frage gestellt werden.

deutung scheint, solange den Idealen entsprochen wird, und daher auch Frauen nicht ausgeschlossen sind. Dass diese Berufsleitbilder stets auch Männlichkeitsideale sind, ist demnach ein Sachverhalt, der nicht offen zutage tritt und deshalb in der Regel von niemandem – auch und gerade von Männern nicht – bewusst wahrgenommen wird. Dies entspricht einem Phänomen, das Michael Meuser in Anknüpfung an Georg Simmel eine „Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen“ (Meuser 2001: 14f.; 2008: 48) nennt: Das Männliche ist in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft gleichsam ein Allgemeines; es ist sozusagen der (weiße, bürgerliche) Mann, der das Leitbild des autonomen, konkurrenzfähigen, sich im Wettbewerb behauptenden bürgerlichen Subjekts verkörpert. Männlichkeit ist insofern – jedenfalls bis in die jüngere Vergangenheit⁴ – nicht geschlechtlich markiert, denn ihr Wesen ist jenes des Bürgers schlechthin. Ebenso (und eben deshalb) implizieren Berufs Ideale, nach der historischen Trennung von öffentlicher und privater bzw. häuslicher Sphäre, in aller Regel Männlichkeitsideale, wenn sie auch nicht primär als solche erscheinen.⁵ Vor diesem Hintergrund lässt sich der fragliche Sachverhalt dann aber eben auch ganz anders wenden als bei Sylka Scholz: Wenn es immer mehr Frauen gelingt, in traditionell männlichen Domänen mit den dort vorherrschenden androzentrischen Berufs Idealen zu reüssieren, indem sie diese (notwendigerweise) internalisieren und reproduzieren, dann scheint es durchaus und eher angemessen zu sein – auch wenn dies zunächst recht paradox klingen mag –, von einer Verkörperung hegemonialer Männlichkeit durch Frauen als von einer hegemonialen Weiblichkeit im emphatischen Sinne zu sprechen. Männlichkeit an sich mögen sie als Frauen – da ist Scholz zuzustimmen – nicht repräsentieren, aber in jedem Fall repräsentieren sie Ideale, die in der jeweiligen Institution historisch gewachsen sind und welchen zutiefst männliche bzw. mit der Konstruktion hegemonialer Männlichkeit eng verbundene Werte inkorporieren. Das Diktum einer hegemonialen Weiblichkeit scheint gerade diesen Aspekt zu übergehen und den Blick auf das Männliche hinter dem Allgemeinen zu verhindern, auf den Androzentrismus der Ideale, die von den Frauen angeeignet und reproduziert werden (und dies auch unbedingt müssen, um eine erfolgreiche Karriere zu gewährleisten). „Hegemoniale Weiblichkeit“ verstellt so die Einsicht in die sukzessive Angleichung der Handlungspraxen von Frauen an das genuin männliche Leitbild wie auch in die Gewachsenheit der Handlungsnormen in patriarchal-kapitalistischen, d. h. unter der Dominanz von Männern entstandenen gesellschaftlichen Strukturen, in denen der Mann nach wie vor das normative Zentrum darstellt.

4 Geschlecht und Wettbewerb

Führt man diese Überlegungen weiter, gelangt man zu einer weiteren Frage, die allerdings unter der Annahme einer hegemonialen Weiblichkeit ebenfalls nur schwerlich

4 Angesichts der hohen Aufmerksamkeit, die Männlichkeit in den letzten Jahren wissenschaftlich wie gesellschaftlich erfährt – siehe etwa den aktuellen Diskurs um den „Mann in der Krise“ (dazu Bereswill/Neuber 2011) –, mag dies heute vielleicht nicht mehr uneingeschränkt gelten.

5 Ähnliche Überlegungen finden sich übrigens auch in früheren Arbeiten von Sylka Scholz (z. B. Scholz 2004). Dort ist etwa die Rede von der „Unsichtbarkeit“ als zentralstem Merkmal moderner Männlichkeit.

in den Fokus rücken dürfte: Wenn die vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse geprägt sind von inhärent männlichen bzw. von in traditionell von Männern dominierten Feldern entwickelten Idealen und wenn also der berufliche Erfolg (der insofern selbst einen Wert höchst androzentrischer Prägung repräsentiert) unter diesen Bedingungen nur über die Inkorporierung „männlicher“ Eigenschaften zu haben ist, sind dies dann nicht Verhältnisse, die Frauen schon von vornherein eher zum Nachteil gereichen als Männern?

Wirft man einen Blick auf die gegenwärtigen politischen und ökonomischen Verhältnisse unter den Prämissen fortschreitender Globalisierung, so dürfte deren zentralstes Charakteristikum in einer extremen Zuspitzung von Konkurrenz und Wettbewerb auf allen Ebenen der Gesellschaft bestehen, von den Subventions- und Steuersenkungswettläufen zwischen Nationalstaaten um den besten „Wirtschaftsstandort“ bis hinunter zur alltäglichen Konkurrenz im Betrieb und dem ständig rauer werdenden Wettbewerb im Kampf um Lebens- und Karrierechancen auf den Arbeits- und Bildungsmärkten. „Denken in Kompetitivität“ (Sauer 2011: 97) ist somit die Schlüsseleigenschaft, die besitzen oder sich aneignen muss, wer erfolgreich sein und in gesellschaftliche Machtpositionen aufsteigen möchte. Nun wird gerade in zentralen Werken der Geschlechterforschung, insbesondere der Männlichkeitsforschung, ein struktureller Zusammenhang zwischen Competition und Männlichkeit postuliert. Michael Meuser (2001, 2006a, 2006b) stellt etwa unter Rekurs auf Pierre Bourdieu (1997) eine „kompetitive Struktur von Männlichkeit“ (Meuser 2006b: 163) fest. Männlichkeit im Sinne der Ausbildung eines männlichen Habitus entstehe im Rahmen von „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ unter Männern, in denen sich Männer eine „libido dominandi“ aneigneten, sozusagen den „Wunsch, die anderen Männer [und erst in zweiter Linie die Frauen, A. S.] zu dominieren“ (Bourdieu 1997: 215). In den ernsten Spielen des Wettbewerbs lernten sie also zum einen die Spielregeln des Wettbewerbs, vor allem aber lernten sie, „diese Spiele zu lieben, mithin die Machtspiele zu lieben, die der Wettbewerb immer impliziert“ (Meuser 2006b: 171). Männliche Vergesellschaftung verläuft also demnach besonders im Modus des Wettbewerbs. In dieser Hinsicht können Machtstreben und Wettbewerb als genuin männliche Handlungsorientierungen, quasi als „männliche Prinzipien“ der Externalisierung“ (Böhnisch 2004: 44) begriffen werden. Ganz besonders aber macht ihre geschlechtsspezifische Vergesellschaftung Männer per se konkurrenzorientierter und prädestiniert sie so für derart kompetitive Verhältnisse, wie sie in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und mehr noch in deren neoliberaler Ausformung bestimmend sind.

Wissenschaftliche Studien legen nahe, dass Frauen diese Konkurrenzorientierung, die Männer (freilich nicht alle gleichermaßen) offenbar schon von klein auf introjizieren, häufig – zumindest aber häufiger als Männern – abgeht (vgl. etwa entsprechende Studien aus den Wirtschaftswissenschaften; dazu im Überblick Niederle/Vesterlund 2011). Dies beschränkt sich auch nicht auf den Bereich der Ökonomie, in dem der Wettbewerb besonders hoch und Frauen der Zugang zu Spitzenpositionen nach wie vor weitgehend verwehrt ist, sondern äußert sich auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen. So zeichnet sich etwa in der Wissenschaft, die sich unter den polit-ökonomischen Bedingungen der Gegenwart ebenfalls zu einem extrem kompetitiven Feld entwickelt hat und den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern hohe Flexibilität sowie Mobilität abverlangt,

die Tendenz ab, dass Jungwissenschaftlerinnen eher ihre wissenschaftliche Laufbahn abbrechen (oder dies in Erwägung ziehen) als ihre männlichen Kollegen, zumindest aber das hoch kompetitive Arbeitsumfeld wesentlich häufiger als Grund für einen Weggang anführen. „[D]ie wahrgenommenen normativen Anforderungen an eine Karriere in der Wissenschaft“ – so lässt sich schließen – „[scheinen] eine bessere Passform mit als männlich konnotierten biographischen Mustern als mit weiblichen zu haben“ (Felt/Fochler 2010: 321). Allgemein kann auch festgestellt werden, dass Frauen weitaus stärker mit prekären Arbeitsbedingungen konfrontiert sind als Männer. Sie sind beispielweise wesentlich öfter von Teilzeitarbeit betroffen (wenngleich dies auch immer mehr Männer trifft), besonders aber ist ein großer Teil von Frauen in Niedriglohnssektoren (insbesondere im Sozial- und Dienstleistungssektor) beschäftigt. Frauen befinden sich also, wie es scheint, unter den gegebenen kompetitiven Bedingungen tendenziell im Nachteil, und zwar im Prinzip bereits aufgrund ihrer Vergesellschaftung als Frauen. Zwar werden ihnen im Hinblick auf das Berufsleben durchaus Werte wie Ehrgeiz und Wettbewerbsorientierung – quasi „typisch männliche“ Orientierungsmuster – vermittelt, letztendlich werden sie aber auch und vor allem zu Frauen erzogen, mit entsprechenden „weiblichen“ Handlungs- und Verhaltensnormen. Man könnte hier mit Regina Becker-Schmidt (1991, 2003) von einer „doppelten Vergesellschaftung“ von Frauen sprechen. Sozialisation wie Individuation von Frauen sind geprägt sowohl von inhärent männlichen Normen im Zusammenhang mit Beruf und Karriere als auch von spezifisch „weiblichen“ Normen und Rollenerwartungen, vor allem hinsichtlich Familie, Haushalt und Kindererziehung, die recht schwer miteinander in Einklang zu bringen sind. Insbesondere gelten für Frauen auch (in ganz anderem Ausmaß als für Männer) äußerst wirkmächtige Schönheitsideale und -imperative (vgl. Degele 2004). Dies betrifft gerade Karrierefrauen: Sie müssen in ihrem Job in der Regel nicht nur besser sein als Männer, sondern dürfen dabei auch ihre Weiblichkeit nicht verlieren (vgl. auch Bourdieu 2001: 16ff.).⁶ Im Gegensatz dazu werden Männer grundsätzlich (mehr oder weniger) unter Rahmenbedingungen des Wettbewerbs vergesellschaftet, ja auf die Konkurrenz in der von männlich konnotierten Leistungsprinzipien durchzogenen öffentlichen (beruflichen) Sphäre hin sozialisiert. Noch dort, wo Frauen eine hohe Wettbewerbs- und Karriereorientierung aufweisen, reicht es häufig nicht für eine Top-Position. Auch dies lässt sich mit Meuser auf die kompetitive Struktur von Männlichkeit zurückführen, welche letztlich die männliche Machtposition gegenüber Frauen absichert: „Es genügt nicht, die Spielregeln zu kennen, das Machtspiel als solches muss geliebt werden, will man reüssieren. Und genau dies wird in vielfältigen Strukturübungen in der homosozialen Dimension [d. h. im Wettbewerb unter Männern,

6 Auf diese Weise könnte man übrigens auch das von Scholz gebrachte Beispiel von Angela Merkel im Abendkleid – und damit letztlich ganz anders als Scholz – interpretieren: Auftritte von Angela Merkel im Abendkleid verweisen in ihrer Bedeutung wahrscheinlich nicht so sehr (oder nur sekundär) darauf, dass sie eine Frau ist, als vielmehr auf damit zusammenhängende Weiblichkeitsnormen. Auch und vielleicht vor allem Frauen in Machtpositionen müssen ein gewisses Maß an Weiblichkeit ausstrahlen, um (noch) als Frauen identifiziert zu werden. Die Medienreaktion auf Merckels Dekolleté lässt sich insofern als ein „performativer Akt der Vergeschlechtlichung“ (Lünenborg et al. 2009: 98) begreifen, der quasi ihr Frausein bestätigt. Was Scholz also als Kriterium zur Scheidung der hegemonialen Weiblichkeit von der hegemonialen Männlichkeit heranzieht, könnte ebenso gut als zusätzliche (und vor allem zusätzlich benachteiligende) Zumutung einer „doppelten“ weiblichen Vergesellschaftung unter (patriarchal-)kapitalistischen Prämissen aufgefasst werden.

A. S.] zugrunde gelegt, habitualisiert und inkorporiert“ (Meuser 2006b: 171). Die genuin männliche, im Zuge der männlichen Vergesellschaftung erworbene Liebe zum Wettbewerb ergibt sozusagen den Unterschied. In einer früheren Arbeit habe ich daher mit Blick auf die von Meuser konstatierte kompetitive Struktur von Männlichkeit die Hypothese formuliert, dass die aktuellen, von einer sukzessiven Verschärfung von Konkurrenz und Wettbewerb geprägten gesellschaftlichen Verhältnisse als die gegenwärtige Form männlicher Herrschaft aufgefasst werden können (Stückler 2011).

5 Hegemoniale Weiblichkeit und die Dialektik der Gleichstellung

Die hier erörterten Kritikpunkte zum Begriff der hegemonialen Weiblichkeit waren bislang vorrangig auf blinde Flecken bzw. (als solche identifizierte) theoretische Verkürzungen des Konzepts gerichtet, wie es im Text von Sylka Scholz (2010) skizziert wurde. Es sind Verkürzungen, die es meines Erachtens erst ermöglichen, schlüssig und plausibel von einer hegemonialen Weiblichkeit zu sprechen, indem sozusagen (bewusst oder unbewusst) ausgeblendet wird, was sonst gegen die Annahme einer hegemonialen Weiblichkeit spräche. Ausgeblendet werden muss dabei etwa, dass die Ideale und Orientierungsmuster, die „hegemoniale Frauen“ sich aneignen und repräsentieren, Ideale einer hegemonialen Männlichkeit sind. Es scheint tatsächlich bei aller Widersprüchlichkeit eher so zu sein, dass hegemoniale Männlichkeit mittlerweile – zumindest partiell – auch Frauen offensteht (vgl. ähnlich auch Sauer 2011). Dass Frauen biologisch gesehen keine Männer sind, mag allein noch nicht rechtfertigen, daraus eine hegemoniale Weiblichkeit abzuleiten – jedenfalls nicht, ohne dem biologischen Geschlecht, gegen alle feministischen Überzeugungen, eine allzu hohe Bedeutung einzuräumen. Hinzu kommt, dass die vorherrschenden neoliberalen, von männlichen Idealen geprägten, hoch kompetitiven gesellschaftlichen Verhältnisse aufgrund komplexer, (nach wie vor weitgehend) geschlechtsspezifischer Vergesellschaftungsprozesse Frauen tendenziell stärker benachteiligen als Männer oder ihnen zumindest für eine erfolgreiche (berufliche) Performance mehr – nämlich die Vermittlung von häufig schwer miteinander zu vermittelnden, miteinander vielleicht auch widersprüchlichen „weiblichen“ und „männlichen“ Handlungssprachen – abverlangen. Von einer „Enteignung hegemonialer Männlichkeit“, wie sie Scholz (2010: 398) behauptet, kann also höchstens dahingehend die Rede sein, dass hegemoniale Männlichkeit nun eben nicht mehr ausschließlich Männern offensteht.

Gerade aufgrund solcher theoretischen Verkürzungen vermag die Analyse des Begriffs einer hegemonialen Weiblichkeit nun meines Erachtens auch den Blick zu eröffnen auf einige – aus einer gesellschaftskritischen Perspektive recht problematische – ideologische Momente, insofern diese den konstatierten konzeptuellen Schwächen wesentlich zugrunde liegen dürften. Diese ideologischen Momente sind dabei auch nicht nur auf das besprochene Konzept einer hegemonialen Weiblichkeit beschränkt, sondern dürften durchaus symptomatisch sein für weitere Teile der aktuellen feministisch-wissenschaftlichen Theoriebildung. Freilich ist feministische Theorie alles andere

als ein homogenes Feld, weshalb die im Folgenden angestellten Überlegungen weder Geltung für die gesamte feministische Theorie beanspruchen können noch wollen. Es ist allerdings zu vermuten, dass die unterstellte ideologische Problematik überall dort mehr oder weniger wirksam ist, wo eine grundsätzliche Identifikation mit den Zielen der Geschlechtergleichstellung besteht und feministische Theorie mit gegenwärtig praktizierten Gleichstellungspolitiken sympathisiert (wenn nicht gelegentlich sogar koalitiert). Formuliert werden soll hier also die Hypothese eines allgemeinen – an der diskutierten Scholz'schen Definition und Begründung einer „hegemonialen Weiblichkeit“ sich exemplarisch konkretisierenden – Ideologieproblems innerhalb der feministischen Theorie unter dem zeitgenössischen Gleichstellungsparadigma.⁷

Die Analyse des Begriffs der hegemonialen Weiblichkeit bei Sylka Scholz hat unter anderem die Einsicht nahegelegt, dass die Idee der weiblichen Gleichstellung, soweit sie die Emanzipation der Frau vorwiegend im Bereich der Erwerbsarbeit verortet und in erfolgreichen Berufskarrieren sowie der Einnahme gesellschaftlicher Machtpositionen verwirklicht sieht, offenbar fast notwendig mit einer Ausblendung der Tatsache einer sukzessiven Angleichung weiblicher Handlungspraxen an bzw. der totalen Vereidigung von Frauen auf inhärent männliche Berufsideale einherzugehen scheint. Das gegenwärtige Vordringen von Frauen in Spitzenfunktionen mag natürlich so interpretiert werden können wie es Sylka Scholz tut, dass nämlich Weiblichkeit heute „nicht mehr per se männlich dominiert“ ist und sich nicht mehr durch eine „Subordination des eigenen Geschlechts“ und eine „Ausrichtung auf männliche Interessen“ (Scholz 2010: 397) auszeichnet – zumindest wenn man damit die Interessen konkreter Männer meint –, aber in jedem Fall bedeutet es eine Reproduktion des vorherrschenden kapitalistischen, androzentrischen, inhärent patriarchalen Systems. Das ist insofern bemerkenswert, als es doch gerade das „kapitalistische Patriarchat“ war, dessen Überwindung die feministische Bewegung anstrebte. Verbunden mit dem zeitgenössischen Gleichstellungsparadigma scheint also aus dieser Perspektive vor allem – jedenfalls tendenziell – die Preisgabe konsequent gesellschafts- und kapitalismuskritischer Momente. Dies kann besonders auch am Konzept der hegemonialen Weiblichkeit, wie Scholz es prägt, abgelesen werden: Phänomene, die es aus einer gesellschaftskritischen Perspektive eigentlich zu hinterfragen gälte – Hegemonie, Macht, soziale Eliten (und damit stets zusammenhängend: soziale Ungleichheit) –, all das wird nicht kritisiert, sondern im Grunde und ganz im Gegenteil affirmiert. Wenn sich eine hegemoniale Weiblichkeit entwickelt, dann ist das offenbar gut, denn es bedeutet, dass sich „die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern [...] zu durchkreuzen“ beginnen (Scholz 2010: 397) und endlich auch Frauen (zumindest ein paar von ihnen) ganz oben mitspielen. Gleichstellung, so hat es den Anschein, ist nach dieser Logik dann erreicht, wenn auch Frauen in die soziale Elite aufsteigen (und nicht etwa – eigentlich paradox –, wenn ein allgemeiner Zustand sozialer Gleichheit hergestellt ist). So verkommt aber jede Gleichstellungsidee, wenn auch kontraintentional, zur ideologischen Stütze und zur Rechtfertigung der bestehenden, strukturell von Ungleichheit geprägten gesellschaftlichen Verhältnisse.

7 Der Hinweis auf den hypothetischen Charakter der anschließenden Ausführungen ist dabei wörtlich zu nehmen: Was im Folgenden am konkreten Fall der „hegemonialen Weiblichkeit“ plausibilisiert werden soll, wäre noch durch weitere Untersuchungen anderer aktueller geschlechtertheoretischer Arbeiten zu erhärten.

Besonders groß ist die Ideologiegefahr daher bezeichnenderweise – aber wohl nicht zufällig – gerade dort, wo sich Gleichstellungsbestrebungen mit einer Kritik an bestehenden polit-ökonomischen Strukturen verbinden und eine Veränderungsbedürftigkeit des vorherrschenden Produktionsregimes erkannt und thematisiert wird. Dort wird dann zuweilen der Erwartung Ausdruck verliehen, mit dem Einzug von Frauen (wobei hier in erster Linie „weibliche“ Charaktereigenschaften gemeint zu sein scheinen) in ursprünglich männliche Bastionen wie die Ökonomie könne ein nachhaltiger Wandel des kapitalistischen Systems erreicht werden, wird also sozusagen bereits der Traum einer „weiblicheren“ Wirtschaft und damit einer gerechteren Gesellschaft geträumt, die über den Umweg der Gleichstellung der Geschlechter zu realisieren sei.⁸ Dass Frauen, wenn sie den Sprung in die wirtschaftliche Elite geschafft haben, die dort vorherrschenden, maskulinen Normen und Leitbilder des „guten Managers“ bereits so weit internalisiert und inkorporiert haben, dass sie diese kaum noch hinterfragen (vgl. Hanappi-Egger 2011), dass also, zugespitzt formuliert, nicht die Wirtschaft weiblich, sondern die Frauen männlich werden – oder dies jedenfalls, wie auch jeder Mann, sein müssen, um unter derart kompetitiven Bedingungen zu reüssieren –, ist eine wahrscheinlich nur ungern eingestandene Tatsache. Gleichstellung als der avancierte Modus weiblicher Emanzipation erweist sich hier in gewisser Weise als dialektisch: Sie verspricht die soziale Gleichheit zwischen Mann und Frau, bringt aber lediglich die Angleichung an das männliche Ideal. Überwunden wird damit nicht das kapitalistische Patriarchat, überwunden wird nur, was darin einmal das „Weibliche“ war. Tatsächlich scheint das kapitalistische Patriarchat mit seinen Wert- und Ordnungssystemen und seiner rücksichtslosen Profit- und Wettbewerbslogik heute stabiler zu sein und sich ungehemmter fortzuentwickeln denn je.

Die grundsätzliche Affirmation des gesellschaftlichen Status quo, die der Geschlechtergleichstellung in ihrer institutionalisierten Form offenbar weitgehend innewohnt, wird nicht zuletzt sichtbar, wenn man sich vergegenwärtigt, auf welcher Ebene die Gleichstellung der Frau und ihre praktische Realisierung überwiegend, insbesondere im medialen und frauenpolitischen Diskurs, verhandelt werden: So scheint das Niveau der erreichten Gleichstellung in erster Linie am Vordringen von Frauen in Unternehmensvorstände und Aufsichtsräte festgemacht zu werden (Stichwort Frauenquote). Der *Gender Pay Gap* wird zunehmend an der Differenz von weiblichen und männlichen Managergehältern diskutiert (vgl. z. B. BMFSFJ 2011). Vordergründig, so hat man manchmal den Eindruck, handelt es sich bei der Gleichstellung also um eine Art Eliteprojekt. Dass die Notwendigkeit der Erwerbsarbeit zwecks individueller Existenzsicherung gerade Frauen in prekäre Beschäftigungsverhältnisse zwingt, erscheint höchstens, wenn überhaupt, als ein Nebenschauplatz der Gleichstellungsdebatte. Paradoxe Effekte der Gleichstellungspolitik, die deren „Erfolg“ schmälern oder zumindest zu einer ambivalenten Bewertung ihres Wirkens führen müssten, werden von ihren Akteurinnen und

8 Nach derselben naturalistischen Logik ist z. B. die jüngste Finanzkrise eine „Männerkrise“ gewesen, verursacht durch „die Gier, das Spielertum und das Risikoverhalten von testosterongesteuerten Derivathändlern, Bankern und Managern“ (Sauer 2011: 80), und hätte so nicht stattgefunden, wenn etwa die Investmentbank „Lehman Brothers“ von den „Lehman Sisters“ geleitet worden wäre (so die Chefin der Women's World Bank, Mary Iskenderian, in einem Spiegel-Online-Interview vom 11.05.2009; siehe www.spiegel.de/wirtschaft/women-s-world-bank-lehman-sisters-haetten-uns-die-krise-erspart-a-623712.html; Zugriff am 6. Juli 2013).

Akteuren in der Regel konsequent ausgeblendet. So ließe sich ja z. B. ohne weiteres feststellen, dass die in den letzten Jahrzehnten erreichte „Emanzipation der Frau“ vor allen Dingen eine Emanzipation weißer Mittelschichtfrauen ist, die sich überdies weniger einer Verschiebung im Geschlechterverhältnis verdankt als vielmehr einer Entlastung von Reproduktionstätigkeiten durch deren Übernahme durch Frauen aus unteren sozialen Schichten, insbesondere durch Migrantinnen. Birgit Rommelspacher spricht in diesem Zusammenhang von einer „ethnischen Unterschichtung“ (2009: 171).⁹ Die immanente und zwangsläufige Ungerechtigkeit in kapitalistischen Gesellschaften wird offensichtlich nicht (mehr) hinterfragt. Die Geschlechtergleichstellung scheint sich hier einzufügen in eine ganze Reihe von gesellschaftlichen Gleichheitsbestrebungen und -postulaten, die zum notwendigen Schein verkommen, wo soziale Gleichheit bereits systematisch verstellt ist, und die daher tendenziell die weitere Privilegierung bereits Privilegierter befördern. Am Ende ist es eine kleine Minderheit von Frauen, die davon wirklich zu profitieren vermag.¹⁰

Was hier zugegebenermaßen recht provokant, teilweise vielleicht auch etwas polemisch vorgetragen wird, soll letztlich auf einen potenziellen, mit dem zeitgenössischen Gleichstellungsparadigma in Zusammenhang stehenden und am Beispiel der „hegemonialen Weiblichkeit“ bei Scholz exemplarisch veranschaulichten Verlust kritischen und aufklärerischen Potenzials feministisch-wissenschaftlicher Theoriearbeit aufmerksam machen. Damit wäre freilich zugleich eine Entwicklung angedeutet, die gerade – im eigenen Interesse – aus feministischer Perspektive kritisch zu betrachten und auf ihre Ursachen hin zu analysieren wäre. Diese sind wahrscheinlich in den Bedingungen und der Eigendynamik von Gesellschaftskritik selbst zu suchen. Bereits Adorno hat sehr eindringlich auf eine Gefahr aufmerksam gemacht, die kritisch orientierte Theorien bedroht, weil und wo sie in der Absicht, aus dem Bestehenden heraus eine Veränderung der Verhältnisse zu bewirken, gezwungen sind, ihre Kritik ins Positive zu wenden: Ihnen wird der kritische Stachel gezogen. Um aktiv etwas zu ändern – etwa auf dem Wege einer Gleichstellungspolitik –, muss die Kritik so weit abgemildert werden, dass sie mit dem Bestehenden kommensurabel wird. In aller Regel geht dies aber nur um den Preis schlechter Kompromisse mit jenen Verhältnissen, die, um auch nur im Entferntesten an so etwas wie einen substanziellen Wandel denken zu können, konsequent und eben daher kompromisslos zur Disposition zu stellen wären. Gerade dem gegenwärtigen Gleichstellungsparadigma scheint jedes kapitalismuskritische Element, das die feministische Theorie einmal ausgezeichnet hat (und abseits des feministischen Mainstreams durchaus auch heute noch auszeichnet), genommen zu sein. Wenn das Ziel

9 Bei Rommelspacher ist im Hinblick auf die „emanzipierten weißen Mittelschichtfrauen“ übrigens ebenfalls, jedoch in einer weitaus kritischeren Weise als etwa bei Sylka Scholz, von „hegemonialen Weiblichkeiten“ die Rede (Rommelspacher 2009).

10 Weitere Hinweise auf Sachverhalte, die den „Erfolg“ der Gleichstellungspolitik relativieren – z. B. dass sich der gegenwärtig vor allem in der Politik für Frauen offenere Zugang zu Machtpositionen wohl nicht zufällig zu einer Zeit ergibt, in der das politische System längst an Macht und gesellschaftlichem Einfluss eingebüßt hat (vgl. auch Aulenbacher 2010: 337), oder dass die westlichen kapitalistischen Gesellschaften es sich zu ihrer nachhaltigen Reproduktion angesichts des demographischen Wandels im Grunde gar nicht leisten können, auf die lückenlose Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt (über kurz oder lang wohl zwangsläufig auch in Unternehmensvorstände und Aufsichtsräte) zu verzichten –, sind im Angesicht des eben Gesagten wahrscheinlich eher nebensächlich.

darin besteht, möglichst viele Frauen in die soziale Elite zu bringen, ja quasi eine hegemoniale Weiblichkeit zu entwickeln, wenn das Ziel also nicht mehr die Überwindung des kapitalistischen (und inhärent patriarchalen, androzentrischen) Systems ist, sondern die möglichst große Teilhabe von Frauen an der herrschenden, sozial ungerechten Ordnung, dann droht mit der feministischen Theorie eine zentrale Akteurin und einer der in den letzten Jahrzehnten vielleicht wertvollsten Impulsgeber und Hoffnungsträger einer kritischen Gesellschaftstheorie verlorenzugehen.

6 Fazit

Die vorgelegte Analyse des Konzepts einer hegemonialen Weiblichkeit hat letztlich vor allen Dingen so manchen ideologischen Fallstrick der zeitgenössischen feministischen, insbesondere einer am Ziel der Geschlechtergleichstellung orientierten Theoriebildung offenbart: Hegemoniale Weiblichkeit scheint so etwas wie die Vollendungsgestalt der weiblichen Gleichstellung zu verkörpern, die sich gleichsam mit dem Aufrücken von Frauen in gesellschaftliche Elite- und Machtpositionen realisiert. Mit einer solchen Grundausrichtung der Gleichstellung ist allerdings fast zwangsläufig eine (bewusste oder unbewusste) Affirmation der bestehenden – und aus feministischer Perspektive eigentlich kritisierten – gesellschaftlichen Verhältnisse verbunden.

Dies äußert sich zum einen darin, dass andere Formen sozialer Ungleichheit als Geschlecht systematisch ausgeblendet und nicht hinterfragt werden. So finden etwa klassen- oder ethnizitäts- bzw. nationalitätsbezogene (wie auch andere) Ungleichheitslagen im Hinblick auf die Geschlechtergleichstellung kaum Berücksichtigung (vor allem dort nicht, wo sich die Gleichstellung diesen mitunter sogar verdankt).¹¹ Das affirmative Moment besteht hier also in einer – entgegen dem kritischen Anspruch feministischer Theorien – nicht grundsätzlichen oder zumindest nicht konsequenten Infragestellung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse. Auch am erörterten Begriff der hegemonialen Weiblichkeit – jedenfalls sofern er nicht, wie etwa bei Birgit Rommelspacher (siehe Fußnote 9) explizit und unmissverständlich als kritische Kategorie verwendet wird – lässt sich ablesen, dass es offenbar nicht Herrschaftsförmigkeit per se ist, die abgelehnt wird; entscheidend scheint vor allem zu sein, dass es sich um keine Herrschaft qua Geschlecht handelt und auch Frauen an der herrschenden Ordnung teilhaben können. Dies wird bei Scholz freilich an keiner Stelle so direkt ausgesprochen, ergibt sich aber implizit aus dem äußerst gleichstellungsoptimistischen Charakter ihrer Begriffsbestimmung. Dass es sich bei diesen Frauen immer nur um eine kleine Minderheit handelt, wird nicht problematisiert. Ein fundamentaler Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse, wie ihn die feministische Bewegung anstrebt, wird also gerade durch die avancierte Geschlechtergleichstellung nicht erreicht (oder vielleicht – wer weiß – auch einfach nicht mehr angestrebt). An der „Grundsicht der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft“ (Adorno)

11 Dies sind Einwände, wie sie in letzter Zeit besonders auch von Vertreterinnen und Vertretern eines intersektionalitätstheoretischen Ansatzes in die theoretischen Debatten innerhalb der Geschlechterforschung eingebracht wurden (z. B. Klinger 2003; Klinger/Knapp/Sauer 2007; Klinger/Knapp 2008).

ändert – wider die Erwartungshaltung, wie sie zuweilen vor allem im medialen und frauenpolitischen Diskurs reflektiert – auch die höhere Zahl von Frauen in Führungspositionen nichts, die Mehrheit der Frauen (und Männer) bleibt – gegenwärtig sogar wieder verstärkt – in prekäre Arbeits- und Lebensverhältnisse gezwungen. Bourdieu zufolge besteht, ganz im Gegenteil, die Gefahr, im Zuge der Geschlechtergleichstellung bürgerliche Männer in gesellschaftlichen Machtpositionen durch noch bürgerlichere Frauen zu ersetzen, „die noch weiter auf der Seite der herrschenden Ordnung stehen“ (Bourdieu 2001: 17).

Mit dieser im Grunde sehr affirmativen Haltung gegenüber den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen ist daher auf eine gewisse – und freilich seltsame – Weise auch ein Einverständnis mit jenem Zustand verbunden, der eigentlich durch eine Gleichstellungspolitik überwunden werden soll: nämlich mit männlicher Herrschaft. Ausgeblendet wird, dass die Geschlechtergleichstellung vorwiegend auf dem Wege der Aneignung und Reproduktion von historisch in ursprünglich männlich dominierten Bereichen gewachsenen Normen und Handlungsorientierungen durch Frauen verläuft. Die kritisierte (androzentrische) Ordnung bleibt also im Kern trotz (oder vielleicht gerade aufgrund) des Aufstiegs von Frauen in gesellschaftliche Spitzenpositionen erhalten. Die offenkundige Selbsttäuschung darüber findet im Begriff der hegemonialen Weiblichkeit, so wie er von Sylka Scholz ausbuchstabiert wurde, insofern ihren Ausdruck, als dort als eine hegemoniale Form von Weiblichkeit definiert wird, was wahrscheinlich eher als eine unter neoliberalen Prämissen zu einer allgemeingültigen „hegemonialen Subjektivierungsform“ (Sauer 2011: 97) gewordene hegemoniale Männlichkeit aufzufassen wäre. Die erfolgreiche Karrierefrau muss für ihren Erfolg – wie auch der Karrieremann – unter den höchst kompetitiven Bedingungen der Gegenwart im wahrsten Sinne des Wortes „ihren Mann stehen“. Dass wahrscheinlich gerade diese Bedingungen für Frauen aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen, gleichsam „doppelten“ Vergesellschaftung (Frauen müssen im Beruf genauso (gut) wie Männer, aber dabei eben auch Frauen sein) eher von Nachteil sind, bleibt weitgehend unberücksichtigt. Das Konzept der hegemonialen Weiblichkeit suggeriert einen hegemonialen Status von Frauen (und Weiblichkeit), wo sie selbst und ganz besonders in gehobenen Machtpositionen lediglich Komplizinnen bzw. „Mittäterinnen“ (Thürmer-Rohr 1987) einer androzentrischen, patriarchalen Ordnung sind, deren Logik sie gleichsam als die allgemein-menschliche anerkennen, sie sozusagen die Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen fortschreiben und so zur Aufrechterhaltung und Stabilisierung der herrschenden Verhältnisse beitragen.

Mit der hier vorgetragenen Kritik am zeitgenössischen Gleichstellungsparadigma soll im Übrigen keineswegs zum Ausdruck gebracht werden, eine Gleichstellungspolitik, wie sie gegenwärtig praktiziert wird, sei mit einer konsequent gesellschafts- und kapitalismuskritischen Haltung, wie sie in diesem Beitrag als existenziell für die feministische Theorie betrachtet wird, grundsätzlich nicht zu haben und solle am besten gar nicht erst betrieben werden. Dass die Gleichstellung für Frauen auch einige Verbesserungen gebracht hat und bis heute bringt – für manche mehr, für die Mehrheit wahrscheinlich (vor allem global gesehen) eher weniger –, soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Auch gilt, dass jede noch so kleine Verbesserung – so es sich tatsächlich um eine qualitative Verbesserung handelt – es auch verdient, vollzogen zu werden. Es liegt

in der Natur der Sache, dass praktisch betriebener Feminismus, vor allem (aber nicht nur) im Sinne einer Frauen- und Gleichstellungspolitik, um überhaupt praktisch werden zu können, stets zu Kompromissen mit dem Bestehenden gezwungen ist. Eben deshalb hat sich aber gerade die Theorie davor zu hüten, es der Praxis gleichzutun. Ihre Aufgabe ist die konsequent kritische Analyse der gesellschaftlichen (Geschlechter-)Verhältnisse, und dies impliziert auch, die feministisch orientierte Praxis an ihren eigenen Ansprüchen zu messen und gegebenenfalls mit aller gebotenen Vehemenz zu kritisieren und über sich selbst aufzuklären. Wo Theorie dies nicht oder nur unzureichend leistet, riskiert sie ein unglückliches Zusammenfallen mit der Praxis – und dort lauert die Gefahr ihrer ideologischen Verklärung.

Literaturverzeichnis

- Aulenbacher, Brigitte. (2010). Back to the Roots: Geschlecht als relationale Kategorie. Eine Frage an Michael Meuser. *Erwägen Wissen Ethik*, 21(3), 336–338.
- Baker, Paul. (2008). *Sexed texts. Language, gender and sexuality*. London: Equinox.
- Becker-Schmidt, Regina. (1991). Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In Wolfgang Zapf (Hrsg.), *Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Soziologentages in Frankfurt am Main 1990* (S. 383–394). Frankfurt/M.: Campus.
- Becker-Schmidt, Regina. (2003). *Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen*. Zugriff am 26. Juni 2013 unter www.fu-berlin.de/sites/gpo/soz_eth/Geschlecht_als_Kategorie/Die_doppelte_Vergesellschaftung_von_Frauen/becker_schmidt_ohne.pdf.
- Bereswill, Mechthild & Neuber, Anke. (Hrsg.). (2011). *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- BMFSFJ. (2011). *Frauen in Führungspositionen: Entgeltunterschiede bei Vorständen*. Berlin: BMFSFJ.
- Böhnisch, Lothar. (2004). *Männliche Sozialisation. Eine Einführung*. Weinheim: Juventa.
- Bordo, Susan. (1993). *Unbearable weight. Feminism, western culture, and the body*. Berkeley: University of California Press.
- Bourdieu, Pierre. (1997). Die männliche Herrschaft. In Irene Dölling & Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 153–217). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (2001). Teilen und herrschen. Zur symbolischen Ökonomie des Geschlechterverhältnisses. In Claudia Rademacher & Peter Wiechens (Hrsg.), *Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz* (S. 13–30). Opladen: Leske + Budrich.
- Connell, Robert W. (1987). *Gender and power. Society, the person and sexual politics*. Stanford: Stanford University Press.
- Connell, Robert W. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich.
- Connell, R. W. & Messerschmidt, James W. (2005). Hegemonic masculinity. Rethinking the concept. *Gender & Society*, 19, 829–859.

- Degele, Nina. (2004). *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Felt, Ulrike & Fochler, Maximilian. (2010). Riskante Verwicklungen des Epistemischen, Strukturellen und Biographischen: Governance-Strukturen und deren mikropolitische Implikationen für das akademische Leben. In Peter Biegelbauer (Hrsg.), *Steuerung von Wissenschaft? Die Governance des österreichischen Innovationssystems* (S. 297–328). Innsbruck: StudienVerlag.
- Hanappi-Egger, Edeltraud. (2011). *The Triple M of Organizations. Man, Management and Myth*. Wien: Springer.
- Klinger, Cornelia. (2003). Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II* (S. 14–48). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Klinger, Cornelia & Knapp, Gudrun-Axeli. (Hrsg.). (2008). *Überkreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Klinger, Cornelia; Knapp, Gudrun-Axeli & Sauer, Birgit. (Hrsg.). (2007). *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt/M.: Campus.
- Knaut, Annette. (2010). Ungleiche Schwestern? Abgeordnete aus Ost und West im Bundestag. *GENDER*, 2(3), 40–58.
- Lünenborg, Margreth; Röser, Jutta; Maier, Tanja; Müller, Kathrin & Grittmann, Elke. (2009). „Merkels Dekolleté“ als Mediendiskurs. Eine Bild-, Text- und Rezeptionsanalyse zur Vergeschlechtlichung einer Kanzlerin. In Margreth Lünenborg (Hrsg.), *Politik auf dem Boulevard? Die Neuordnung der Geschlechter in der Politik der Mediengesellschaft* (S. 73–102). Bielefeld: transcript.
- Meuser, Michael. (2001). *Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit*. Zugriff am 27. Februar 2013 unter www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf.
- Meuser, Michael. (2006a). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Meuser, Michael. (2006b). Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies. In Brigitte Aulenbacher, Mechthild Bereswill, Martina Löw, Michael Meuser, Gabriele Mordt, Reinhild Schäfer & Sylka Scholz (Hrsg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art* (S. 160–174). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Meuser, Michael. (2008). Geschlechterverhältnisse im Wandel. Männlichkeit im Spannungsfeld von Hegemonie und Egalität. In Erich Lehner & Christa Schnabl (Hrsg.), *Gewalt und Männlichkeit* (S. 45–66). Wien: Lit Verlag.
- Meuser, Michael. (2010). Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. *Erwägen Wissen Ethik*, 21(3), 325–336.
- Meuser, Michael & Scholz, Sylka. (2011). Krise oder Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit? In Mechthild Bereswill & Anke Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert* (S. 56–79). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Nickel, Hildegard M. (2009). Die „Prekarietät“ – eine soziologische Kategorie? Anmerkungen aus einer geschlechtersoziologischen Perspektive. In Robert Castel & Klaus Dörre (Hrsg.), *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts* (S. 209–218). Frankfurt/M.: Campus.
- Niederle, Muriel & Vesterlund, Lise. (2011). Gender and Competition. *Annual Review of Economics*, 4, 601–630.

- Rommelspacher, Birgit. (2009). Hegemoniale Weiblichkeiten. In Utta Isop, Viktorija Ratković & Werner Wintersteiner (Hrsg.), *Spielregeln der Gewalt. Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Friedens- und Geschlechterforschung* (S. 171–184). Bielefeld: transcript.
- Sauer, Birgit. (2011). Restrukturierung von Männlichkeit. Staat und Geschlecht im Kontext von ökonomischer Globalisierung und politischer Internationalisierung. In Mechthild Bereswill & Anke Neuber (Hrsg.), *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert* (S. 80–103). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Schippers, Mimi. (2007). Recovering the feminine other: masculinity, femininity, and gender hegemony. *Theory and Society*, 36, 85–102.
- Scholz, Sylka. (2004). „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel? In Hella Hertzfeld, Katrin Schäfgen & Silke Veth (Hrsg.), *GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis* (S. 33–45). Berlin: Karl Dietz Verlag.
- Scholz, Sylka. (2007). Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen. In Mechthild Bereswill, Michael Meuser & Sylka Scholz (Hrsg.), *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit* (S. 51–67). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Scholz, Sylka. (2010). Hegemoniale Weiblichkeit? Hegemoniale Weiblichkeit! *Erwägen Wissen Ethik*, 21(3), 396–398.
- Stückler, Andreas. (2011). *Hegemoniale Männlichkeit im Finanzmarkt-Kapitalismus*. Zugriff am 26. Juni 2013 unter www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenoessische_ansaetze/stuecklerhegmaennlichkeit/Stueckler.pdf.
- Thürmer-Rohr, Christina. (1987). Aus Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen. In Christina Thürmer-Rohr (Hrsg.), *Vagabundinnen. Feministische Essays* (S. 38–56). Berlin: Orlanda.
- Weber, Max. (1992). *Politik als Beruf*. Stuttgart: Reclam.

Zur Person

Andreas Stückler, MA, Dissertant am Institut für Soziologie der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie des Rechts (mit Fokus auf Rechtsentstehung und strafrechtliche Diskurse), Männlichkeits- und Geschlechterforschung, kritische Gerontologie.
E-Mail: andreas.stueckler@reflex.at

Aus Forschung, Politik & Praxis

Oxana Krasilnikova

Fokus Russland: „Gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter ist eine Utopie“.

Interview mit Dr. Oxana Krasilnikova, Dozentin am Lehrstuhl für Politikwissenschaft der Kazan Federal University, zur Situation von Frauen in Russland

Zusammenfassung

Im Interview mit der Redaktion der Zeitschrift GENDER gibt die russische Politikwissenschaftlerin Oxana Krasilnikova nicht nur einen Einblick in die aktuelle Situation von Frauen in Russland und wie sich diese in der Öffentlichkeit und insbesondere in Bezug auf die Wahlen darstellt. Sie erläutert darüber hinaus die Gründe für das anhaltende Gendermissverhältnis, das sie als eine charakteristische Eigenschaft russischer Macht betrachtet, und benennt mögliche Lösungsansätze, um die Gleichberechtigung von Frauen in Russland voranzutreiben.

Schlüsselwörter

Gleichstellung, Geschlechtergerechtigkeit, Russland, Wahlen, Politik

Summary

Focus on Russia: "Gender equality is utopian". Interview with Dr Oxana Krasilnikova, lecturer in political science at Kazan Federal University, on women's situation in Russia

In an interview with the editors of GENDER, the Russian political scientist Oxana Krasilnikova provides insights into women's current situation in Russia and how it is represented in public and in elections in particular. She also gives reasons for the continuing gender disparity, which in her opinion is a characteristic quality of Russian power, and possible approaches to promoting gender equality in Russia.

Keywords

gender equality, gender justice, Russia, elections, politics

Redaktion GENDER: Danke für Ihre Bereitschaft, uns über die gegenwärtige Lage russischer Frauen zu informieren. Sie sind Experte für die politische Situation von Frauen in Russland. Gibt es hier mittlerweile eine Gleichstellung zwischen den Geschlechtern?

Krasilnikova: Die russische Politzene ist von einer rechtlichen Gleichstellung ihrer Akteurinnen und Akteure weit entfernt; Diskriminierung von Frauen existiert nach wie vor. Trotz der formellen Gleichheit wird die Aufrechterhaltung der faktischen Ungleichheit durch Geschlechterstereotype, Symbole und Bilder erleichtert, welche die existierenden „Dominierungsschablonen“ zwischen Männern und Frauen erklären und verstärken. Vor allem bei der Auswahl von Führungskräften sind Bewerber klar im Vorteil. Laut der Ausschussleiterin des Gender Policy Research, Swetlana Aivazova, sind Mechanismen für die Reproduktion von Geschlechtsasymmetrie im öffentlichen Raum mächtiger, anspruchsvoller und unaufdringlicher als diejenigen für den Rechtsschutz.

Dadurch bleibt das Gendermissverhältnis eine charakteristische Eigenschaft der russischen Macht¹.

Redaktion GENDER: Welche Gründe sehen Sie dafür?

Krasilnikova: Zum einen liegt der Grund dafür in den etablierten gesellschaftlichen und kulturellen Gewohnheiten, in den vorhandenen Denkmustern in der Politik. Zum anderen ist das eine direkte Folge der sogenannten „kontrollierten Demokratie“ Putins, die keinen Spielraum für eine funktionierende bürgerliche Gesellschaft vorsieht und eine echte gesellschaftliche Gleichstellung von Mann und Frau zur Illusion macht.

Redaktion GENDER: Was genau ist darunter zu verstehen? Können Sie das konkretisieren?

Krasilnikova: Forscherinnen wie Elena Kochkina sehen das größte Hindernis auf dem Weg russischer Frauen zu den höchsten politischen Ämtern nicht in der Form des Wahlsystems, sondern in der Form der Regierung des russischen Staates. Denn hier wird die Mehrheit der Ernennungen für leitende Positionen vom Präsidenten bestimmt². Frauen in Russland können keinen angemessenen und würdigen Platz in der Politik erhalten, weil die Wahlen selbst lediglich der Aufrechterhaltung der Macht vorhandener Strukturen dienen. Bei diesen Verhältnissen bleiben alle Hoffnungen auf eine gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter eine Utopie. Es ist notwendig, dass bei den Wahlen eines der Grundprinzipien – das Vorhandensein einer politischen Konkurrenz – konsequent umgesetzt wird, denn ohne dies verlieren alle anderen Forderungen jeglichen Sinn. Wenn die Exekutive das alleinige Recht für sich beansprucht, zu entscheiden, wer für die Wahlen zur Legislative kandidieren darf und wer nicht – von welcher Demokratie kann hier dann überhaupt noch die Rede sein?

Redaktion GENDER: Wie steht das mit der Situation von Frauen in Russland in Zusammenhang?

Krasilnikova: Die sogenannte „Entwicklung des Wahlrechts“ führt zu einer Isolierung der Öffentlichkeit vom realen Wahlverlauf und zur Bildung einer Bürokratenkaste, die außergewöhnliche Möglichkeiten besitzt, ihre Rechte auszuüben. Eine gesetzlich verankerte Frauenquote in den politischen Machtstrukturen, die von mehreren Frauenbündnissen seit Langem angestrebt wird, könnte hier sehr hilfreich sein. Ohne den politischen Willen der jetzigen wichtigsten Machthaber ist dies jedoch nicht möglich.

Volkvertretungen oder Regierungen können sich erst dann als „demokratisch“ bezeichnen, wenn sie die Interessen der Gesamtbevölkerung vertreten; dies ist aber nur dann möglich, wenn sowohl die Wahlen selbst rechtmäßig ablaufen als auch der Zugang zu den Wahlen für alle Bevölkerungsschichten gleichermaßen gewährleistet ist. Dies gilt vor allem für die Teilnahme von Frauen – als Wählerinnen und als zur Wahl stehende Kandidatinnen. Um dies zu erreichen, braucht es eine Vereinigung der Kräfte

1 Vgl. hierzu Aivazova 2012: 5.

2 Vgl. hierzu Kochkina 1999: 182.

verschiedener Frauenorganisationen für ein gemeinsames Ziel: die tatsächliche Gleichstellung von Mann und Frau in den politischen Machtstrukturen Russlands. Bei einer „einfachen“ Vergrößerung der Frauenanzahl in den jetzigen Parteien wäre dagegen zu erwarten, dass die spezifische Genderproblematik in den Zielen und Programmen der von Männern dominierten Parteien untergeht. Menschen bilden Stereotypen aus, nach denen die Funktion einer Frau in der Politik Dekoration eines demokratischen Systems der staatlichen Stellen ist anstatt eine Notwendigkeit, Jugendgruppen, Frauen und andere in der politischen Sphäre zu repräsentieren³.

Redaktion GENDER: Wie stellt sich dies konkret in den Wahlen dar?

Krasilnikova: Seit den ersten russischen Präsidentschaftswahlen fanden weitere fünf Wahlkampagnen statt, in denen ausschließlich Männer um die Präsidentschaft kämpften (mit Ausnahme von Ella Pamfilova in 2000 und Irina Khakamada in 2004). Viele Forscherinnen und Forscher, wie z. B. Belyaev, Akmalova und Sizov, weisen darauf hin, dass zusätzlich zu der markanten politischen Kultur, die auf die Wahlentscheidung einwirkt, die Methoden der Machtkommunikation mit der Opposition zu hart für Frauen sind⁴, sodass eine Parität in diesem Bereich noch nicht festgestellt werden kann.

Trotz der Tatsache, dass das Niveau der Demokratisierung einer Gesellschaft direkt mit der Vertretung von Frauen in Machtpositionen verbunden ist, besetzen Politikerinnen in Russland nur wenige Positionen. Selbst „zu besten Zeiten“, im Jahr 1993, lag der Anteil weiblicher Duma-Abgeordneter bei 13,5 Prozent (61 Sitze). Die Frauen konnten diesen Erfolg seitdem nicht wiederholen: Im Jahr 1995 gab es 46, 1999 35, 2003 45, 2007 41 und 2011 59 Frauen im Unterhaus des Parlaments.

Obwohl die weibliche Bevölkerung gegenüber der männlichen anteilig überwiegt und Frauen aktiver als Männer ihr Wahlrecht nutzen⁵, bleibt nach unseren Recherchen die Politik eine reine Männerangelegenheit. Schlussfolgerungen von Expertinnen wie Yukina drücken eine allgemeine Enttäuschung darüber aus, dass im heutigen Russland die UN-Genderpolitik weiterhin abgelehnt und begleitet wird von den Verstößen gegen bürgerliche und reproduktive Rechte von Frauen⁶.

Im Laufe der vergangenen 20 Jahre seit Gründung der Duma auf Multi-Parteien-Basis konnte sich die Partei „Für Frauen Russlands“ bis heute jedoch nicht als unabhängige parlamentarische Kraft behaupten. Gesetze, die von der Staatsduma zur Förderung von Frauen verabschiedet wurden, beinhalten ein gewisses Maß an Genderbalance, führen aber nicht zur politischen Beteiligung von Frauen, weil noch kein klarer Mechanismus für die Integration von Fraueninteressen im öffentlichen Prozess herausgebildet wurde. In der politischen Arena haben Frauen keine bedeutende politische Größe (mehr), und diejenigen, die in den 1990er Jahren aktiv waren, haben die politische Bühne bereits verlassen.

Redaktion GENDER: Wie bewertet die Öffentlichkeit diese Situation?

3 Vgl. hierzu Bakhteeva 2012: 65.

4 Vgl. hierzu Belyaev et al. 2000: 44.

5 Vgl. hierzu Krasilnikova 2005.

6 Vgl. hierzu Yukina 2012: 526.

Krasilnikova: Laut Studien⁷ dominiert in Russland ein Geschlechterstereotyp, nach dem die Mehrheit der BürgerInnen glaubt, die Einführung von Frauenquoten würde dafür sorgen, dass offene Stellen mit Ehefrauen, Liebhaberinnen und Töchtern von Politikern oder Geschäftsleuten besetzt werden. Die Realität bestätigt diese Meinung oft. Im Jahr 2011 standen auf den Listen von Regierungsparteien der Staatsduma die Gattin des Direktors des Automobilherstellers Kamaz, eine Turnerin, die in der Presse seit vielen Jahren als die Geliebte des Präsidenten gilt, eine junge Schauspielerin, die Tochter eines berühmten Eishockeyspielers etc. Vor der Wahl beschäftigten sich diese Frauen nicht mit der Politik, hatten keine politische und manchmal, aufgrund des geringen Alters, nicht einmal die notwendige Lebenserfahrung.

Politische Parteien, die während des Wahlkampfes die Absicht erklärten, für die Chancengleichheit in der Politik zu kämpfen, hielten es nicht für nötig, ihre eigenen Wahlkampfversprechen umzusetzen. Nur die Pro-Regierungspartei hat 17 Prozent Frauen in ihren Reihen, die anderen drei lediglich fünf bis sechs Prozent. Darüber hinaus waren die Rekrutierungsmethoden in einigen Fällen unklar.

Redaktion GENDER: Wie stellt sich die Situation in den verschiedenen Regionen Russlands dar? Lassen sich dort Unterschiede erkennen?

Krasilnikova: In den Provinzregionen bleibt die wirtschaftliche und politische Macht – so die Argumentation – eine „zu ernste Angelegenheit“, um sie den Frauen zu überlassen. Frauen sind in regionalen Eliten schwach vertreten, in der Teilrepublik Baschkortostan zum Beispiel erscheint nicht einmal eine einzige Vertreterin des „schwachen Geschlechts“ auf den Listen der einflussreichsten Personen. In Tatarstan wird die wirtschaftliche Macht ausschließlich von Männern gesteuert, eine politische Vertretung von Frauen ist kaum vorhanden, sie belegen nur zwei von 27 Plätzen (Rangplätze 9 und 25) in der Auflistung der Personen mit dem größten Einfluss in der Region. In Udmurtien besteht die politische Bühne aus 33 Vertretern und nur zwei Vertreterinnen (Rangplätze 31 und 33). In der Liste der wirtschaftlichen Elite Russlands war ebenfalls kein Platz für Frauen, und in der politischen Rangliste des Landes besetzen Frauen nur zwei von 70 Positionen (Rangplätze 35 und 39)⁸. Es existiert eine gewisse Korrelation: In der Regel haben sie einen Abschluss in Wirtschaftswissenschaften und Erfahrungen im Banken-, Geschäfts- und Gewerbebereich.

Eine Analyse der Repräsentation von Frauen in den politischen Eliten Russlands zeigt, dass das Bildungsniveau von Frauen bis heute höher ist als das der Männer. Eine qualifizierte Bildung allein reicht für eine angemessene Vertretung der Frauen in der Politik aber offenbar nicht aus. Denn trotz oft höherer Qualifikationen ist die Präsenz von Frauen in wirtschaftlichen Führungspositionen verschwindend gering. Diese Positionen sind jedoch der Rekrutierungsort für PolitikerInnen.

Redaktion GENDER: Welche Lösungsansätze sehen Sie, um die bestehende Situation positiv zu beeinflussen?

⁷ Vgl. hierzu Malysheva 2007.

⁸ Vgl. hierzu Gaman-Glutvina 2004.

Krasilnikova: Dafür muss die weibliche Bevölkerung viel aktiver als bisher am wirtschaftlichen Leben teilnehmen, nur so wird gleichzeitig ihre Rolle in der Politik wachsen.

Die bei Frauen beliebte Ausbildung bzw. ein Studium in sozialen Berufen helfen nicht, den russischen Frauen den Weg in die Politik zu ebnen. Bessere Chancen haben Geschäftsfrauen aus der Wirtschaft, dem Bankenwesen, regionalen und kommunalen Regierungen und aus den politischen Parteien. Es muss aber nicht nur der Frauenanteil in den Machtstrukturen erhöht werden, sondern auch das allgemeine Selbstbewusstsein, mit welchem Frauen diesen Strukturen begegnen, damit alte Genderstereotype einer neuen Selbstverständlichkeit in Bezug auf die Teilnahme von Frauen am gesellschaftlichen und politischen Leben weichen.

Nach Meinung von Ausschussleiterin Aivazova sind die Chancen der Frauen auf Beförderung in politische und staatliche Ämter seit Beginn dieses Jahrhunderts deutlich gesunken. Vor allem betrifft es die Aktivistinnen der Frauenbewegung und die Frauen, die nicht zu der staatlichen „Nomenklatura“ gehören.

Selbst die wenigen Vertreterinnen der jetzigen politischen Elite Russlands wurden streng nach ihrer Treue gegenüber den Prinzipien der russischen Staatlichkeit ausgewählt. Dabei steht an erster Stelle die Ergebenheit für den bürokratischen Apparat und nicht die Interessenvertretung der bürgerlichen Gesellschaft und deren sozialer Gruppierungen. Solche Auswahlkriterien für die Zulassung von Frauen in die oberen Machtstrukturen bremsen weiterhin eine Verwirklichung der in der Verfassung garantierten sozialen Gleichheit der Geschlechter⁹.

Im politischen Russland gibt es einen dringenden Bedarf an koordinierenden Strukturen, welche die vorhandenen Probleme der Gendergleichheit und der Frauenvertretung in den Führungsetagen systematisch lösen. Um das Potenzial von Frauen in Führungspositionen zu erforschen und zu nutzen, ist eine kooperative Zusammenarbeit aller politischen Strukturen, der bürgerlichen Gesellschaft, der Massenmedien, der Wissenschaft und Bildung erforderlich. Politisches Engagement von Frauen in Russland wird jedoch nur unter den Bedingungen einer breiteren Demokratisierung politischer Prozesse möglich, wenn die Politik ihre Entscheidungen nicht mehr hinter verschlossenen Türen, sondern mithilfe der unmittelbaren Teilnahme der Bürgerinnen und Bürger trifft.

Beseitigung solcher Überreste der autoritären Vergangenheit durch Kooptierung der Machtstrukturen, Ersetzung der nicht legitimen durch eine sozial akzeptable Art von Machtausübung und eine weitere Demokratisierung der Gesellschaft könnten zu einer graduellen Veränderung der Einstellungen und zur Verdrängung des verzerrten Frauenbildes sowohl in der Gesellschaft als auch in der Politik führen.

Redaktion GENDER: Welche Personen nehmen in Russland auf die angesprochenen Strukturen Einfluss, um dieses Ziel zu erreichen?

Krasilnikova: In Russland existiert ein breites System von Strukturen und Ämtern, die für die Gewährleistung und den Schutz der Menschenrechte verantwortlich sind. Die führende Rolle in diesem Gefüge nimmt der Menschenrechtsbeauftragte der Russischen Föderation ein; außer ihm gibt es noch einen Beauftragten für Unternehmerrechte und einen Kinderrechtsbeauftragten. Eine Beauftragte/einen Beauftragten für Frauenrechte

9 Vgl. hierzu Aivazova 2008: 9.

hat das Land noch nicht, gleichzeitig wird systematisch eine Implementierung von Ombudsmännern ins politische System durchgeführt. Auf der regionalen Ebene existieren bereits Kinderombudsmänner, Ombudsmänner für Militärangehörige, Ombudsmänner für SchülerInnen und StudentInnen. Außerdem ist angedacht, Ombudsmänner für die Kontrolle der Polizei und der Justizvollzugsanstalten, der Flüchtlinge und ÜbersiedlerInnen, Bürgerrechte und Völkerrechte sowie für die kulturelle Entwicklung kleinerer Völker der Russischen Föderation einzusetzen. Elena Kochkina weist darauf hin, dass das jetzige Personalmanagement nach wie vor vom sowjetischen Typ ist – es zielt darauf ab, in den Machtstrukturen die Ebene der EntscheidungsträgerInnen ausschließlich Männern zu überlassen. Unter diesen Bedingungen ist die mangelnde Präsenz der Frauen in Machtstrukturen auf die unveränderte Kontinuität in den Geschlechtereinstellungen zurückzuführen¹⁰.

Redaktion GENDER: Was ist Ihrer Ansicht nach notwendig, um die Gleichberechtigung von Frauen in Russland voranzutreiben?

Krasilnikova: Die Gleichberechtigung von Frauen kommt nicht wie ein Weihnachtsgeschenk, sondern erfordert einen Kampf auf allen Ebenen – bei der Gesetzgebung, im politischen und kulturellen Leben, in der Ideologie usw. Nur aktive, gut koordinierte Aktionen von verschiedenen Frauenorganisationen können zur Lösung dieser zentralen gesellschaftlichen Aufgaben beitragen.

Offensichtliches Korrelat der politischen Einflussnahme ist in diesem Fall die wirtschaftliche Dominanz. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten: Je stärker die wirtschaftliche Aktivität der weiblichen Bevölkerung steigt, desto höher wird ihr Anteil in der Politik.

Humanistische Bildung, obwohl sie in Russland als weiblich wahrgenommen wird und Frauen traditionell Berufe wie Lehrerin, Krankenschwester usw. anstreben, ist für die politische Partizipation eindeutig nicht geeignet. Mögliche Wege, um Frauen in der Politik zu fördern, sind eine Karriere im Bankwesen, eine Tätigkeit in der Exekutive und die aktive Arbeit in den Gremien der politischen Parteien.

Expertinnen argumentieren, dass seit Beginn des 21. Jahrhunderts „der soziale Aufstieg“ in Russland im Wesentlichen nicht mehr funktioniert, der Fortschritte auf dem Gebiet der Politik für diejenigen Frauen bieten soll, die nicht zur Staatsnomenklatur gehören, z. B. Aktivistinnen der Frauenorganisationen. Selbst der extrem kleine Frauenanteil der russischen politischen Elite wird heute in Übereinstimmung mit den Anforderungen der traditionellen russischen Staatlichkeit, auf der Grundlage der Bürokratie und ohne jegliche Einwirkung von anderen gesellschaftlichen Gruppen gebildet, einschließlich der VertreterInnen der Zivilgesellschaft. Eine solche Art der Auswahl der weiblichen Machtelite ist in der Lage, den Prozess der Angleichung der sozialen Chancen von Männern und Frauen zu verlangsamen und in vielerlei Hinsicht die Umsetzung des verfassungsrechtlichen Grundsatzes der Gleichstellung der Geschlechter zu blockieren – und damit auf staatlicher Ebene die Zulassung von Zielen der sozialen Entwicklung, die der allgemeinen Politik der Humanisierung zugeordnet sind¹¹.

¹⁰ Vgl. hierzu Kochkina 2003.

¹¹ Vgl. hierzu Aivazova 2008: 9.

In Russland besteht ein großer Bedarf an Strukturen und Koordinationssystemen, die Fragen der Gleichstellung und die Anzahl von Frauen in Führungspositionen vorantreiben. Es erfordert eine sorgfältige und gut koordinierte Arbeit aller politischen Institutionen, der Zivilgesellschaft, der Wissenschaft, der Medien und des Bildungssektors. Politisches Engagement von Frauen in Russland wird nur mit einer allgemeinen Demokratisierung des politischen Prozesses möglich sein und wenn die Politik nicht weiter „in den Büros gemacht“ wird, sondern mit der direkten Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger.

Für weiterführende Informationen verweise ich im Folgenden auf Literatur zu dieser Thematik, die ich zuvor bereits genannt habe.

Literaturverzeichnis

- Aivazova, Svetlana. (2008). *Russische Wahlen: Geschlechtsicht.* (Айвазова, Светлана. (2008). *Российские выборы: гендерное прочтение.*) Zugriff am 15. Februar 2013 unter http://gendocs.ru/v15297/айвазова_с._российские_выборы_гендерное_прочтение?page=9.
- Aivazova, Svetlana. (2012). Geschlechtsmerkmale des politischen Verhaltens der Russen im Rahmen des Wahlzyklus von Parlaments und Präsidentschaftswahlen 2011–2012. *Frau in der russischen Gesellschaft*, 3, 5–11. (Айвазова, Светлана. (2012). Гендерные особенности политического поведения россиян в контексте избирательного цикла парламентских и президентских выборов 2011–2012 гг. // *Женщина в российском обществе.* – №3. – С. 5–11).
- Bakhteeva, Ekaterina. (2012). Variabilität des Bildes von Politikerinnen im Kontext der visuellen Formen des politischen Humors. VI. All-Russischer Kongress der Politikwissenschaftler. In *Russia in Global World: Institutionen und Strategien der politischen Interaktion* (S. 64–65). Moskau: Political Science Association. (Бахтеева, Екатерина. (2012). Вариативность образа женщины-политика в контексте визуальных форм политического юмора. VI. *Всероссийский конгресс политологов «Россия в глобальном мире: институты и стратегии политического взаимодействия»* (С. 64–65). М.: РАПН).
- Belyaev, Vladimir et al. (2000). *Formen der Beteiligung von Frauen in der Politik. Bildung eines Mehrparteiensystems in Russland: eine regionale Perspektive.* Kazan: KGU. (Беляев, Владимир и др. (2000). Беляев, В. и др. *Формы участия женщин в политике / В.А. Беляев, Л.Ш. Акмалова, Г.Т. Сизова // Становление многопартийности в России: региональный аспект (тезисы докладов и сообщений).* Казань: КГУ).
- Gaman-Glutvina, O. V. (2004). *Die einflussreichsten Menschen in Russland – 2003.* Moskau: Institut für Situationsanalyse und neue Technologien. (Под ред. О.В.Гаман-Голутвиной. (2004). *Самые влиятельные люди России – 2003.* М.: Институт ситуационного анализа и новых технологий. – 696 с.).
- Kochkina, Elena. (1999). Die Vertretung von Frauen in der russischen Regierung. *Sozialwissenschaften und Gegenwart*, 1, 173–183. (Кочкина, Елена. (1999). Представленность женщин в российских органах власти // *Общественные науки и современность.* –№1. – С. 173–183).

- Kochkina, Elena. (2003). Die Vertretung von Frauen in Machtstrukturen von Russland 1917–2002. In *Geschlechtsrekonstruktion der politischen Systeme* (S. 91–105) St. Petersburg: ISPG-Alethea. (Кочкина, Елена. (2003). Представительство женщин в структурах власти России, 1917–2002 гг. *Гендерная реконструкция политических систем*. Редакторы-составители сборника: Степанова Н. М., Кириченко М. М., Кочкина Е. В. – СПб.: ИСПГ-Алетейя – С. 91–105).
- Krasilnikova, Oxana. (2005). *Entwicklung der russischen Wahlpolitik 1990–2000. (Regionale Aspekte)*. Kazan: KGU. (Красильникова, Оксана. (2005). *Эволюция российской электоральной политики в 1990–2000 гг. (региональный аспект)*. – Казань: КГУ).
- Malysheva, Marina. (2007). Gender-basierte Inhalte des politischen Raums in Russland. In Inna Nazarova & Ekaterina Lobza (Hrsg.), *Geschlechterstereotypen im heutigen Russland* (S. 229–246). Moskau: MAKSS Press. (Мальшева, Марина. (2007). «Гендерное наполнение политического пространства в России» // «Гендерные стереотипы в современной России» /Сост., общ. ред. И. Б. Назарова, Е. В. Лобза; Гос. Ун-т – Высшая школа экономики (С. 229–246). – М.: МАКС Пресс.)
- Yukina, Irina. (2012). Geschlechtspolitik im heutigen Russland. VI. All-Russischer Kongress der Politikwissenschaftler. In *Russia in Global World: Institutionen und Strategien der politischen Interaktion* (S. 525–526). Moskau: Political Science Association. (Юкина, Ирина. (2012). Гендерная политика в современной России / VI Всероссийский конгресс политологов «Россия в глобальном мире: институты и стратегии политического взаимодействия» (С. 525–526). М.: РАПН.)

Zur Person

Oxana Krasilnikova, Dr., Dozentin am Lehrstuhl für Politikwissenschaft der Kazan Federal University, Russland. Arbeitsschwerpunkte: Genderpolitik, Demokratie- und Wahlforschung. Kontakt: 423827, Naberezhnye Chelny, ul.A.Kutuya, d.3., kv.300, Russland
E-Mail: oxana.zadumina@gmail.com

Veronika Duma

Intimität. Geschlechterwissenschaftliche Perspektiven.

3. Jahrestagung der Wissenschaftlichen Fachgesellschaft Geschlechterstudien vom 15. bis 16. Februar 2013 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Zusammenfassung

Was ist aus geschlechtertheoretischer Perspektive und vor dem Hintergrund interdisziplinärer Annäherungen unter Intimität zu verstehen? Entlang dieser Frage wurden auf der Tagung Kernthemen geschlechterwissenschaftlicher und feministischer Theorie und Praxis diskutiert. Veranstalterin war die Wissenschaftliche Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association (FG Gender) in Kooperation mit dem Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse (CGC) und dem Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (GFFZ).

Schlüsselwörter

Intimität, Geschlechterforschung, Gender, Queer Studies, Feminismus, FG Gender

Summary

Intimacy. Gender-Sensitive Perspectives. Third Annual Conference of the Gender Studies Association, 15/16 February 2013, Goethe University Frankfurt am Main

How is "intimacy" to be defined from a gender-sensitive perspective and what topics and research questions can be analysed in view of interdisciplinary approaches? Those were the key questions in the field of gender studies and feminism that were discussed at the conference organized by the Wissenschaftliche Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association (FG Gender) in cooperation with the Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse (CGC) and the Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (GFFZ).

Keywords

intimacy, gender studies, gender, queer studies, feminism, FG Gender

Jüngst erlebte die (Re-)Thematisierung von Emotionen und Affekten in unterschiedlichen sozial-, geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen einen Aufschwung, der bereits als „emotional/affective turn“ bezeichnet wird. Die Debatten bewegen sich an der Schnittstelle zentraler Themen der Frauen- und Geschlechterforschung sowie der feministischen Theorie und verhandeln u. a. Konzepte von Öffentlichkeit/Privatheit, Körperlichkeit oder Sexualität sowie Fragen von Reproduktions- oder affektiver Arbeit. Intimität war demgegenüber weniger Gegenstand systematischer Analysen wiewohl zentraler Bestandteil der genannten Themenbereiche. Durch die Tagung der FG Gender in Kooperation mit dem CGC und dem GFFZ wurde Intimität aufgegriffen und auf die Agenda geschlechterwissenschaftlicher Forschungen gesetzt. Die Konferenz fand im Anschluss an die 11. Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und

Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG) statt. Den Übergang bildete eine gemeinsame Veranstaltung der KEG und der FG Gender mit dem Titel „Exzellenz‘, Institutionen und Kritik – Bedingungen für Gender und Queer Studies reformulieren!“, die Raum für eine Diskussion über die (veränderten) Bedingungen der Gender und Queer Studies vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Exzellenzinitiativen bot.

Anschließend eröffneten Ulla Wischermann, geschäftsführende Direktorin des CGC, Lotte Rose, Geschäftsführerin der GFFZ, und Paula Villa für den Vorstand der FG Gender die Tagung. Etwa 150 WissenschaftlerInnen und Interessierte nahmen teil. Fünf Panels mit jeweils drei Vortragenden standen auf dem Programm. Die Einheiten trugen keine Überschriften, die auf eine gemeinsame inhaltliche Klammer der Beiträge verwiesen hätten. Es wurden sehr unterschiedliche Herangehensweisen an das Thema sichtbar, die nicht zuletzt mit der jeweiligen Methodik der verschiedenen Disziplinen verbunden waren. Intimität wurde u. a. aus soziologischer, philosophischer, oft ethnologischer, psychologischer, sprach- oder literaturwissenschaftlicher Perspektive beleuchtet. In den meisten Beiträgen standen Sexualität und körperliche Momente der Geschlechterbeziehungen bzw. vergeschlechtlicher Verhältnisse im Zentrum des Verständnisses von Intimität. Mitunter wurden Sexualität und Intimität gleichgesetzt. In vielen Vorträgen spielten neue Medien als Grundlage der Analyse eine zentrale Rolle, wobei Fragen von Intimität und Social Media besonders aus queer-theoretischer Perspektive reflektiert wurden. Darüber hinaus waren Intimität und (die Konstruktion von) Männlichkeit, Intimität und Homosexualität oder Intimität im Kontext von Migration sowie in Dienstleistungsverhältnissen als wiederkehrende thematische Verbindungen auszumachen.

Den Auftakt des ersten Panels machte *Patrick Henze* (Berlin) mit dem Vortrag „Befreite Sexualität? – Intimes als Politikum der Schwulenbewegung der 1970er Jahre“. Bisher gibt es nur wenig wissenschaftliche Literatur über diese Bewegung. Dieser Leerstelle widmete sich Henze: Anhand von Material aus dem Schwulen Museum Berlin, dem Landesarchiv Berlin und ZeitzeugInneninterviews untersuchte er Diskussionen – wie etwa jene der „Feministinnen“ oder „Tunten“ – innerhalb der Homosexuellen Aktion Westberlin (HAW). Die Kontroversen betrafen Fragen nach Emotionen und affektiven Bindungen. Dadurch wurden die eigenen Intimitäten politisiert und reflexive Überlegungen über Begehren sowie Kritik an bestimmten Männlichkeitsbildern angestellt. In der Diskussion verwies Henze darauf, dass auch in heutigen Bewegungskontexten und speziell in queeren Bewegungen Debatten entlang ähnlicher Argumentationslinien geführt würden.

Danach stellte *Nadine Sanitter* (FH Erfurt/Berlin) ihre Untersuchungen zur Konstruktion von Intimität im Bereich des sogenannten Buddy-Slash vor, einem Subgenre der Fanfiction. Letztere bezeichnet Erzählungen von Fans zu diversen Büchern, Filmen etc. und deren Veröffentlichung im Internet. Im Zentrum der Geschichten der Buddy-Slash-Fanfiction stehen zwei männliche Protagonisten, deren Freundschaft sich zu einer sexuellen Beziehung ausweitete. Sanitter argumentierte, dass die dort beschriebenen Intimitätspraktiken hegemoniale Bilder von Männlichkeit infrage stellten, indem den Protagonisten weiblich konnotierte Vorstellungen von Geschlecht, wie Emotionalität oder Verletzungsoffenheit, zugeschrieben würden. Sie betonte, dass es sich bei Fanfiction um ein Massenmedium handelt, sodass die Analyse anhand der Kategorie von hegemonialer Männlichkeit gerechtfertigt sei. Die Frage, ob das Phänomen so breitenwirksam ist,

dass hegemoniale Männlichkeit nicht nur unterwandert, sondern auch verändert werden könne, blieb offen.

Eine erfrischende Präsentation hielt *Doreen Kruppa* (Beuth Hochschule für Technik Berlin/TU Hamburg-Harburg), die Freundschafts- und Familienforschung in der Soziologie und Psychologie im Hinblick auf ihre Heteronormativität kritisierte. Sie stellte drei Fragen an die TeilnehmerInnen, von der eine exemplarisch genannt werden soll: Wer von all jenen, die sich als Frau verstehen, hatte in ihrer Jugend enge Mädchenfreundschaften? Nachdem zahlreiche Hände in die Höhe gingen, präsentierte Kruppa eine jener gängigen Interpretationen, gegen die sie im weiteren Verlauf argumentierte: Diese Mädchenfreundschaften könnten als Vorbereitung für die (heteronormative) Partnerschaft gesehen werden. Freundschaften, so kritisierte Kruppa, würden in der Forschung Paar- und Familienbeziehungen nachgestellt. Sie sprach sich für die Annahme des Konzepts einer „freundschaftszentrierten Lebensweise“ aus, um ein vollständiges Bild von Fragen zu Intimität und Fürsorge zeichnen zu können. Das Aufzeigen der Vielfalt an Freundschaftspraxen in der Forschung sollte nicht zuletzt auch Rückwirkung auf die psychologische Praxis haben, indem die heteronormative Familie nicht als zentraler Ort sozialer Bezugspunkt stilisiert wird.

Feng-Mei Heberer (University of Southern California) blickte anhand der Analyse des taiwanesischen Dokumentarfilms *Lesbian Factory* auf Intimität vor dem Hintergrund des globalisierten Kapitalismus. Sie argumentierte, dass die weltweite Zirkulation von Arbeitskräften, Waren und Geld auch die Bewegung von emotionalen Beziehungen (Liebes- und/oder Freundschaftsbeziehungen lösen sich auf bzw. entstehen neu) beinhalte. Heberer wies auf die Auswirkungen der prekären Arbeitsverhältnisse auf intime Beziehungen hin. Der Vortrag warf am Beispiel des Films einen Blick auf die gleichgeschlechtlichen Beziehungen philippinischer migrantischer Arbeiterinnen, die als Form nicht heteropatriarchaler Intimität vorgestellt wurden. In der Diskussion wurde Intimität auf mehreren Ebenen verhandelt: als Liebe zwischen den Arbeiterinnen einerseits und als erzwungene Intimität in den fabriknahen Schlafsälen andererseits. Zudem wurde die Frage nach Intimität in Bezug auf die Filmsprache aufgeworfen, die in der Diskussion als grenzüberschreitend bezeichnet wurde.

Es folgte der Vortrag von *Vojin Saša Vukadinovic* (Universität Basel) mit Thesen zur (Anti-)Intimität des RAF-Gefangenenkollektivs. Anfang der 1970er Jahre baute die sich zu diesem Zeitpunkt bereits fast vollständig in Haft befindende erste Generation der Rote Armee Fraktion (RAF) ein Kommunikationssystem im Gefängnis auf, das *info*. Vukadinovic widmete sich diesem Schriftverkehr von Zelle zu Zelle. „Schreibt auf unsere Haut“, formulierte einst Gudrun Ensslin anlässlich des Briefwechsels in der Haft. Vukadinovic bezeichnete diese Formulierung als beispielhaft für die Sprache der RAF-Mitglieder, die Eigentum ebenso wie Privatheit abgelehnt und dafür den Einheitskörper und -geist der Gruppe, die Kollektivierung, beschworen hätten. Darin bestehe die Anti-Intimität der RAF. Die Privatheit als auszutreibendes Gut, Selbstbechtigung und Bereitschaft zur Selbstsakralisierung seien auf die Abschaffung des Individuums zielende Folgen des „Kollektivitätswahns“, der in den Korrespondenzen zum Ausdruck komme. Vukadinovics Vortrag wurde kontrovers diskutiert.

Anil Al-Rebholz (Goethe-Universität Frankfurt am Main) erläuterte die Frage, wie Geschlechterverhältnisse und Intimitätsformen vor dem Hintergrund der Heiratsmigra-

tion und dem Aufkommen der sogenannten globalisierten Familien im transnationalen Raum ausgehandelt werden. Mit dem Blick auf die Veränderung von Intimität im Migrationskontext knüpfte Al-Rebholz, wenn auch mit einem anderen Fokus, an Heberers Vortrag an. Am Fallbeispiel eines „transnationalen Paares“ analysierte Al-Rebholz Bilder von Männlichkeit, Formen von Intimität und Geschlechterordnungen im Wandel.

Anna Buschmeyer und *Eva Tolasch* (beide LMU München) stellten in ihrem Vortrag „(Ver-)Handlungen von Intimität in Grenzüberschreitungen“ erste empirische Ergebnisse vor, die im Rahmen eines von beiden Wissenschaftlerinnen geleiteten Forschungspraktikums erarbeitet wurden. Im Fokus standen Untersuchungen zu professionellen Beziehungen und Intimität, vor allem im Dienstleistungsbereich. Welche Praxen lassen sich in intimen Situationen beobachten, in denen körperliche Nähe den Arbeitsbereich bestimmt? Wie werden Intimitätsgrenzen verhandelt, hergestellt oder überschritten? Am Beispiel der Berufe FriseurIn, AltenpflegerIn und BallettlehrerIn wurde das Forschungsprojekt vorgestellt. Buschmeyer und Tolasch gingen davon aus, dass Intimität nicht gesetzt werden kann, sondern praktiziert wird. In welcher Situation etwas als zu intim empfunden wird, sei abhängig von verschiedenen Kontexten und unterliege somit einer gewissen Deutungsoffenheit.

Susanne Lemke (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg) nahm die jüngst geführte Diskussion um Beschneidung zum Anlass, in ihrem Vortrag nach der Bedeutung dieses religiösen Rituals für die Symbolisierung von Geschlecht zu fragen. Die Praxis der Beschneidung werde nicht als Eingriff in die Intimität eines Kindes verhandelt, sondern als Ritual symbolischer Inklusion betrachtet, so ihr Fazit.

In der abschließenden Präsentation sprach *Susanne Schmitt* (LMU München) über die Darstellung von Sexualität(en) in Museen und erörterte, welche Positionen unter dem Begriff Sexualität in unterschiedlichen Ausstellungen verhandelt wurden. Welche Intimitätsvorstellungen stehen miteinander in Konflikt? Inwiefern ermöglichen oder verhindern museale Praktiken die Herstellung von Intimität? Schmitt widmete sich dabei besonders der Rolle und Wirkung von Gerüchen im Museum. Sich im Bereich einer Ethnologie der Sinne verortend, untersuchte sie das „Museum als leiblichen Ort“ aus der Perspektive der BesucherInnen und MitarbeiterInnen.

Der nächste Konferenztag bot Raum und Zeit für intensiven Austausch in kleinerem Rahmen. Hierfür wurden Foren zu den Themen Gesundheit, Alltagskultur und Geschlecht, der Unterscheidung von „Privatheit“ und Intimität, Feministische Ökonomie, Nachwuchs in den Gender Studies und (Große) Interdisziplinarität veranstaltet, die gutes Feedback erhielten. Daran schloss sich die Mitgliederversammlung der FG Gender an.

Das nächste Panel begegnete dem Tagungsthema aus philosophischer, literaturwissenschaftlicher, rechtlicher und sozialwissenschaftlicher Perspektive. Angeregt u. a. durch die Arbeiten von Donna Haraway warf *Waltraud Ernst* (Johannes Kepler Universität Linz) in einer wissenschaftsphilosophischen und erkenntnistheoretischen Herangehensweise einen analytischen Blick auf Naturwissenschaften im 18. und 19. Jahrhundert. Am Beispiel der Affinitätstheorien in der Chemie und Darwins Evolutionstheorie fragte Ernst danach, was die sogenannten exakten Wissenschaften über das Erotische „erzählen“. Welche Art von Wissen wurde produziert und inwiefern war dieses Wissen dabei mit „Anliegen“ von Gruppen und Einzelnen verknüpft?

Katja Sander (Berlin) richtete in ihrer Präsentation – im gedanklichen Anschluss an Michel Foucault, Thomas Lemke u. a. – den Fokus auf die Regulierung von Intimität am Beispiel von Urteilen des Bundesverfassungsgerichts im Bereich der sexuellen Selbstbestimmung. Anhand ausgewählter Entscheidungen veranschaulichte Sander die Zusammenhänge zwischen der Regulierung von Intimität und Reproduktion sowie den vorherrschenden geschlechtlichen Codierungen des Bundesverfassungsgerichts. Intimität, so die These, werde immer mit Blick auf die „Reproduktivität des Bevölkerungskörpers“ und eine heteronormative Ordnung organisiert. Juristisch existiere eine Trennung von Intim- und Privatsphäre: Die Intimsphäre darf nicht reguliert werden, die Privatsphäre schon.

Vor dem Hintergrund des 2010 in Kraft getretenen Gen-Diagnostik-Gesetzes diskutierte *Katharina Liebsch* (Helmut-Schmidt-Universität Hamburg) die wechselseitige Beeinflussung von genetischem Wissen und Intimität aus einem ethnomethodologischen und sozialpsychologischen Blickwinkel. Die Analyse basierte auf empirischem Material, das im Rahmen eines laufenden Projekts zum Thema „Genetische Diskriminierung in Deutschland“ erhoben wurde. Liebsch warf die Frage auf, ob mit der „Thematisierung des Genetischen“ eine neuartige Regulation und Rahmung von Intimität einhergehe. Abtreibung, der Mythos der sogenannten weiblichen Schuld, Profitinteressen sowie Kommerzialisierung wurden in der Debatte als weitere Aspekte aufgeworfen.

Die Vorträge von *Sebastian Zilles* (Universität Mannheim) und *Martin Stempfhuber* (Johannes Gutenberg-Universität Mainz) trafen sich in der Thematisierung homosexuellen Begehrens sowie von Intimität und Männlichkeit in Literatur und neuen Medien. In dem Vortrag „Unter Männern: Zwischen Nähe und Distanz. Literarische Männerbünde im interdisziplinären Vergleich“ nahm Zilles ein queeres Reading klassischer Texte vor: Heinrich Manns Roman „Der Untertan“ und „The Valley of Fear“ von Arthur Conan Doyle wurden einer neuen Interpretation unterzogen. Zilles beschrieb Intimität als geistige und räumliche Größe, die suspekt wurde, sobald die Dimension der körperlichen Nähe die geistige überstieg. Dabei verwies Zilles auf einen homoerotischen Subtext.

Stempfhuber widmete sich in „Limited Intimacy? (Anti-)Sozialität im Fall von Grindr und ihre geschlechtsspezifischen Implikationen“ einer Analyse der „geosocial networking app“ Grindr. Dabei handelt es sich um eine Plattform für Männer, die die Herstellung „schwuler Intimität“ verspricht und als Instrument zur virtuellen und realen Kontaktaufnahme genutzt wird. Stempfhuber untersuchte die medialen Flirtpraktiken im „virtuellen Theater der Anmache“ mit Blick auf die performative Herstellung (limitierter) Intimität.

In der Abschlussveranstaltung kam es nicht zu einer zusammenführenden Diskussion. Ein reflektierender Rückblick auf die gesamte Tagung wäre jedoch instruktiv gewesen. Intimität wurde von den VeranstalterInnen (bewusst) nicht vordefiniert – weder disziplinär oder methodisch noch empirisch. Diese Offenheit hatte eine Breite an Themenstellungen und Forschungsfragen zur Folge, die rund um den Begriff Intimität verhandelt wurden. Eine einheitliche Definition – wobei sich die Frage stellt, ob eine solche überhaupt hilfreich wäre – gab es am Ende nicht, dafür viele anregende Debatten. Allerdings blieb an mancher Stelle in den Vorträgen unklar, ob es sich bei Intimität um ein zu untersuchendes Phänomen, einen (Forschungs-)Gegenstand, eine forschungsleitende Perspektive, eine Analysekategorie, ein Konzept oder um einen auf Performativität verweisenden Begriff im Sinne von „doing intimacy“ handelte.

Deutlich hingegen wurde im Verlauf der Tagung immer wieder die vermeintliche Kopplung von Intimität und Privatheit infrage gestellt und somit die feministische Kritik an der Dichotomisierung öffentlich–privat weiter vorangetrieben. Die Annahme, dass das Private immer auch politisch gewesen ist, eröffnete den Fokus darauf, dass Intimität einerseits emanzipatorisch gewendet werden, aber auch von Asymmetrien, Herrschaftspraxen und Gewalt durchsetzt sein kann. Die feministische und geschlechtertheoretische Perspektive auf Intimität trug somit zu einem komplexeren Verständnis *von* und zur Kritik *an* vorherrschenden Vorstellungen von Privatheit und Öffentlichkeit sowie zur kritischen Diskussion dieser Themen im Zusammenhang mit anderen gesellschaftstheoretischen Problemstellungen bei.

Insgesamt war die Tagung sehr gelungen.

Zur Person

Veronika Duma, Mag.a., assoziiertes Mitglied der Arbeitsgruppe Frauen- und Geschlechtergeschichte am Institut für Geschichte der Universität Wien, derzeit Gastpromovierende an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechtergeschichte, Feminismus, Austrofaschismus, Nationalsozialismus, historisch-materialistische Ansätze.
Kontakt: veronika.duma@univie.ac.at

Barbara Streidl

„Es geht um mehr! Gender und Utopien“.

Tagung vom 1. bis 2. März 2013 an der Evangelischen Akademie Tutzing

Zusammenfassung

Brauchen wir noch feministische Utopien in Zeiten von Gender Budgeting und Gender Theory? Und welche könnten das sein? Mit diesen Fragen beschäftigte sich das Netzwerk Genderforschung und Gleichstellungspraxis Bayern am 1. und 2. März 2013 in der Evangelischen Akademie Tutzing. Neben dem Dialog zwischen Wissenschaft und Gleichstellungspraxis war das erklärte Ziel der Veranstalterinnen, den Blick in die Zukunft zu richten und nicht nur auf die üblichen in Presse und Öffentlichkeit viel diskutierten Reformen aus der Frauen- und Familienpolitik. Neben Vorträgen von Kornelia Hauser (Universität Innsbruck), Tatjana Schönwälder-Kuntze und Paula-Irene Villa (beide LMU München) und einer intensiven Workshop-Phase zeigte sich auch das Publikum sehr diskussionsfreudig und netzwerkbereit. Eine klare Richtung für eine mögliche Gender-Utopie konnte jedoch auch am Ende der Tagung nicht ausgerufen werden.

Schlüsselwörter

Gleichstellungspolitik, Feminismus, Networking, Genderforschung, Gender Studies, Utopie, bedingungsloses Grundeinkommen

Summary

“We want more! Gender and Utopias.” Conference, 1/2 March 2013, Protestant Academy in Tutzing

Do we still need feminist utopias in times of gender budgeting and gender theory? And what could they be? These were some of the key questions addressed at the conference organized by the Netzwerk für Genderforschung und Gleichstellungspraxis in Bayern (Network for Gender Research and Gender Equality Politics in Bavaria) on 1/2 March 2013 at the Protestant Academy in Tutzing. The organizing team's objective was to enable an exchange of information between gender research and equality practice and to look for a feminist future beyond the often-debated reforms of women's and family policy. As well as talks by Kornelia Hauser (University of Innsbruck), Tatjana Schönwälder-Kuntze and Paula-Irene Villa (both University of Munich) there was a focused workshop phase, which the audience actively participated in and which helped make this such an interesting conference. Nevertheless, (thankfully) no clear direction towards a possible utopia was found by the end of the conference.

Keywords

gender equality policy, feminism, networking, gender research, gender studies, utopia, basic income guarantee

„Nach vorne denken“, dieses Zitat von Ernst Bloch hatte sich das *Netzwerk Genderforschung und Gleichstellungspraxis Bayern*¹ zum Ziel gesetzt mit der zweitägigen Ta-

1 Daran sind unter anderen folgende Institutionen beteiligt: Lehrstuhl für Soziologie/Gender Studies der Ludwig-Maximilians-Universität München, Lehrstuhl für Deutsche Philologie des Mittelalters der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften der Hochschule München, Fakultät für Soziologie an der Katholischen Stiftungsfachhochschule

gung „Es geht um mehr! Gender und Utopien“. Das Netzwerk besteht aus einer Gruppe von etwa 60 Frauen und einigen Männern: Hochschulprofessorinnen und -professoren, Gleichstellungsreferentinnen, Frauen aus der außeruniversitären Forschung, die zu einem lebhaften Austausch zwischen Theorie bzw. Forschung und „Alltag“ beitragen möchten. In dieser Form der Öffentlichkeit ist das zum zweiten Mal erreicht worden: Die Tagung Anfang März 2013 in Tutzing mit rund 150 Teilnehmenden im Alter zwischen 17 und 90 ist die zweite, für die das Netzwerk verantwortlich zeichnet; im März 2011 fand eine Tagung unter dem Titel „Frau – Macht – Konkurrenz“² in der Evangelischen Akademie statt.

Rund 150 Teilnehmende im Alter zwischen 17 und fast 90 verbrachten das erste Märzwochenende 2013 im Schloss Tutzing direkt am Starnberger See, das die Evangelische Akademie beherbergt. Nach der Begrüßung durch *Ulrike Haerendel*, *Karin Jurczyk* und *Michaela Pichlbauer* wurde das Wort an *Kornelia Hauser* übergeben.

Hauser begann mit den Worten „Feminismus als Utopie habe ich nicht kennengelernt“ und bezog sich auf feministische Historie wie Helke Sanders Tomatenwurfrede³ aus dem Jahr 1968 ebenso wie auf die Kernsätze von Studentinnen aus einer Interviewstudie von Anja Nordmann von 2011: „Sei brav und emanzipiere dich!“ und „Es kommt darauf an, die Situationen interpretierend zu bewältigen und nicht darauf an, sie zu verändern“ (Nordmann 2011).

Hauser sprach kritisch über die Dankesrede⁴ von Judith Butler anlässlich der Verleihung des Adorno-Preises 2012 und über manche Lehrrangebote, die es heute in Zusammenhang mit dem Begriff „Gender“ gibt. Sie schloss zusammenfassend mit den Worten „Kritik als Haltung und Gender als Gegenstand – wenn etwas fehlt, dann ist es dieser Zusammenhang, der sich auch utopielos, aber nie ohne überschießende Intelligenz herstellen lässt“.

In der anschließenden Diskussion wurde besonders über Hausers kritische Beurteilung von Judith Butlers Dankesrede anlässlich der Adorno-Preisverleihung gesprochen. Butlers Exegese von Adornos „Asyl für Obdachlose“ aus der „*Minima Moralia*“ (Adorno 1979: 40–42) entspricht einem „neuen hilflosen Idealismus“, so Hauser, „der aus verjenseitigten Wertehimmeln einen Idealzustand/Sollzustand zu benennen versucht, an dem sich die schlechte Wirklichkeit messen muss“. Stimmen aus dem Pu-

München, Fakultät Allgemeinwissenschaften an der Georg-Simon-Ohm-Hochschule Nürnberg, Hochschule für Angewandte Wissenschaften Neu-Ulm, Fakultät für Soziale Arbeit der Hochschule Coburg, Frauenbüro der Universität Augsburg, Gender-Zentrum der Technischen Universität München, Gleichstellungsbüro der Max-Planck-Gesellschaft, Fakultät für Wirtschaftsingenieurwesen der Hochschule München, Stabsstelle Betriebliche Gleichbehandlung am Städtischen Klinikum München GmbH, FAM Frauenakademie München, DJI Deutsches Jugendinstitut, Gleichstellungsstelle für Frauen der Landeshauptstadt München, Evangelische Akademie Tutzing.

2 Ein Tagungsbericht von Sandra Eck findet sich in *GENDER*, 2 (2011).

3 Die vollständige Rede von Helke Sander für den Aktionsrat zur Befreiung der Frauen auf der 23. Delegiertenkonferenz des „Sozialistischen Deutschen Studentenbundes“ im September 1968 in Frankfurt/Main ist über die Stiftung „Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ online zugänglich. Zugriff am 10. September 2013 unter www.hdg.de/lemo/html/dokumente/KontinuitaetUndWandel_redeSanderZurNeuenFrauenbewegung/index.html.

4 Die vollständige Rede von Judith Butler, gehalten am 11. September 2012, wurde am 15. September 2012 in der Frankfurter Rundschau abgedruckt. Zugriff am 10. September 2013 unter www.fr-online.de/kultur/judith-butlers-dankesrede-kann-man-ein-gutes-leben-im-schlechten-fuehren-,1472786,17255122.html.

blikum widersprachen der Referentin heftig. Ebenso gab es starken Widerspruch zu Hausers Kritik an Bachelor-Studiengängen, die Studierende scheinbar zu „Gender-IngenieurInnen“ werden lassen sollen.

Die zweite Referentin *Tatjana Schönwälder-Kuntze* brachte unter dem Titel „Respekt als feministisches Ethos“ die Kantische Ethik dem Auditorium nahe. Sie zeigte, dass die aufklärerische Vernunft Kants auch heute noch wirksam ist. Nicht von ungefähr komme die feministische Kritik an dieser Aufklärungsbewegung. Entscheidungen, so die Referentin, könnten nicht nur aufgrund von „scheinbarem Wissen über die Menschheit“ gefällt werden, sondern auch aufgrund von „permanentkonstitutivem Nicht-Wissen“. So werde „Anderes und Transformation“ ermöglicht – die Grundlage einer jeden Gender- und Post-Gender-Diskussion.

Schönwälder-Kuntzes Schlussfolgerung lautete, dass Respekt als Haltung, als wegweisende Alternative und somit als Utopie gesehen werden müsse.

Der Nachmittag begann mit einer Expertinnenrunde, die unterschiedliche Antworten auf die Frage „Wovon wie leben?“ geben sollte: zum einen *Ute Luise Fischer*, die sich für ein bedingungsloses Grundeinkommen einsetzte. Sie präsentierte selbst errechnete Zahlen und demonstrierte damit die Realisierbarkeit und Zukunftsfähigkeit ihres favorisierten ökonomischen Modells. *Friederike Habermann* propagierte ein währungs-freies Tauschhandel-Modell und wies auf die problematische Zukunft des Wachstums hin, das trotz aller Mahnungen nach wie vor als Grundlage der kapitalistischen Gesellschaft gelte.

Die dritte Expertin war *Cornelia Roth*, Mitautorin von „ABC des guten Lebens“, die für die erkrankte Hilal Sezgin eingesprungen war. Roth präsentierte Denkanstöße wie das „Sowohl als auch“, eine Möglichkeit, sowohl für das bedingungslose Grundeinkommen und zugleich für Mindestlöhne zu kämpfen. Die Runde wurde moderiert von *Barbara Thiessen*. In der nachfolgenden Diskussion wurde über die mögliche verändernde Wirkung des Grundeinkommens gesprochen, die bei Lohnstrukturen positiv sein könnte, als auch hinsichtlich der Abhängigkeit von Löhnen, die die Biografien vieler Menschen stark beeinflusse. Die Idee, dass Eigentum nur das sei, was selbst benutzt werde und was gut mit anderen geteilt werden könne, wenn es nicht benutzt wird, zeigte Friederike Habermann am Beispiel einer Bohrmaschine, die in einem Haushalt höchst selten zum Einsatz kommt und demnach gut mit der Nachbarschaft geteilt werden kann.

Der Tagungsabend stand unter dem Zeichen der Liebe: Da die erkrankte Christine Wimbauer ihren Vortrag über „Arbeiten und Lieben – eine Un-/Möglichkeit“ nicht halten konnte, wurde das Thema über Impulsreferate und anschließende „Murmelgruppen“ im Auditorium diskutiert. *Karin Jurczyk* präsentierte dabei das Modell einer siebenjährigen Familienauszeit, die auf das Lebenszeitkonto eines Menschen angerechnet werden könne. *Paula-Irene Villa* sprach in ihrem Impulsreferat über Polyamourie, also über die Frage, ob es möglich ist, Liebesbeziehungen zu mehreren Personen gleichzeitig zu haben. In der Diskussion ging es unter anderem um den Vergleich von „Liebe zur Arbeit“, ein für Feministinnen besonders wichtiger Aspekt, und „Liebe zu einem Menschen“ – beide Lieben schienen im Auditorium unikale Qualitäten zu haben.

Der zweite Tagungstag begann mit einem Vortrag von Paula-Irene Villa. Sie hinterfragte die sogenannte Normalität von geschlechtlichen Körpern als auch die Bedeutung des Körpers in der feministischen Theorie. „Der Körper wurde zum Kristallisations-

punkt und zum Werkzeug feministischer Artikulationen“, so Villa, und „auch zu ihrem höchst produktiven Problem“. Die Referentin spannte, unterstützt von zahlreichen Fotos, Plakaten und Abbildungen, einen Bogen von der Zweiten Frauenbewegung mit ihrem berühmten politischen Slogan „Mein Bauch gehört mir“ über die utopische Idee der Kommune 1 und die feministischen „Sex Wars“ in den 1980er Jahren bis hin zum heutigen Boom der Schönheitsoperationen.

In Zusammenhang mit den „Sex Wars“ sprach Villa über „PorNo“, eine Bewegung, die sich gegen jede pornografische, weil sexistische und misogynen Darstellung stellt. Villa skizzierte auch die dazugehörige Gegenbewegung vor, „PorYes“. PorYes geht davon aus, dass Pornografie Männer als Lustsubjekte und Frauen als Objekte der Lust zeigt, was aber keinesfalls die einzige Darstellungsmöglichkeit ist. In der anschließenden Diskussion wurde überlegt, ob Schönheitsoperationen Ausdruck einer feministischen Utopie seien, also eine Neubelebung des Klassikers „Mein Bauch gehört mir“. Außerdem wurde die Frage gestellt, ob Reproduktionsmedizin als vermeintliche Freiheit gesehen werden könne.

In der folgenden zweistündigen Workshop-Phase teilten sich die Teilnehmenden in insgesamt vier Gruppen auf: *Jutta Weber* lud ein zum Austausch über „Horror und Hoffnung: Feministische Visionen posthumaner Technikkultur“. *Stephanie Handschuh-Heiß* beschäftigte sich mit ihrer Gruppe mit den „Gleichheitsversprechen der Moderne und dem Ende des fossilen Kapitalismus“. *Laura Meschede* bot das Thema „Sexy Outfits als neue Form des feministischen Protests?“ am Beispiel der Slut-Walk-Bewegung an. *Stephanie Müller* und *Zara S. Pfeiffer* leiteten einen Workshop zu Crafting⁵ und Mapping⁶ als politischem Engagement. Der Workshop „Die digitale Revolution: Wieder ohne die Frauen“ von *Katrin Rönicke* entfiel aus Krankheitsgründen. Ich habe den Workshop von *Stephanie Müller* und *Zara S. Pfeiffer* besucht und gehe deshalb auf diesen Programmpunkt näher ein.

Stephanie Müller und *Zara S. Pfeiffer* begeisterten in ihrem Workshop durch zwei Dinge: Erstens hatten sie sehr viel Material zum Selbergestalten mitgebracht – Papiere, Kleber, Fäden, Stoffe, Scheren, Stifte –, zweitens verknüpften sie ihren Workshop mit einem Überblick über ihre eigenen Projekte: ein öffentliches „Einstricken“ von Telefonzellen durchgeführt von afrikanischen Flüchtlingskindern oder „Guerilla Knitting“ vor einem Frankfurter Finanzzentrum, das große Aufmerksamkeit erhielt. In der Praxisphase erstellten die Teilnehmerinnen des Workshops eigene Maps und machten sich in kleinen Gruppen unterschiedlichste Gedanken über eine mögliche Map zur Tagung.

Der letzte Programmpunkt zum Thema Utopien war eine Fishbowl-Runde, *Birgit Erbe* von der Frauenakademie München moderierte. *Lena Rohrbach* von der Piratenpartei, *Regina Frey* vom Genderbüro Berlin und ich selbst diskutierten mit VertreterInnen aus dem Auditorium über Post-Gender-Feminismus. *Lena Rohrbach* erklärte zunächst, wie ihre Partei quasi per Zufall den Zusatz „Post-Gender“ erhalten und sich nach diversen parteiinternen Irrungen und Wirrungen inzwischen wieder offiziell davon verabschiedet habe.

5 Der Begriff Crafting bezeichnet einfaches handarbeitliches Herstellen von Objekten aus zur Verfügung stehenden Materialien.

6 Mapping bedeutet, selbst eine Karte herzustellen. Das kann eine Landkarte sein, eine Umgebungsskizze, aber auch eine Art Organigramm zum Thema „Mit wem habe ich bereits eine Liebesbeziehung gehabt und wie sind diese Menschen untereinander verbunden?“.

Eine konkrete Vorstellung der „Post-Gender-Utopie“ und einem dazugehörigen Feminismus konnte nur schwer fassbar gemacht werden. Regina Frey erwähnte das von ihr mitverfasste „Gender-Manifest“⁷ von 2006, das sich unter anderem zum Ziel gesetzt hatte, „vergeschlechtlichte Normen und Zuweisungen in der genderorientierten Bildungs- und Beratungsarbeit“ aufzuheben. Aus dem Publikum kamen Stimmen, die in einer „Post-Gender“-Zukunft die Auflösung der biologischen und soziologischen Geschlechter, somit auch das Ende des Geborenwerdens und des Frauseins befürchteten. Ich selbst habe vor allem auf eine mögliche Auflösung von Machtstrukturen hingewiesen, die mit „soziologischen Geschlechtern“ verbunden sind.

In einer Abschlussdiskussion wurde neben sehr viel Lob für Thema, Inhalt und Form der Tagung angemerkt, dass ein sehr bildungsbürgerliches Publikum im mittleren Alter angesprochen wurde und auch untereinander gesprochen hat. Die jüngere Generation, die zwar vertreten war, aber in der Minderheit, habe eigene Veranstaltungen mit oftmals ähnlichen Fragestellungen. Deshalb gelte es, hier ebenso weitere Brücken zu bauen wie zu den „nicht-weißen“ Themen und DenkerInnen, die auf dieser Tagung leider nicht vertreten waren. Auch über mögliche Themen für eine nächste Tagung wurde bereits gesprochen: Wer bewegt sich in welchen Öffentlichkeiten und in welchen Privatheiten? Wer hat (im Feminismus) welche Stimme? Wer spricht von welchem Ort? Die nächste Tagung des Netzwerks Genderforschung und Gleichstellungspraxis Bayern ist für 2015 in Planung.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1979). *Minima Moralia*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Habermann, Friederike. (2009). *Halbinseln gegen den Strom. Anders leben und wirtschaften im Alltag*. Sulzbach: Ulrike Helmer Verlag.
- Knecht, Ursula; Krüger, Caroline; Markert, Dorothee; Moser, Michaela; Mulder, Anne-Claire; Praetorius, Ina; Roth, Cornelia; Schrupp, Antje; Trenkwald-Egger, Andrea. (2012). *ABC des guten Lebens*. Rüsselsheim: Christel Göttert Verlag.
- Nordmann, Anja. (2011). *Alltäglicher Feminismus. Geschlecht als soziale Erfahrung und reflexive Kategorie*. Sulzbach: Ulrike Helmer Verlag.

Zur Person

Barbara Streidl, *1972, freie Journalistin. Arbeitsschwerpunkte: Feministische und frauenpolitische Themen.

E-Mail: barbara.streidl@alpenstrasse.net

⁷ Zugriff am 10. September 2013 unter www.gender.de/mainstreaming/GenderManifest01_2006.pdf.

Lydia Jenderek

Transnationale Räume und Geschlecht.

Internationale Tagung vom 4. bis 5. April 2013 an der
Universität Paderborn

Zusammenfassung

Die Auseinandersetzung mit den Verflechtungsbeziehungen transnationaler Räume und Geschlecht von politischen, sozialen und wirtschaftlichen Sphären auf Makro-, Meso- und Mikroebene stand im Mittelpunkt der DFG-geförderten internationalen Tagung „Transnationale Räume und Geschlecht“. Die Tagung fand in Zusammenarbeit mit dem Paderborner Zentrum für Geschlechterstudien/ Gender Studies statt und wurde von Birgit Riegraf und Julia Grulich organisiert. Sie bot etwa hundert Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland die Möglichkeit zur Vorstellung und Diskussion unterschiedlicher Perspektiven und Herangehensweisen an die jeweiligen Forschungsfelder im Zusammenhang mit Transnationalisierungsprozessen aus der Organisations-, Arbeits- und Wissenssoziologie.

Schlüsselwörter

Transnationale Räume, Geschlecht, Soziologie

Summary

Transnational Spaces and Gender. International Conference, 4/5 April 2013, University of Paderborn

The international conference “Transnational Spaces and Gender” focused on the interwoven relationships between transnational spaces and gender on the macro, meso and micro levels of political, social and economic spheres. The conference was funded by the German Research Foundation (DFG) and held in collaboration with the Center for Gender Studies (ZG) at the University of Paderborn. It was organized by Birgit Riegraf and Julia Grulich and was attended by approximately one hundred academics from different countries who brought their perspectives of research fields related to the transnationalization processes of the sociology of organization, work and knowledge to bear in the discussions.

Keywords

transnational spaces, gender, sociology

An der Universität Paderborn werden im Fach Soziologie zurzeit mehrere Forschungsprojekte durchgeführt, die sich der Analyse transnationaler Räume widmen. Transnationale Räume zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen nationalstaatliche und lokale Grenzen durch politische, soziale und wirtschaftliche Verflechtungen überschritten werden. Sie verfügen somit über das Potenzial, neue soziale Ordnungen zu ermöglichen, was in den größtenteils in englischer Sprache gehaltenen Beiträgen und dem sich anschließenden interdisziplinären Austausch auf der Tagung ausgelotet werden sollte.

“The aim of the conference: to discuss them all“ (Riegraf 2013)

Wie der Eröffnungsrede von *Birgit Riegraf* entnommen werden konnte, sollte der Beschaffenheit der Verbindungen von transnationalen Räumen und Geschlecht auf den verschiedenen Ebenen in Bezug auf die Reproduktion, Veränderung, Auflösung von

Geschlechterordnungen und das Zusammenwirken von Geschlecht mit anderen Differenzkategorien wie Ethnizität, Klasse, sexuelle Orientierung nachgegangen werden. Um die Schwerpunkte angemessen bearbeiten zu können, wurden drei Panels mit den Titeln „Transnationale gesellschaftliche Ordnungen, Normen, Identitäten und Geschlecht“, „Transnationale Organisationen, transnationale Arbeitsmärkte und Geschlecht“ und „Wissenschaftstheoretische und methodologische Herausforderungen transnationaler Räume und Geschlecht“ mit entsprechenden Unterthemen eingerichtet. Die diesen Unterthemen zugeordneten Tagungsbeiträge waren in Form von Parallelvorträgen organisiert. In die jeweiligen Panels führten Keynotes ein.

„If you live with the belief in diversity and feminism you can't move up to the top“ (Lenz 2013)

Das erste Panel „Transnationale gesellschaftliche Ordnungen, Normen, Identitäten und Geschlecht“ war strukturiert durch drei Paralleleinheiten mit den Titeln „Transnationale Netzwerke und (virtuelle) communities“, „Transnationale Familien und transnationale Beziehungen“ und „Heteronormativität, Sexualität, Weiblichkeit und Männlichkeit in Transmigrationsprozessen“. Zunächst leitete *Ilse Lenz* unter dem Titel „Gender orders unbound. Globalisation, restructuring, reciprocity“ mit einem Überblick über Theorien von Männlichkeiten und Weiblichkeiten, historischen und aktuellen Bezügen und konkreten Beispielen zur Verschränkung von Geschlecht und Raum das Panel ein und umriss dessen Bedeutung für Globalität, Transnationalität und Raum unter geschlechtertheoretischen Gesichtspunkten. So gebe es eine Gleichzeitigkeit von fundamentalistischen und emanzipativen Strömungen und dazu querliegend – damit verwies sie auf die Ausführungen von Hester Eisenstein und Nancy Fraser – eine mögliche Vereinnahmung durch neoliberale Strömungen in feministischen Bewegungen. Exemplarisch wurden UNO (United Nations Organization) und EU (Europäische Union) betrachtet, deren Gemeinsamkeit ein dualistisches Genderkonzept sei, das sich für Gleichheit in öffentlichen und privaten Sphären ausspreche und Partizipation von Frauen an sämtlichen gesellschaftlichen Belangen unterstütze. Dennoch würden alle Maßnahmen auf einer geschlechterdifferenzierenden Betrachtungsweise basieren. Während die UN mit dem CEDAW (Committee on the Elimination of Discrimination against Women) eine Plattform hat, mit der die Basis geschaffen wurde, die Diskriminierung von Frauen zugunsten einer öffentlichen und privaten Gleichbehandlung zu bekämpfen und für Gewaltfreiheit einzutreten, ist das Konzept der EU pluralistischer angelegt. Die EU-Charta „as a contract who embodied the concept of gender and economic facts“ (Lenz) zeigt, abgesehen von dem kurzen Kapitel III zur „Gleichheit“, anhand des Kapitels IV mit dem Titel „Solidarität“ die ökonomische Fokussierung des Dokuments. Das Genderkonzept hier beginne mit der Geschlechter-Segregation des Fordismus bzw. Toyotarismus und verknüpfe Organisationsräume wie reproduktive und produktive Arbeit mit einem globalen Kapitalismus, in dem es keine Rolle spiele, welches Geschlecht eine Person hat, wenn sie sich nur in das Produktionssystem einfügt. Diese Orientierung lanciere einen offenen Geschlechterentwurf („Gender is open now“ (Lenz)). Für den Feminismus und das Netzwerken in seinem Sinne würde so ein strategisches Vorgehen nach Art des „Bumerangeffektes“ erforderlich: „from local to global and back“ (Lenz). Das könne z. B. bedeuten, dass das eigene Potenzial in einem selbstreflektieren-

den Sinne bei Bewusstmachung von Normierungen und Universalismen genutzt werde, um Ungleichheiten und Exklusionen zu kritisieren und mehr Geschlechtergleichheit zu fordern mit dem Ziel eines globalen Feminismus und Humanismus. Zugleich sei es aber wichtig, aufmerksam zu bleiben für neopatriarchale Legitimationsweisen von geschlechterdifferenzierenden Ordnungen unter dem Deckmantel von kulturellen, ethnischen, religiösen oder rassistischen Begründungen. Rückblickend können die Anmerkungen von Ilse Lenz programmatisch für die gesamten Tagungsbeiträge stehen. Denn im folgenden Panel und in den weiteren Einheiten wurde im übertragenen Sinne das Prinzip des Bumerangflugs nachgezeichnet. So wurden facettenreiche Einblicke in verschiedene Institutionen gewährt, gleichzeitig Bezüge zu einer erweiterten Genderlandkarte hergestellt und daraus wiederum produktive Erkenntnisse und Rückschlüsse für die Entwicklung der jeweiligen Prozesse gewonnen. Als Promovierende, deren Dissertationsthema an der Schnittstelle von Erziehungswissenschaft, Geschlechterforschung und Wissenssoziologie angesiedelt ist, traf ich bei den folgenden Parallelvorträgen eine Auswahl zugunsten der Vorträge, von denen eine Auseinandersetzung mit der Herstellung von Wissen in und beeinflusst durch transnationale Räume zu erwarten war.

María do Mar Castro Varela widmete sich in ihren Ausführungen unter dem Titel „Hegemony and Heteronormativity. Re-thinking power and normativity“ der Institution Ehe und dem Recht auf Verheiratung als wichtiges Ziel der Proteste der Schwulen- und Lesbenbewegung. Gleichzeitig, so führte die Referentin aus, transportiere die Ehe als Institution eine heteronormative, konservative Normierung von Zweigeschlechtlichkeit. Interessant sei, dass das erste gleichgeschlechtliche Paar, das eine Ehepartnerschaft einging, transnational war, was wiederum auch im Sinne des Tagungsthemas ausgeleuchtet werden könne. Doch ihr gehe es um die Frage, woher der Wunsch einer Person komme, sich zu verheiraten. Mithilfe der theoretischen Setzungen Antonio Gramscis zur Hegemonie und Judith Butlers zur Heteronormativität zeigte Castro auf, dass eine dominante, gewalttätige Praxis in Form der Ehe naturalisiert wurde und zur Norm für alle geworden ist – und somit das Recht auf Eheschließung gesellschaftlich nicht anerkannter Verbindungen die Möglichkeit zur Normalisierung biete. Castro dekonstruierte in ihrem Vortrag das Konzept der Ehe und resümierte: „when it is produced then we can change it“. Der erste Schritt sei, sich der Norm bewusst zu werden, und dann gemeinsam Strategien zu entwerfen, mit dem Ziel „to enter the system“ (Castro) oder im Sinne von Gramsci „to become hegemony“. Gleichzeitig verwies sie auf den unterschiedlichen Umgang der Länder in Bezug auf gesetzliche Regelungen und den damit einhergehenden gesellschaftlichen Wandel und zeigte anhand des als konservativ und katholisch geltenden Spanien, das neben den Niederlanden und Belgien zu den ersten Ländern gehörte, die die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare öffneten, wie politische und gesellschaftliche Entwicklungen einander bedingen können. Befrage man die Bevölkerung zu dem im Jahr 2005 verabschiedeten (Ehe-)Gesetz, höre man heute laut Castro oft den Satz: „We can't go back to the middleage“.

„The personal is political – is theoretical“ (Hearn 2013)

Das Nachmittagspanel wurde durch einen Vortrag von *Jeff Hearn* (Finnland) mit dem Titel „The power of the transnational: rethinking gender, labour markets, men and or-

ganization within transpatriarchies“ eröffnet. Während des Vortrags stellte sich mir zum ersten Mal die Frage, ob sich größtenteils männliche Wissenschaftler mit Männerforschung beschäftigen und Wissenschaftlerinnen sich eher in der Frauen- und Geschlechterforschung verorten würden. Das von Hearn adaptierte Zitat „the personal is political – is theoretical“ aus der Zweiten Frauenbewegung könnte eine mögliche Antwort im Sinne einer essentialistischen Argumentation begünstigen. Hearn erhob in seinen brainstormingartigen Ausführungen die Forderung nach einer Perspektivverschiebung von der De-Essentialisierung von Männlichkeiten hin zur Dekonstruktion von Dominanz („You could be very absent, but it still could be much power there“ (Hearn)). Auf einen Beitrag aus dem Plenum, der die Frage aufwarf, wie hochqualifizierte Frauen in den dargelegten Theorieausführungen mitgedacht werden könnten, blieb Hearn die Antwort schuldig und konstatierte: „When I write about it alone, I write about men. When I write about it with women, I write about gender and women.“

Das folgende Panel „Transnationale Organisation, transnationale Arbeitsmärkte und Geschlecht“ wurde untergliedert in die Themen „Transnationale Unternehmen und Geschlecht“, „Transnationale Organisation von Wissenschaft und Geschlecht“ und „Transnationale Erwerbs- und Reproduktionsarbeit und Geschlecht“. Unter der letztgenannten Thematik fanden sich *Ole Engel*, *Daniela Janke*, *Marianne Kriszko*, *Aylâ Neusel* und *Doreen Weichert* zusammen und stellten ihr Forschungsprojekt „Professorinnen und Professoren mit internationaler Herkunft an deutschen Hochschulen“ vor, für das sie Ergebnisse aus einem quantitativen Fragebogen einer Online-Befragung mit Daten des Statistischen Bundesamtes ergänzten. Da die Hochschullandschaft bisher noch relativ unerforscht sei, könnten diese noch in der Auswertung befindlichen Daten einen großen Beitrag zur Vermessung des Gebietes leisten und aufschlussreiche Einstellungen zu hochschulpolitischen Fragen aus der Perspektive von Menschen mit internationalen Karrieren aufzeigen. Neben den vielen interessanten Aspekten fehlten jedoch Fragen, die auf eine geschlechtertheoretische Ausdeutung abzielen, obwohl dem Abstract-Band der Tagung zu entnehmen war, dass diese Perspektive im Projekt mitbedacht würde. Das Projekt konzentriert sich zunächst, so konnte man anhand der genannten Beispiele erfahren, auf biografische Aspekte und Sozialisationsprozesse in Verbindung mit Herkunft.

„Keep always breathing“ (Akademikerin auf die Frage nach der Vereinbarkeit von Arbeit und Familie, Forschungsprojekt Aulenbacher, Binner, Riegraf, Weber 2013)

Brigitte Aulenbacher, *Christina Binner* (Österreich), *Birgit Riegraf* und *Lena Weber* stellten ein Projekt vor, in dem es um die Frage ging, wie wissenschaftliche und Care-Arbeit an österreichischen und deutschen Universitäten miteinander vereinbart werden könnten („How to combine science and care?“). Dabei nahmen die Forscherinnen verschiedene strukturelle Veränderungen in den Blick, wie z. B. bestimmte Umwandlungsprozesse in den Hochschullandschaften beider Länder, die Einfluss auf die universitären Arbeitsverhältnisse haben, ohne die unterschiedlichen Traditionen der Länder in der Organisation einer akademischen Karriere (u. a. verschiedene Mobilitätsanforderungen) aus dem Blick zu verlieren. Die Transformationen des Alleinverdiener-Modells, hinter dem immer eine Person (meistens eine Frau) stehe, die sich um Haus- und Fa-

milienarbeit (im Vortrag in Anlehnung an den Bielefelder Subsistenz-Ansatz präzisiert in „subsistence work“ und „voluntary and socio-civil engagement“) kümmern, und das seit den 1990er Jahren in der Kritik stehe, sei so ein Prozess. Darüber hinaus gebe es an den Universitäten unter anderem im Zuge neuer Managementstrategien wirtschaftliche Verschiebungen, die von einer zunehmenden Prekarisierung von Arbeitsplätzen und gebrochenen Erwerbsbiografien begleitet würden. Von diesen Veränderungen seien, so die These, männliche und weibliche AkademikerInnen beider Länder unterschiedlich betroffen, und zwar in der Art und Weise, wie sie ihre wissenschaftliche Tätigkeit mit (den gesellschaftlichen Verpflichtungen zur) Subsistenz-Arbeit und zum freiwilligen und sozio-zivilen Engagement vereinbaren müssten. Arbeitszeit von Frauen werde wie selbstverständlich unter Berücksichtigung des höheren Ausmaßes an sozialen und privaten Verpflichtungen ausgehandelt. Besonders plastisch wurde dieser Befund anhand der angeführten Zitate aus den Interviews mit Akademikerinnen, die versuchen, mithilfe akribisch durchstrukturierter Tagespläne und der Einstellung „keep always breathing“ den verschiedenen Anforderungen gerecht zu werden.

Nach den aufschlussreichen Beiträgen des ersten Tages eröffnete *Sarah Mahler* (USA) mit ihrer Keynote „Gendered geographies of power. Their value for analyzing gender across the life course and transnational spaces“ den zweiten Tagungstag und das letzte Panel. Ihr Vortrag, inhaltlich zunächst grundwissenorientiert, setzte sich mit der Frage „How we learn culture“ unter geschlechtertheoretischen Aspekten auseinander. Interessant waren ihre Ausführungen zum Spannungsfeld von kultureller Flexibilität von Menschen und der Macht der kulturellen Fesseln durch ein bereits in frühester Kindheit erlerntes Kategoriesystem, woraus sie als Fazit formulierte: „(We should) understand culture as a lifelong process!“ Mit diesem Appell wurde eine weitere relevante Facette der Auseinandersetzung mit Transnationalisierungsprozessen und Geschlecht auf Ebene der Forschungsperspektive angesprochen und dem vorgestellten Tagungsziel, die Veränderungen in den soziologischen Forschungsfeldern und die damit einhergehenden Herausforderungen auf (erkenntnis-)theoretischer, methodologischer und methodischer Ebene zu diskutieren, Rechnung getragen. Während in manchen Vorträgen weitere wissenschaftliche Perspektiven und Haltungen gewinnbringend diskutiert wurden, z. B. von Sven Bergmann in seinem Vortrag unter anderem anhand des „european whiteness contexts“, hatten andere vorgestellten Forschungsprojekte teilweise gerade erst die Datenerhebung abgeschlossen, die Analysen standen noch aus und ließen theoretische Überlegungen hinsichtlich der Modifikation von Forschungsstrukturen und Wissen(schaftlichem Wissen) durch bzw. in transnationale(n) Räume(n) vermissen. Darüber hinaus hätte man sich an mancher Stelle mehr Dialog zwischen den Vortragenden und deren Forschungsperspektiven und -erkenntnissen in den Panels gewünscht.

Zur Person

Lydia Jenderek, Promotionsstipendiatin der Heinrich-Böll-Stiftung an der Universität Paderborn. Forschungsschwerpunkt: Geschlechterpolitiken geschlechterbewusster Lehrkräfte.
E-Mail: lydia@jenderek.de

Rezensionen

Ulrike Klöppel

Uta Schirmer, 2010: *Geschlecht anders gestalten: Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten*. Bielefeld: transcript Verlag. 438 Seiten. 29,80 Euro

Während lange Zeit hauptsächlich die Drag Queen im Rampenlicht stand, hat sich seit den 1990er Jahren Drag Kinging als Performancepraxis mit geschlechterpolitischem Anspruch entwickelt. Die gängige Definition für „Drag King“ lautet, dass eine Frau im Rahmen eines Bühnenauftritts durch typisch männliche Bekleidung, Aussehen und Verhaltensweisen Männlichkeitsstereotype persifliert. Doch längst nicht alle Kings verstehen sich als Frau im heteronormativen Sinne: Manche sind Trans* (Transmann, Transsexueller, Transgender, Genderqueer, ...), andere lassen sich nicht auf eine Geschlechtsidentität festlegen, wieder andere sind Männer, die hegemoniale Männlichkeitscodes parodieren. Analoges gilt für die Drag Queen. Wichtigstes Merkmal von Drag Kings und Queens ist daher, dass sie Geschlechterklischees überspitzt in Szene setzen. Damit kratzen sie an der Ideologie der Naturgegebenheit von Geschlecht. Gleichzeitig ist Drag mehr als Bühnenperformance, welche die „Kontingenzthese“ sinnfällig macht, nach der Geschlecht gesellschaftlich hervorgebracht wird. Die experimentellen Praktiken des Drag begrenzen sich keineswegs auf den Bühnen- und Partyraum, sondern werden auch ins Alltagsleben getragen. Durch Workshops, eigene Magazine, Internetplattformen, Mailinglisten und andere Formen sozialer Vernetzung ist längst eine Drag King-Szene entstanden, in der sich neue, alternative „Selbstverhältnisse“ und „Weisen des Geschlechtseins“ (S. 19) konstituieren, so die zentrale These von Uta Schirmers Studie *Geschlecht anders gestalten*. Entsprechend beschränkt sich Schirmers sozialwissenschaftliche Untersuchung, die 2008 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main als Dissertation eingereicht wurde, nicht auf Drag Shows. Die empirische Stärke der Forschungsarbeit liegt in den 15 ausführlichen qualitativen Interviews mit Protagonist_innen der Drag King-Szene Berlins, Kölns und anderer deutscher Großstädte. Diese werden durch teilnehmende Beobachtungen von Treffen und Veranstaltungen sowie eine Analyse von einschlägigen Internetauftritten, Zeitschriften und Flyern ergänzt. Die ebenso umfang- wie kenntnisreiche Studie fragt nach der Möglichkeit einer „alternativen, nicht strikt zweigeschlechtlich strukturierten Wirklichkeit“ (S. 11). Gegliedert ist sie in ein theoretisches und drei empirische Kapitel. Zu Beginn erhalten die Leser_innen einen Überblick über die Entwicklung und historische Verortung der Drag King-Szene in Deutschland. Daran anschließend folgt eine theoretisch reflektierte Analyse der Erfahrungen und Selbstverhältnisse der Interviewten und deren Alltagsbezüge, das heißt ihrer Beziehungen untereinander, Erlebnisse im öffentlichen Raum und in Arbeitsverhältnissen.

Schirmer situiert die Problemstellung der Studie im Kontext der neueren Diskussion der Gender, Queer und Transgender Studies um Drag und Trans*. Diese wendet sich in der Nachfolge der Kontingenzthese solchen „Geschlechterpraxen, Verkörperungen und Selbstverhältnisse[n]“ verstärkt zu, die in der heteronormativen Ordnung nicht aufgehen und auf diese Weise die Inkongruenzen der zweigeschlechtlichen Wirk-

lichkeit offenbaren (S. 24). Mit Konzepten wie dem der „disidentification“ von José Esteban Muñoz argumentiert Schirmer, dass diese Praxen und Existenzweisen nicht in einem Ableitungsverhältnis zu hegemonialen Geschlechtercodierungen verstanden werden können. Vielmehr entstehe im spielerischen und experimentellen Durcharbeiten der Codes eine „eigensinnige Wirklichkeit“ (S. 34–39). Der Status dieser „Wirklichkeit“ zeichne sich nicht dadurch aus, dass sie – wie von soziologischen Definitionen gefordert – unhintergebar, nicht-relativierbar beziehungsweise nicht-reflektierbar sei (S. 405). Denn zum einen hinterfrage das Experimentieren mit Geschlechterscodierungen, das Drag auszeichnet, die Unhintergebarkeit hegemonialer wie auch alternativer Geschlechtlichkeiten, zum anderen blieben diese Entwürfe angesichts der Wirkmächtigkeit der Zweigeschlechterordnung prekär, so Schirmer. Die gängigen soziologischen Kriterien träfen allerdings noch nicht einmal auf „die Wirklichkeit“ der Zweigeschlechtlichkeit zu, denn wie die Erfahrungen der interviewten Drag Kings zeigten, stelle sich diese Norm sehr wohl als relativierbar dar. Ihre Beschreibungen belegten, dass alternative Geschlechtlichkeiten nicht nur denk-, sondern auch lebbar seien. Als Bedingung einer alternativen Wirklichkeit arbeitet Schirmer heraus, dass sich experimentelle zu kollektiven Praktiken weiterentwickeln und auf diese Weise eine Resonanz, Affirmation und gewisse Verstetigung erfahren (S. 399). Dabei entfalte „die kollektive Praxis auch eine Eigendynamik, die das Planvolle und Intentionale übersteigt“ (S. 400). Die „Routinisierung“ könne sehr weitgehend sein, sodass der ursprüngliche Kontext der intentionalen Inszenierung in den Hintergrund trete und sich Körperstile habitualisierten, wie Schirmer in Anlehnung an Pierre Bourdieus Habituskonzept darlegt (S. 400). Dabei sei jedoch im Kontext des Drag Kinging eine naturalisierende Verstetigung und Fixierung der alternativen Geschlechtlichkeiten gerade nicht das Ziel. Da Kinging das Experimentieren mit Geschlechterscoden kultiviere, werde die Erfahrung transformierbaren Geschlechtlichseins nicht als Mangel erlebt, sondern als „Vergnügen“ an einer „situativen Freiheit von den Zwängen und dem Gewicht des Wirklichen“ (S. 402). Drag Kinging wird mit Schirmers Analyse als queere Praxis lesbar, die heteronormative Verhältnisse, aber auch die Fixierung neuer, subkultureller Normen dekonstruiert und stattdessen auf „ein beständiges Offenhalten für neue Möglichkeiten, ohne diese Möglichkeiten ihrerseits positiv zu bestimmen“, zielt (S. 32).

Steht aber dieser queere Anspruch des „beständigen Offenhaltens“ nicht einer Verstetigung von Drag in kollektiven Praxen entgegen, wie sie von Schirmer als notwendig für die Konstitution einer „alternativen“ und lebbar geschlechtlichen Wirklichkeit herausgearbeitet wird? Dass Drag Kinging als eine Praxis beständig transformierbarer Geschlechtsentwürfe erfahren wird, ergibt durchaus einen Widerspruch zu der wichtigen Beobachtung Schirmers, dass eine Routinisierung und Habitualisierung der inszenierten geschlechtlichen Körperstile einsetzen kann, die sich der intentionalen Steuerung entzieht. Hierfür wäre m. E. ein Verständnis von queer vonnöten, das auch die Verfestigung des Drag Kinging zu alternativen geschlechtlichen Körperstilen und Identitäten nicht kritisch negiert, sondern die Erfahrung nicht-intendierter affektiver Bindungen und Sehnsüchte nach Zugehörigkeit positiv mitdenkt. Ansätze dazu finden sich etwa in dem vor allem von Elspeth Probyn (1995) geprägten Konzept des „queer belonging“.

Um die nicht-kontrollierbaren Effekte und die Verselbstständigung von alternativen Praktiken der Geschlechtsinszenierung, die Schirmer so überzeugend herausar-

beitet, begrifflich schärfer zu fassen, wäre es zudem hilfreich gewesen, ein Konzept zu finden oder zu *erfinden*, das dem (soziologisch wie auch im Alltagsverständnis) überdeterminierten Begriff der „Wirklichkeit“ etwas entgegensetzt. Die stellenweise redundante Verwendung des Ausdrucks „alternative geschlechtliche Wirklichkeit“ wird auch durch Kombinationen mit dem „Möglichen“, so zum Beispiel als „(mögliche) Wirklichkeit“ (S. 24) oder „potentiell ‚wirkliche‘ Möglichkeiten“ (S. 162), nicht leser_innenfreundlicher. Wäre nicht der Begriff der „Heterotopie“ von Michel Foucault hierfür anschlussfähig gewesen? Foucault bezeichnete damit „Gegenplazierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind“ (Foucault 1991: 39). Heterotopien sind allerdings nach Foucaults Ausführungen nicht per se als emanzipatorische Orte lesbar. Doch das wäre für die Studie *Geschlecht anders gestalten* ebenfalls anschlussfähig gewesen, denn wie Schirmer argumentiert, bedeutet Drag Kinging nicht einfach eine „Befreiung von den Zwängen und Einschränkungen der zweigeschlechtlichen Ordnung“ (S. 406). Drag besitze dagegen das Potenzial einer – im Sinne Foucaults – „Praxis der Freiheit“, die ermögliche, „Beziehungen, andere Selbstverhältnisse und Lebensweisen [...], in denen Freiheit konkretisiert und lebbar wird“, zu gestalten (S. 407).

Insgesamt ist *Geschlecht anders gestalten* ein überzeugendes und sehr empfehlenswertes Buch, das sich durch lebendige Materialanalysen und eine gelungene Einbindung in die theoretischen Auseinandersetzungen der Gender, Queer und Transgender Studies auszeichnet.

Literaturverzeichnis:

- Foucault, Michel. (1991). Andere Räume. In Karlheinz Barck, Peter Gente, Heidi Paris & Stefan Richter (Hrsg.), *Aisthesis: Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik* (S. 34–46). Leipzig: Reclam.
- Probyn, Elspeth. (1995). Queer Belongings. Eine Politik des Aufbruchs. In Marie-Luise Angerer (Hrsg.), *The body of gender: Körper/Geschlechter/Identitäten* (S. 53–68), Wien: Passagen.

Zur Person

Ulrike Klöppel, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin, Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien, Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte von Inter- und Transsexualität, Medizingeschichte, Queer Theory.

Kontakt: GK „Geschlecht als Wissenskategorie“, Humboldt-Universität Berlin, Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG), Georgenstraße 47, 10117 Berlin

E-Mail: ulrike.kloeppe@hu-berlin.de

Jürgen Budde

Markus Theunert (Hrsg.), 2012: *Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht*. Wiesbaden: Springer VS. 445 Seiten. 29,95 Euro

Mit dem Buch *Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht* hat Markus Theunert einen Sammelband vorgelegt, der sich explizit bemüht, das Thema aus einer dialog- und gleichstellungsorientierten Perspektive anzugehen. Vor dem Hintergrund des anhaltenden maskulinistischen Engagements in dem Themenfeld ist der Anspruch, „eine eigenständige Jungen-, Männer- und Väterpolitik unter dem Dach der Gleichstellung und Geschlechterpolitik“ (S. 10) zu entwickeln, sicher ein hoch verdienstvoller. Damit sind auch die wesentlichen Akteursgruppen angesprochen, welche in dem Band thematisiert werden. Spannend sind die interdisziplinär zusammengesetzten AutorInnen aus mehreren deutschsprachigen Ländern, die aus unterschiedlichen politischen, wissenschaftlichen, pädagogischen oder journalistischen Perspektiven den Gegenstand zum Thema machen. Um das Anliegen zu realisieren, ist der Band in vier Unterthemen gegliedert. Vorangestellt ist dem Buch ein ausführlicher konzeptioneller Beitrag des Herausgebers, in dem er ein Rahmenkonzept für Männerpolitik(en) entwirft.

In dem Rahmenkonzept diskutiert *Markus Theunert* Fragen der Legitimität eigenständiger Männerpolitik(en), indem er auf zentrale Fragen wie Perspektiven, paradoxe Zielsetzung, das Verhältnis von Autonomie und Interdependenz oder etwa den Bezug zur Gleichstellungspolitik eingeht. Weiter skizziert der Beitrag Zielgruppen sowie Themenfelder und bietet so eine systematische Grundlage für Männerpolitik(en). Als Themen werden dabei Bildung, Arbeit, Gesundheit, Sexualität und Gewalt, als Zielgruppen Jungen, erwachsene Männer, Väter und ältere Männer identifiziert. Ergänzt werden diese beiden Dimensionen um die intersektionalen Querschnittsthemen Familien-/Wohnform, Beziehungsform, sexuelle Identität, Arbeitssituation, soziales Milieu, Migration und Behinderung.

Der anschließende Band gliedert sich in die Unterthemen Grundlagen, Zielgruppen, Themen sowie Männerpolitiken konkret. Das erste Kapitel eröffnet *Thomas Gesterkamp* mit einer journalistisch inspirierten Verortung als „selbstbewusst und männerparteilich“ (S. 76) zwischen Feminismus und Antifeminismus. Der eingängig zu lesende Beitrag positioniert so das Thema Männerpolitik(en). Deutlicheren Anschluss an feministische Positionen sucht *Erich Lehner*, der die Einstellung von Männern zur Gleichstellung analysiert. Er erklärt „caring masculinities“ (S. 92) zum positiven Leitbild von Männerpolitik(en). *Michael Tunc* führt die theoretische Debatte weiter fort, indem er das Intersektionalitätskonzept insbesondere am Beispiel ethnisierter Männlichkeitskonstrukte ausarbeitet. Über Anschlüsse an US-amerikanische Empowerment-Ansätze fordert er „intersektionale Emanzipationsbündnisse“ (S. 119). *Henning von Barga* und *Andreas Goosses* beschließen das Unterthema, indem sie politische Dimensionen von Männerberatung dokumentieren. Neben einer Bestandsaufnahme zu Einrichtungen und Akteuren der Männerpolitik werden das Forum Männer dargestellt und der politische Diskurs anhand des *Spiegels* nachgezeichnet. Die beiden plädieren für Männlichkeitskritik und skizzieren anschließende Fragen.

Im folgenden Unterkapitel werden – analog zur Einführung – die Zielgruppen von Männerpolitik(en) dargestellt. *Reinhard Winter* wirft einen Blick auf Jungenpolitik. Er fordert Differenzierungen zwischen unterschiedlichen Jungen, nennt Themenfelder und verortet Jungenpolitik zwischen Männlichkeitskritik sowie Geschlechterbezug und grenzt sich dabei von maskulinistischen Perspektiven ab, indem er als Ziel „strukturelle Veränderung“ (S. 161) benennt. *Andreas Bortler* definiert Väterpolitik als „die Summe aller Maßnahmen, mit denen bezweckt wird, väterliche Leistungen anzuerkennen, zu fördern, zu beeinflussen oder durchzusetzen“ (S. 177). Besonderes Augenmerk legt er dabei auf die Sensibilisierung von Vätern für die Wahrnehmung ihres Interesses an familiärem Engagement. Mit alt(ernd)en Männern nimmt *Eckart Hammer* eine bislang eher randständige Zielgruppe in den Blick. Dabei werden einerseits besondere gerontologische Risiken von alt(ernd)en Männern aufgezeigt, andererseits aber auch die Bedeutung dieser Männer in der Übernahme von Caretätigkeiten.

Das dritte Unterkapitel widmet sich spezifischen Themen von Männerpolitik(en). *Uni Boldt* entfaltet eine breite Perspektive auf Jungen in der Schule, benennt zahlreiche Problemlagen und deutet eine ganze Reihe von Lösungsmöglichkeiten an, die von Schulentwicklung über Väterarbeit bis zur Sensibilisierung von Lehrpersonen reichen. Daran schließt sich ein E-Mail-Interview von *Rainer Volz* mit dem Herausgeber an, in dem die Bedeutung von Erwerbsarbeit für Männer sowohl positiv als materielle Lebensgrundlage als auch negativ in ihrem „lebenstotalitären Charakter“ (S. 250) beleuchtet wird. *Thomas Altgeld* weist in seinem Beitrag zu Männergesundheitspolitik darauf hin, dass gerade in diesem Themenfeld ein negativer Blick auf Risiken und Probleme vorherrsche, der Männern geringeres Gesundheitsbewusstsein unterstelle. Er fordert in Präventionsprogrammen eine gendersensible Perspektive, eine „Stärkung männlicher Selbsthilfepotenziale“ (S. 275) und eine Sensibilisierung der MultiplikatorInnen. An diese Perspektive anschließend, argumentieren *Bruno Wermuth* und *Markus Theunert*, dass im aktuellen Diskurs männliche Sexualität auf Probleme reduziert werde, und schlagen – maßgeblich heterosexuell argumentierend – eine Differenzierung vor. Auf der individuellen Ebene stehen Aspekte wie Gesundheitsvorsorge, Schutz der persönlichen Integrität und der Intimsphäre im Vordergrund, auf der kollektiven Ebene geht es um den Schutz der öffentlichen Ordnung und der Gewerbefreiheit. Im Mittelpunkt beider „Schutzinteressen“ (S. 296) steht sexuelle Bildung als Konzept. Auch *Hans-Joachim Lenz* und *Olaf Kapella* nehmen einen Perspektivwechsel vor, indem sie aufzeigen, dass Männer als Betroffene von Gewalt bislang in ihrem Schutzbedürfnis in institutionellen Angeboten, öffentlicher Sensibilisierung und Forschungen zu Gewalt nicht ausreichend berücksichtigt werden. Als Grund geben sie die männliche Sozialisation an, die auf allen Ebenen auf eine „Desensibilisierung für die eigene Verletzlichkeit“ (S. 311) zielt.

Im vierten Unterkapitel wird in jeweils zwei Beiträgen der Stand von Männerpolitiken konkret dargestellt. Für Deutschland skizziert *Angela Icken* eine Politik der Geschlechtergerechtigkeit für Frauen und Männer als zunehmend akzeptierte Perspektive, *Dag Schölper* stellt anschließend gut sortiert männerpolitische Akteure dar. *Johannes Berchtold* betont für Österreich die besondere Bedeutung des Boys' Day als aktuelles Projekt zur Horizonterweiterung für Buben, *Jonni Brem* skizziert die dortige männerpolitische Szene. Für die Schweiz zeigt *Sylvie Durrer* die Bedeutung von Gleichstel-

lungsfragen für die Geschlechterpolitik, *Markus Theunert* schließt den Band mit einem Überblick über männerpolitische Initiativen in diesem Land.

Der Band ist eine wohlthuende Alternative zu den maskulinistischen Werken, die ansonsten zum Thema Männerpolitik kursieren. Interessant ist ebenfalls, dass den AutorInnen viel Platz eingeräumt wird, ihre Themen intensiv auszuarbeiten, die Länge der einzelnen Beiträge liegt meist bei 20 Druckseiten, was eine umfassende Thematisierung ermöglicht. Dies drückt sich beispielsweise darin aus, dass in mehreren Beiträgen theoretische Modelle erläutert werden, die helfen, das Feld Männerpolitik(en) zu systematisieren. Allerdings weist der Band trotz seines beachtlichen Umfangs Leerstellen auf. So ist die thematische Breite vor allem an „männerpolitischen Mainstreamthemen“ orientiert. Zu schwulen Lebensweisen, zu Männlichkeit und Raum, Kriminologie, historischen Transformationen oder etwa zu nicht-normativen Männlichkeitskonzeptionen (jenseits der Thematisierung von Migration unter dem Stichwort Intersektionalität) findet man in dem Band wenig. Die prominente Stellung von (heterosexuellen) Vätern entspricht sicherlich den Lebens- und Politikrealitäten, trägt gleichzeitig aber das Risiko einer heteronormativen Perspektive in sich. Ebenso wird das Thema Beruflichkeit lediglich in einem Beitrag besprochen, wengleich sich neben der „Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ auch andere Themen für Männerpolitiken im Feld Beruflichkeit denken ließen. Das Buch ist trotz dieser Einschränkungen unbedingt empfehlenswert.

Zur Person

Jürgen Budde, Prof. Dr., Professor für Theorie der Bildung des Lehrens und Lernens an der Universität Flensburg. Arbeitsschwerpunkte: Heterogenität in Bildungsinstitutionen, Praxeologie neuer Lernkulturen, Erziehungsprozesse in Schule und Unterricht, pädagogische Organisationsentwicklungsforschung, qualitative Forschungsmethoden.

Kontakt: Universität Flensburg, Auf dem Campus 1 A, 24943 Flensburg

E-Mail: juergen.budde@uni-flensburg.de

Diana Lengersdorf

Sylka Scholz, 2012: *Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. 290 Seiten. 27,90 Euro

Spätestens vor der Tür öffentlicher Toiletten wird die Entscheidung für „Herren“ oder „Damen“ dringlich. Während Frauen jedoch über eine wissenschaftliche (und politische) Tradition verfügen, ihr Geschlecht-Sein, Geschlecht-Haben und Geschlecht-Tun in den Blick zu nehmen, können Männer dies erst seit ungefähr 20 Jahren und auch nicht kontinuierlich, sondern eher nach Themenlage. Dies erstaunt nicht nur Sylka Scholz, die Autorin des Buches „Männlichkeitssoziologie“. Angesichts gravierender Transformationsprozesse in den Geschlechterverhältnissen und in zentralen gesellschaftlichen

Machtfeldern stellt sich die Frage, wie männliche Lebenslagen und Männlichkeiten von diesen Entwicklungen betroffen sind, dringlicher denn je. Scholz geht es demnach um einen ursoziologischen Gegenstand: den Wandel von gesellschaftlichen Verhältnissen. Zentrale Erkenntnisgewinne sind für Scholz dabei in einer „Theoretisierung von ‚Männlichkeit(en) in Geschlechterverhältnissen““ (S. 22) zu erzielen. Sie weist darauf hin, dass in der Soziologie kaum grundlegende Arbeiten zu einem soziologischen Begriff von Männlichkeit vorliegen, mit dem auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse hinreichend in den Blick genommen werden können.

Scholz, die zu den Pionierinnen der Männlichkeitsforschung im deutschsprachigen Raum zählt, hat ein grundlegendes Werk der Frauen- und Geschlechterforschung vorgelegt. Sie beginnt ihr Buch mit einer Diskussion zentraler Konzepte der Männlichkeitsforschung (Kapitel 2), um sich anschließend mit methodologischen Fragen der Erforschung von Männlichkeiten auseinanderzusetzen (Kapitel 3). In den folgenden drei Kapiteln werden systematisch drei zentrale männliche Macht- und Handlungsfelder analysiert: Erwerbsarbeit (Kapitel 4), Politik (Kapitel 5) und Militär (Kapitel 6). Das abschließende Fazit (Kapitel 7) weist auf theoretische wie empirische Forschungsdesiderata hin.

Auf der Basis zweier für die Männlichkeitsforschung grundlegender (soziologischer) Konzepte eröffnet Scholz zunächst einen Möglichkeitsraum für ihre Konzeption von Männlichkeit. Sie bringt das Konzept hegemonialer Männlichkeit, das maßgeblich von der Soziologin Raewyn Connell entwickelt wurde, mit Pierre Bourdieus Analysen zur männlichen Herrschaft in einen Dialog. Er kreist um Fragen gesellschaftlicher Reproduktion von Herrschaft. Scholz' Argumentation läuft auf ein empirisches Forschungsprogramm zu: Ihr Anliegen ist eine Analyse von Wandlungsprozessen männlicher Herrschaft in drei sozialen Feldern. Mit Erwerbsarbeit, Politik und Militär fokussiert sie zugleich jene Felder, die – hier allerdings vor allem theoretisch – von Bourdieu und auch Connell zu zentralen Feldern der Aushandlung von Männlichkeit erklärt wurden. Der Autorin geht es neben einer Rekonstruktion der Eigenlogiken vor allem um den empirischen Vergleich. Durch den Prozess der Kontrastierung erwartet sie grundlegende Erkenntnisse über die Frage, ob eine übergreifende Form hegemonialer Männlichkeit vorherrscht oder von einem Nebeneinander unterschiedlicher Formen auszugehen ist. Bevor Scholz zu ihren empirischen Untersuchungen überleitet, setzt sie sich zunächst systematisch mit weiteren Bausteinen ihres Theoriegebäudes auseinander. So klärt sie den Begriff der Modernisierung, vor dessen Hintergrund der soziale Wandel von Geschlechterverhältnissen denkbar wird, und elaboriert daran anschließend verschiedene (historische) Wandlungsphänomene in den Geschlechterverhältnissen der DDR/BRD und im „vereinten“ Deutschland. In einem eigenen Kapitel zu methodologischen und methodischen Fragen der Erforschung von Männlichkeiten zeichnet Scholz historische Pfade nach und verknüpft diese mit aktuellen methodologischen Diskussionen, wozu auch die Auseinandersetzung um Verfahren zur Analyse visuellen Materials gehört.

Den Schwerpunkt des Buches bildet allerdings die Rekonstruktion der Eigenlogiken der drei ausgewählten Felder vor dem Hintergrund eines Wandels der Geschlechterverhältnisse. Im ersten Teil stehen vor allem die Eigenlogiken des Transformationsprozesses im ökonomischen Feld sowie die Frage im Fokus, inwiefern der Wandel von Erwerbstätigkeit mit Herausforderungen industriegesellschaftlicher Männlichkeitskonstruktionen einhergeht. Scholz weist darauf hin, dass diese Herausforderungen sich maßgeblich auf

Veränderungen in den Geschlechterarrangements beziehen. Der „Geschlechtervertrag“ zwischen Alleinernährer und Hausfrau wird ebenso zunehmend aufgekündigt, wie sich die klare Trennung von Familien- und Berufsarbeit weniger geschlechterstereotyp aufrechterhalten lässt. Aber auch neue Diskurse, wie der „neue Manager“ oder die „Show des Scheiterns“, sind Herausforderungen an Männlichkeiten, da sie bisherige Verknüpfungen von Erwerbsarbeit und Männlichkeit brüchig erscheinen lassen.

Die zweite große Analyse befasst sich mit Transformationen im Feld der Politik. Scholz fokussiert hierbei auf die „[d]iskursive Delegitimierung männlicher Herrschaft in der parlamentarischen Demokratie“ (S. 132ff.). Ihr Interesse richtet sich auf die Kandidatur Angela Merkels 2005 und die damit einhergehende Diskursivierung des Zusammenhangs von Politik und Männlichkeit. Abschließend wendet sich Scholz dem Militär zu. Auch dieses Feld ist durch eine zunehmende Integration von Frauen herausgefordert. Hier arbeitet Scholz die emotionale Dimension hegemonialer Männlichkeit heraus, die eine maßgebliche Rolle bei der Sozialisation zur (beruflichen) Ausübung von Gewalt spielt. Eine „emotionale Fundierung“ (S. 28) des Konzepts hegemonialer Männlichkeit stellt für Scholz einen der grundlegenden Ansatzpunkte für eine Erweiterung dar. In ihrem Fazit nennt die Verfasserin systematisch weitere zentrale Forschungsdesiderata der aktuellen Männlichkeitssoziologie auf der Basis ihres Materials. So geht es um die Fragen, ob „die Integration von Frauen langfristig die Strukturlogik der Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit verändert“ (S. 257), wie „hegemoniale Männlichkeiten miteinander interagieren, sich wechselseitig stärken oder auch miteinander konkurrieren“ (S. 251), aber auch darum, „ob für Frauen in den jeweiligen sozialen Eliten Weiblichkeit noch eine zentrale Kategorie in ihren sozialen Praxen ist“ (S. 257). Für Sylka Scholz sind dies alles empirische Fragen, die einer soziologischen Klärung bedürfen.

Sich mit Männlichkeiten auseinanderzusetzen, ist eine vielschichtige Angelegenheit, bei der nur wenig Hilfe aus der soziologischen Tradition zu erwarten ist. Auch innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung ist die Relevanz der Erforschung von Männlichkeiten umstritten. Die Forschungspraxis von Scholz, die sich im Text widerspiegelt, lässt sich dabei als eine systematische Suche nach Irritation beschreiben. Scholz erspart der LeserInnenschaft diese Irritation nicht, sondern führt sicher durch ein Dickicht aus sozialen Phänomenen, Forschungsprojekten, Theorien und empirischen Daten, die gegenstandsbezogen mit verschiedenen Verfahren erhoben wurden. Die Komplexität der Erforschung von Männlichkeiten in Geschlechterverhältnissen wird so erfahrbar. Zugleich gelingt es Scholz, immer wieder konzeptionelle Fundamente zu schaffen, die Haltepunkte für den Erkenntnisgewinn sind. Besonders hervorzuheben ist weiterhin, dass sich Scholz nicht nur in (gängiger) Perspektive auf kapitalistische Gesellschaften fokussiert, sondern sie explizit „Überschneidungen von postsozialistischen, nationalstaatlich-kapitalistischen und globalen Transformationsprozessen“ (S. 12) untersucht. Die besondere Stärke der Untersuchung sehe ich zudem in deren empiriegeleiteter Theoriebildung. Scholz zeichnet detailliert nach, wie bestehende Konzepte immer wieder durch die Empirie irritiert werden und welche – theoretischen – Konsequenzen daraus folgen. Damit ist Scholz’ „Männlichkeitssoziologie“ im besten Sinne eine soziologische Grundlagenarbeit.

Zur Person

Diana Lengersdorf, Prof. Dr., Humanwissenschaftliche Fakultät und zentrale Einrichtung „Genderstudies in Köln“ (GeStiK), Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Techniksoziologie, Organisationssoziologie, qualitative Methoden, Soziologie sozialer Praktiken.

Kontakt: Universität zu Köln, Gronewaldstraße 2, 50931 Köln

E-Mail: diana.lengersdorf@uni-koeln.de

Nina Wehner

Diana Baumgarten, 2012: *Väter von Teenagern. Sichtweisen von Vätern und ihren jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung*. Opladen, Berlin, Toronto: Budrich UniPress. 217 Seiten. 24,90 Euro

Beim Thema Elternschaft reproduzierte die Familienforschung lange Zeit implizit eine Hauptzuständigkeit von Müttern für Kinder, indem sie sich vor allem mit ihnen beschäftigte – Vaterschaft und Väterlichkeit etablierten sich erst in den letzten Jahren als Forschungsgegenstand. Während Väter also allmählich mehr in den Blick kommen, existieren noch immer kaum Untersuchungen über die Vater-Kind-Beziehung (S. 20). Die wenigen dazu vorliegenden Studien fokussieren vor allem auf besondere Vätergruppen wie etwa „neue“ Väter, soziale oder schwule Väter. Studien zur weiterhin häufigsten Konstellation – dem mit seinen leiblichen Kindern zusammenlebenden Vater – gibt es bisher kaum. In ihrer jüngst erschienenen Dissertation legt Diana Baumgarten nun eigene empirische Ergebnisse zu diesem innerfamilialen Verhältnis vor. Die Arbeit ist zugleich ein Plädoyer, Väter und deren Kinder als eigenständigen Untersuchungsgegenstand ernst zu nehmen, daher stellt Baumgarten die Sichtweisen von Vätern und deren jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung zueinander ins Zentrum. In einem qualitativen Design hat sie acht Vater-Kind-Paarungen miteinander verglichen. Sie führte teilnarrative Leitfadenterviews mit acht Deutschschweizer Vätern (zwischen 46 und 58 Jahre alt) und deren jugendlichen Kindern (zwischen 16 und 21 Jahre alt).

Aufbau

Die Autorin gibt zunächst einen Überblick über den Stand der Forschung zu Vaterschaft und Vätern in Familiensoziologie, Psychologie und Pädagogik. Sie diskutiert unter anderem bindungs- und beziehungs-theoretische Ansätze und kritisiert die Dominanz entwicklungspsychologischer Ansätze, in denen der Vater entweder keine Rolle spielt oder nur bezüglich seines Einflusses auf die sozio-kognitive und emotionale Entwicklung des Kindes interessiert (S. 28). In den folgenden Kapiteln präsentiert sie ihre Forschungsfragen und erläutert das methodische Vorgehen. Das Zentrum der Arbeit bildet die anschließende umfangreiche Darstellung der aus dem Interviewmaterial entwickelten Vätertypologie. Baumgarten unterscheidet drei Vätertypen: die „äquivalenten Väter“, die „supplementä-

ren Väter“ und die „Satelliten-Väter“. Zentrales Kontrastierungsmerkmal dieser Typologie ist die Selbstpositionierung der Männer innerhalb ihrer Familie – inwiefern sie sich selbst als gleichwertig mit der Mutter („äquivalent“), als nachgeordneter, ergänzender Elternteil („supplementär“) oder als vom Zentrum der Familie entfernt („Satelliten“) sehen.

Drei Vätertypen

Die drei Vätertypen werden im Ergebnisteil detailliert vorgestellt. Sie unterscheiden sich unter anderem darin, wie ihr Kinderwunsch gelagert war: Die äquivalenten Väter weisen am stärksten einen eigenständigen Kinderwunsch auf, der auch unabhängig von ihrer Partnerin existierte und auf ein Kind als Beziehungsgegenüber zielte, während die supplementären Väter sich ein Kind erst im Laufe ihrer konkreten Partnerschaft vorstellen konnten und die Satelliten-Väter dies vor allem als Wunsch ihrer Partnerin beschreiben. Sie haben auch unterschiedliche (Ideal-)Vorstellungen von der Beziehung zu ihren Kindern: Die äquivalenten Väter messen dem gemeinsamen Alltag eine hohe Bedeutung bei, bei den anderen beiden Vätertypen sind außeralltägliche gemeinsame Events bzw. gemeinsame Freizeitbetätigungen wichtiger. Dies schlägt sich auch in einer unterschiedlichen Art der eigenen Beziehungsgestaltung nieder. Während die äquivalenten Väter vor allem die alltägliche Kommunikation mit den Kindern betonen, heben die supplementären Väter auf die Bedeutung gemeinsamer (vom Vater initiiertes) Erlebnisse ab; die Satelliten-Väter nutzen vorhandene Übereinstimmungen von Freizeitinteressen zwischen ihnen und ihren Kindern. Am Schluss jeder Typendarstellung vergleicht die Autorin, inwiefern die Sichtweisen der Kinder mit denen der zugehörigen Väter übereinstimmen. In der Schlussdiskussion werden die Vätertypen nochmals verdichtet zusammengefasst und verglichen, bevor zentrale Ergebnisse in Anbindung an geschlechtertheoretische Annahmen und bestehende Forschungsarbeiten formuliert werden.

Hohe Ansprüche an die Vater-Kind-Beziehung

Baumgarten geht der Frage nach, was Vater-Kind-Beziehungen aus Sicht der Beteiligten ausmacht. In ihrem Fazit verzeichnet sie einen allen Vätertypen gemeinsamen hohen Anspruch an eine gute Vater-Kind-Beziehung: So unterschiedlich ihre Vorstellungen und Handlungsweisen als Väter auch sind, für alle Väter ist es sehr bedeutsam, eine eigenständige emotionale Beziehung zum eigenen Kind zu haben (S. 179f.). Des Weiteren reflektiert die Autorin über die Zusammenhänge der beschriebenen väterlichen Selbstwahrnehmungen und Praxen mit Männlichkeitskonstruktionen. Sie verweist beispielsweise auf den Stellenwert von (Außen-)Aktivitäten mit dem Kind als Bestandteil von Fürsorglichkeit von Vätern. Speziell außeralltägliche väterliche Aktivitäten wie Ausflüge, die gerne kritisiert werden („Väter konzentrieren sich nur auf die Beschäftigungen mit Freizeitwert“), rekonstruiert Baumgarten als eine eigene Möglichkeit väterlicher Fürsorge gerade traditionell orientierter Väter: „Indem sich Väter auf den eher männlich besetzten außerfamilialen Bereich konzentrieren, können sie sich an der Fürsorge für ihre Kinder beteiligen, ohne ihre Vorstellungen über Geschlecht verändern zu müssen“ (S. 181).

Schließlich wirft sie die Frage auf, inwiefern „emotional-fürsorgliche Vaterschaft“, wie etwa bei den äquivalenten Vätern beschrieben, Bestandteil „hegemonialer Männ-

lichkeit“ (S. 185f.) sein kann. Zumindest wird mit dem Typus des äquivalenten Vaters ein empirisch auffindbares Beispiel vorgestellt, wie väterliches Handeln als gleichwertiges elterliches Tun angesehen und damit das Hierarchieverhältnis zwischen Mutter- und Vaterschaft ausgehebelt werden kann. Mütter und Väter müssen nicht in allen Bereichen das Gleiche tun – sie können je eigene Zuständigkeiten im Umgang mit den Kindern haben –, entscheidend ist ein Verständnis von Gleichwertigkeit als Elternteil. „Dies ermöglicht Vätern eine Selbstpositionierung, die ohne Mutterschaft als ständige Bezugsfolie auskommt“ (S. 184).

Resümee

Mit ihrem konsequent auf Väter und deren Kinder ausgerichteten Analysefokus leistet Diana Baumgarten einen wichtigen empirischen Beitrag zur Familienforschung sowie zur Forschung zu Vaterschaft/Väterlichkeit und Männlichkeit. Zwei Irritationen traten bei der Lektüre auf: In der Ergebnisdarstellung erstaunt, dass bei der Benennung der Vätertypen dem Vergleich zur Mutter ein so starkes Gewicht zukommt („äquivalent“ zur Mutter etc.), ist es doch ein großes Anliegen dieser Studie, die Eigenständigkeit der Vater-Kind-Beziehung herauszuarbeiten. Dass diese Positionierung innerhalb der Familie in den Interviews mit den Männern offensichtlich so zentral war, ist ein frappierender Befund. Anscheinend ist es ihnen nicht möglich, über die eigene Vaterschaft zu sprechen, ohne eine Relationierung zur Mutter vorzunehmen.

Eine zweite Irritation macht sich am Untertitel des Buches fest: Während dieser einen gleichberechtigten Anteil der Sichtweisen von Vätern und jugendlichen Kindern auf ihre Beziehung zueinander verspricht, bildet sich im Aufbau der Ergebniskapitel ab, dass vor allem die Väter im Zentrum der Analyse stehen; die jugendlichen Kinder werden eher als eine Art Validierungsinstanz hinzugezogen, ihre Sichtweise auf die Beziehung zum Vater bleibt recht beschränkt. Es ist durchaus interessant, zu lesen, inwiefern die Einschätzungen der Kinder mit denen der Väter übereinstimmen, aber es bleibt offen, welche eigenen Themen und Motive sich aus den Interviews mit den Teenagerkindern bezüglich deren Beziehung zu ihren Vätern rekonstruieren ließen – über diejenigen aus den Väterinterviews hinaus.

Dessen ungeachtet liest sich das Buch in allen Teilen sehr gut und informativ. Die Vätertypen werden in der detaillierten Beschreibung, in der Kontrastierung untereinander und mit den ergänzenden Sichtweisen der jeweiligen Kinder sehr plastisch. Insgesamt wird damit der Anspruch der Autorin eingelöst, „die Vielgestaltigkeit väterlichen Tuns sichtbar“ (S. 5) zu machen.

Zur Person

Nina Wehner, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Arbeitsschwerpunkte: Familiengründungsprozesse, Männlichkeit, Geschlechterungleichheiten, qualitative Methoden.

Kontakt: Zentrum Gender Studies, Petersgraben 9/11, CH-4051 Basel

E-Mail: nina.wehner@unibas.ch